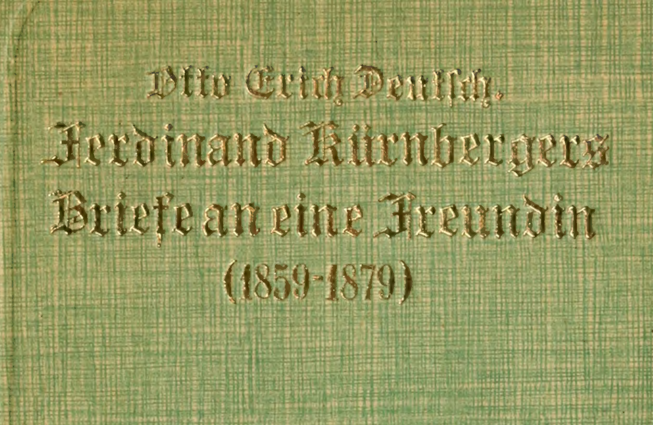
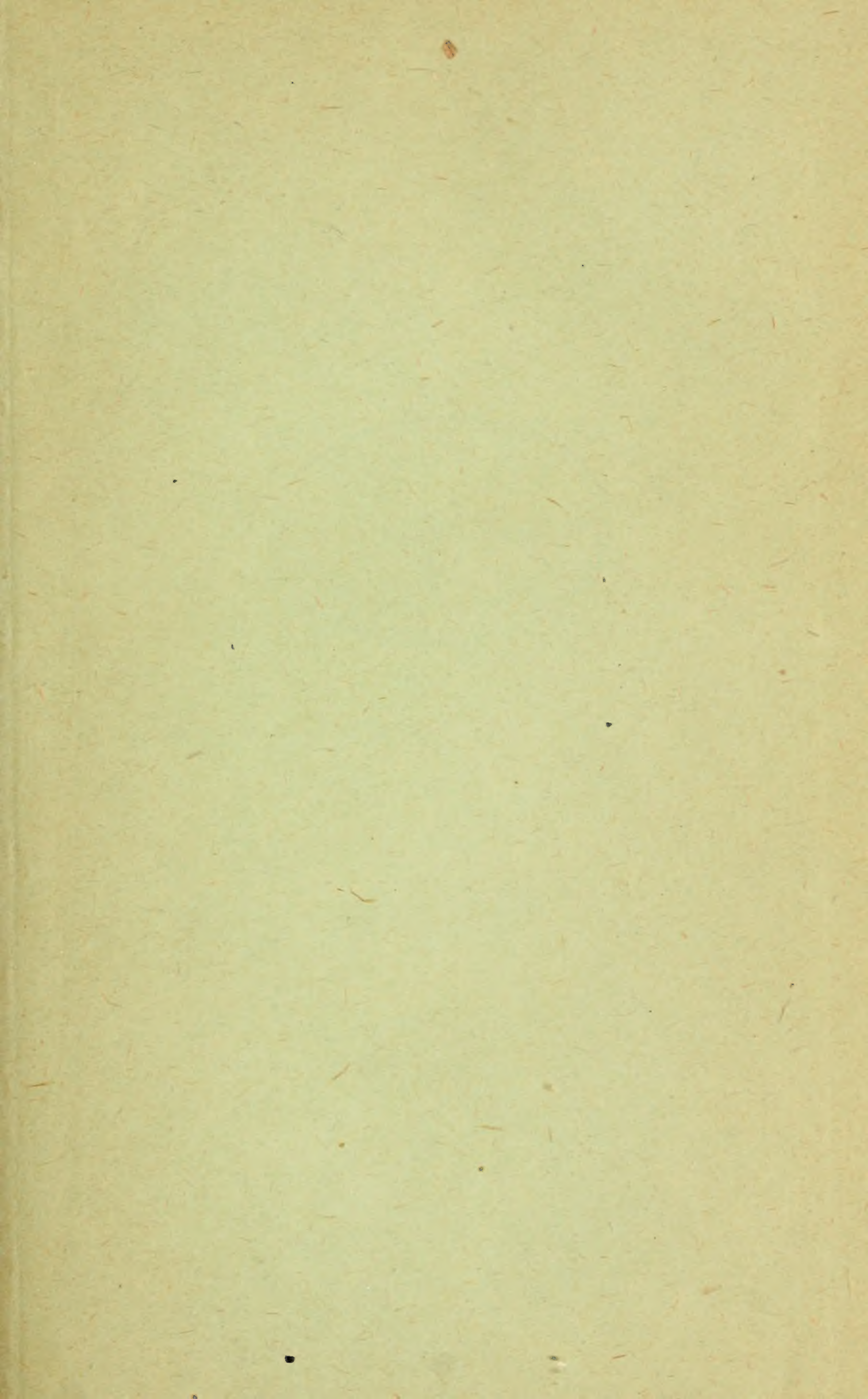
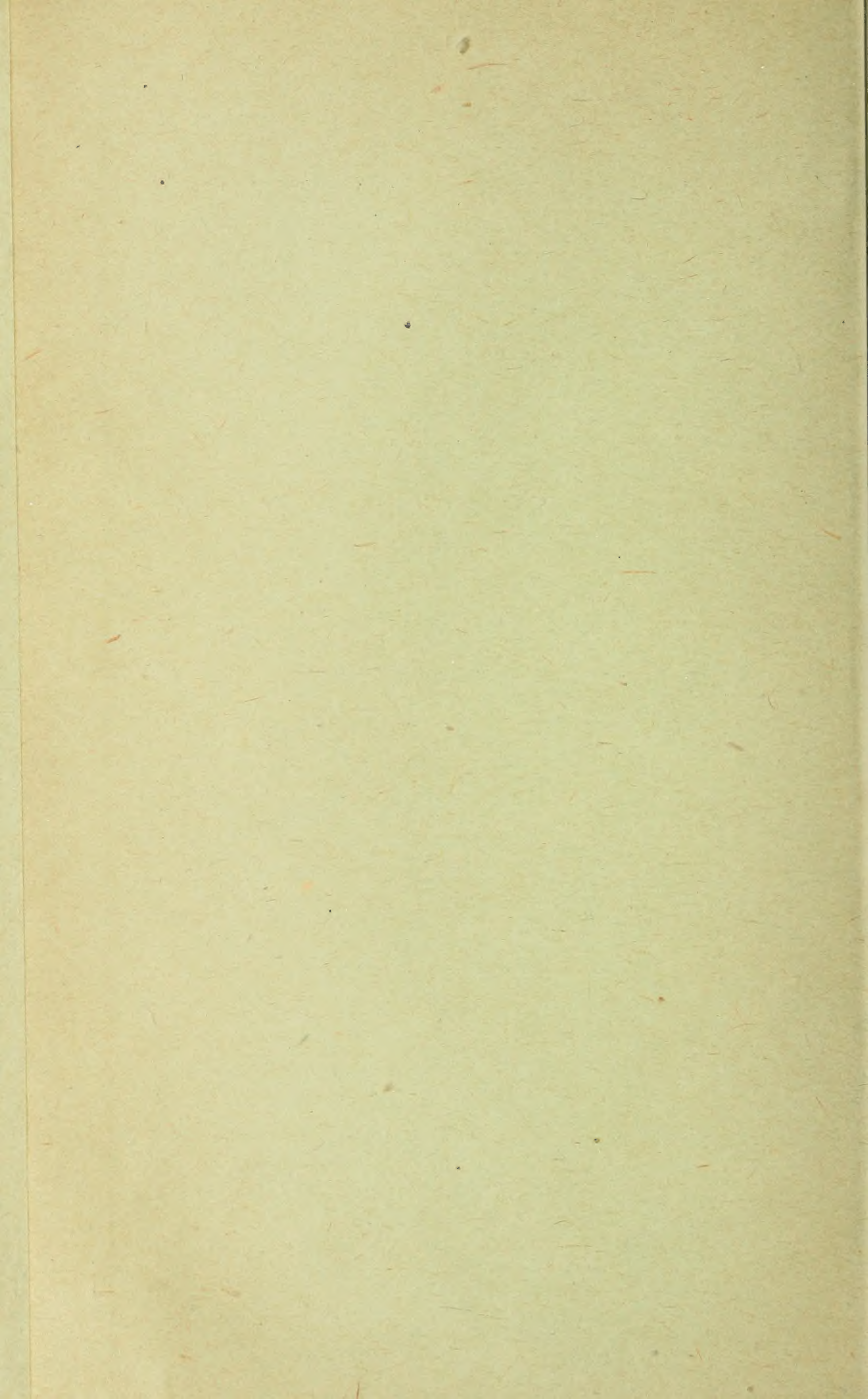
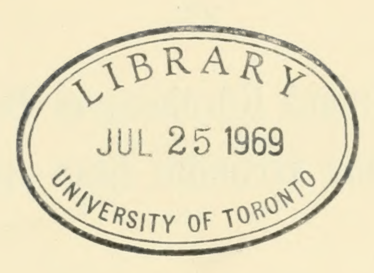

Otto Erich Deutsch.
Ferdinand Kürnbergers
Briefe an eine Freundin
(1859-1879)









Schriften
des
Literarischen Vereins in Wien.

VIII.

Ferdinand Kürnbergers Briefe an eine Freundin (1859—1879).

Herausgegeben
von
Otto Erich Deutsch.

Wien 1907.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Ferdinand Kürnbergers Briefe an eine Freundin (1859—1879).

Herausgegeben

von

Otto Erich Deutsch.

Wien 1907.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-
Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Einleitung.

Auch dieses Vorwort ist eigentlich ein Epilog, der leicht in eine Apologie des Herausgebers ausarten könnte. Der aber will, am Ende langwieriger Vorarbeiten, für dieses erste Kürnberger-Buch nicht nur die großen Schwierigkeiten ins Treffen führen, die der Briefkommentar bei einem „der Zukunft reponierten“ Dichter mit sich bringt. Er will auch gerne gestehen, daß ihm diese Briefausgabe einigermaßen erleichtert worden ist: durch Kürnbergers Nachlaß, den er glücklich wiederfand, und durch den Verkehr mit der Adressatin, die er vor einiger Zeit noch am Leben traf.

Und warum sollte der Herausgeber nicht auch gestehen, daß ihm diese Arbeit eine helle Freude war und ihn im voraus gegen die Unbill der strengsten Kritik gefeit hat? Sie bedeutete für ihn die Erfüllung einer Jünglingssehnsucht; wenigstens eine vorläufige, da die Gesamtausgabe der Werke Kürnbergers noch in Frage steht. Sie bedeutete aber auch die Erfüllung einer Jünglingshoffnung: der große Deutsche, der größere Österreicher, der Mann in der Geschichte Wiens — Ferdinand Kürnberger war auch ein ganzer Mensch!

Diese Erkenntnis, die aus den bisher verborgenen Briefen an Kürnbergers Lebensfreundin sprießt, ist neu

und überraschend. Flüchtige Bekannte und posthume Freunde hatten mit verblüffender Sicherheit sein Lebensbild verzeichnet. Wenn sich Kürnberger nicht selbst schon gegen die unliebenswürdigen Nachrufer im Streite um seine Persönlichkeit gewehrt hätte, dann wären auch seine treuesten Jünger in die Versuchung gekommen, ihn für einen weltfremden, mißvergnügten Sonderling zu halten. Und wirklich glauben viele aus der kleinen Schar der Kenner und Verehrer Kürnbergers noch heute daran, daß sich nicht nur sein Talent, sondern auch sein Charakter in der Stille der „mehrfach verstockten" Klause gebildet habe, daß der scheu Zurückgezogene unberührt geblieben ist vom glühenden Strom der Welt.

Der Herausgeber dieser Briefe hat das Bewußtsein, den großen Mann schon gekannt und geahnt zu haben, bevor er noch seine Freundin gefunden hatte. Er hat den Kürnberger noch in der Schule lieben und seine Werke bibliographisch sammeln gelernt. Und dann setzte er sich eines Tages hin und schrieb zu irgendeinem Gedenktag einen „Weckruf an Ferdinand Kürnberger". Das Manuskript wurde trotz seines kolossalen Umfanges für eine ehrenvolle Publikation angenommen — offenbar der guten Sache wegen —, aber glücklicherweise nicht gedruckt, bevor der nun doch noch reifer gewordene Autor es zurückerbeten hatte. Einige Sätze seien aus dieser schon vergilbenden Schrift gerettet:

Ein schroffes selbstbewußtes Äußere machte den Dichter für jeden, der ihm ferner stand, geradezu ungenießbar. Aber die abstoßende Härte war nur an der äußeren Rinde seines Herzens fühlbar: ein Panzer, wie ihn die Natur gerade den edelsten Organismen gegen die zudringliche Mitwelt verleiht. Wer sich einmal durchgeknuspert hatte,

dem war's bald wohl und heimlich in diesem guten, treuen Herzen. Und sein Selbstbewußtsein verteidigte Kürnberger damit: „Weil ich nicht Gemeinschaft habe mit den Sudlern, weil ich Achtung habe vor literarischer Produktion, weil mich Unmut über die Liederlichkeit erfaßt, mit der das professionelle ‚Schreibervolk‘ arbeitet, weil ich auf Sauberkeit des Stiles halte und das, was ich bringe, dem Begriff von schriftstellerischer Würde und literarischem Anstande entspricht, weil ich meinen Wert kenne, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber stolz."

In der Erkenntnis von der Vollmenschlichkeit Kürnbergers liegt wahrscheinlich der moralische Wert dieser Publikation. Die Briefe, aus denen nur allzumenschliche Tagtäglichkeiten (doch etwa die Hälfte des Materials) ausgeschieden wurden, haben zwar vor allen anderen Kürnbergers auch das voraus, daß sie zwanzig Jahre seiner reifsten Zeit umfassen und ohne Konzept abgeschickt, mehr gesprochen als geschrieben worden sind: aber auch in ihnen erweisen sich nur wieder die längst geschätzten Fähigkeiten und Charakterzüge des Stilisten, Denkers, Kritikers, Naturschilderers und Politikers, der wie keiner würdig ist, neben Lessing und Bismarck zu stehen. Ein Erzieher des deutschen Volkes, der selbst die Politik mit Kultur betrieb!

Kürnbergers Name ist in den letzten Jahren wieder zur Scheidemünze des gebildeten Österreichs geworden, ohne daß jeder Makler Auskunft über die Legierung geben könnte. Kürnbergers früher arg verkannte Eigenart ist in jüngerer Zeit von Karl Kraus, Otto Wittner, Hermann Bahr so scharf und treffend umschrieben worden, daß sich der Herausgeber auf eine bescheidene Zustimmung beschränken kann. Sein Amt ist das eines Mittlers, der nach besten Kräften das literarische Erbe Ferdinand Kürnbergers zu retten versucht.

Zu seinen Pflichten rechnet er auch, das Lebensbild des Künstlers getreulich festzuhalten, das bisher in der Literaturgeschichte bedenklich schwankte. Wenn diese Einleitung dennoch keine Biographie Kürnbergers enthält, so erklärt sich das, wie der Fund des ganzen Nachlasses, aus einem glücklichen Zufalle. Es fand sich nämlich unter den ungedruckten Briefkonzepten und -abschriften auch ein Schreiben, das Kürnberger für Konstantin v. Wurzbach, als seblstbiographischen Beitrag zu dessen österreichischem Lexikon bestimmt, aber wahrscheinlich nicht abgesandt hat. Diese fragmentarisch erhaltene und vielleicht auch nie vollendete Lebensskizze, die vor dem Textteil des Buches eingeschaltet wurde, reicht nun glücklicherweise ungefähr bis zu der Zeit, wo die Briefe Kürnbergers an die Freundin einsetzen. Die Bemerkungen, die sich der Herausgeber nach dem Motto „Nulla dies sine sublinea" nicht versagen konnte, ergänzen den Selbstbericht Kürnbergers und seine Briefe vielleicht so weit, daß dieses Buch vorläufig eine Biographie ersetzen könnte[1].

Was Kürnbergers Briefe für die deutsche Literatur bedeuten, ist von den Herausgebern einzelner Stücke und ganzer Serien (am besten zuletzt von Max Morold) so oft gesagt worden, daß hier nur mit des Dichters eigenen Worten der Hinweis erübrigt, was Briefe in seinem ganzen Lebenswerk für eine Rolle spielten. Am 2. Februar 1878, allerdings im unfruchtbarsten Jahre seiner Reifezeit, schrieb Kürnberger an eine Wienerin: „Wer mir begegnet und

[1] Die Anmerkungen beruhen zum größeren Teil auf eigenen Forschungen des Herausgebers. Das Tagebuch Kürnbergers (1863—1879) im Wiener Rathause konnte noch nicht benutzt werden. Nur eine ziemlich verläßliche „Feuilleton-Konskription" Kürnbergers stand zur Verfügung, die von 1865 bis 1877 reicht.

mich fragt: was arbeiten Sie jetzt? dem antworte ich: Briefe. Ich habe es immer gesagt und sage es bei jeder Gelegenheit: Ein Schriftsteller, auch wenn er noch so viele Bände hinterläßt, repräsentiert damit nur den kleineren Teil seiner Tätigkeit; das Meiste, was er geschrieben hat, sind — Briefe."

Und die Empfängerin der meisten Briefe Ferdinand Kürnbergers war unsere Freundin, wie wir die edle Frau von nun an nennen wollen. Der Herausgeber, den kunst- und musikhistorische Studien weitab von seinen Knabenplänen geführt hatten, fand sie von ungefähr, als ihm bei Schubertarbeiten im Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde" Kürnbergers verbindender Text zu Schumanns „Manfred" (vgl. S. 389) in die Hände fiel und er sich die Erlaubnis zur Publikation verschaffen wollte. Die Freundin hatte im Sinne Kürnbergers und im Einverständnis mit seinen Erben den Nachlaß verwahrt, als auch der dritte Verwalter gestorben war. Zuerst war V. K. Schembera um Kürnbergers Werke bemüht gewesen, der 1884 schon eine Gesamtausgabe durchzusetzen versuchte; dann Wilhelm Lauser und endlich Leopold Rosner. Trotz allem Eifer war bisher aber nur Stückwerk möglich und dreimal wanderte der Nachlaß Ferdinand Kürnbergers, nur wenig gelichtet, zu seiner Freundin. Die letzte Entführung war hoffentlich die allerletzte.

Die Charakteristik der Freundin soll durch ein Selbstgeständnis und wieder durch ein paar Sätze Kürnbergers gegeben werden, da der Herausgeber nicht mehr ganz unbefangen über sie urteilen kann. Er verehrt in ihr nicht nur eine eifrige Mitarbeiterin, sondern selber eine Freundin, der er zeitlebens ein treues Angedenken bewahren wird.

Drei Briefstellen erzählen deutlich davon, was diese

Frau für Kürnberger bedeutete. Der Brief vom 28. Jänner 1860 beginnt und schließt mit folgenden Worten: „Du darf man ja nicht sagen. Wenistens in Prosa nicht Aber ist das nicht seltsam? In Versen darf ich's ohne Anstand sagen. Juheh! welche Entdeckung! Künftig will ich in Versen an Sie schreiben. Z. B. so:

Liebes Kind, ich danke dir!
Dicht am Herzen ruhst du mir!
Ob ich schweige, ob ich rede,
Dein gedenk' ich für und für
Diese Stunde, jene, jede!

— — — — — — —

Und für dich selbst, mein gutes Kind,
Die besten treusten Grüße!
Ich streu' sie aus in alle Wind',
In alle Bäch' und Flüsse.
Und wo dein Band im Winde weht,
Da denk: ich halte dich;
Und wo im Fluß ein Wellchen geht —
Ein Spiegel sei's für mich!"

Die Freundin hatte den damals kleinen Ort Freising in Bayern mit den Worten gezeichnet: „Rings herum nichts und in der Mitte Häuser mit Heiligenbildern." Kürnberger antwortete darauf am 25. Februar 1860: „Eine köstliche Definition! Sie haben eine Gabe naiven Humors, von der Sie vielleicht selbst nichts wissen; aber ich habe sie oft bemerkt und mich oft erfreut daran."

Am 27. Oktober 1864 endlich schrieb er: „Vor allem meinen Dank für Ihre schmeichelhaften Worte über die Winkelmoos-Alm [Feuilleton in der alten „Presse", 14. Oktober 1864]. Es sind süße, beglückende Worte, die ich nur allzu lang entbehrt habe. Oft wenn ich etwas gemacht hatte, woran ich meine besseren Kräfte gesetzt —

und ich arbeite selten ohne diese —, wenn ich den Beifall meiner Freunde oder wohl gar meinen eigenen gewonnen — da hatte ich den Schmerz: die einzige Stimme, die ich am liebsten hörte, ist fern! ... Ihre Worte sind viel zu schön, und doch getraue ich mir nicht, sie als gewöhnliche Schmeicheleien und Redensarten abzulehnen; denn wenn sie auch mein Verdienst übersteigen, so ist doch zu deutlich, daß Sie nicht bloß lobten, um zu loben, sondern daß Sie Ihre Ausdrücke wählen, um etwas ganz Bestimmtes und Selbstgedachtes damit zu bezeichnen. Sie dienen einem Gefühl und einem Gedanken, welche mit innigster Sinnigkeit aus der Sache selbst geschöpft sind — nur allzu freundlich und liebevoll. Möchte es immer so sein! Es wäre mein schönster Zustand auf der Welt, wenn ich in Ihren Worten hören könnte, was zwar zum Teile mein wirkliches Verdienst ist, zum schöneren Teile aber Ihre Liebe und der Schwung Ihrer Seele. Man sagt oft, die Ehe ist ein Hemmschuh für Dichter, aber das wäre die echte Geist und Herz bereichernde Dichterehe."

Und die Freundin selbst hat nach 1880 in etwa hundert Gedichten bekundet, was Kürnberger aus ihr gemacht hat. Eines davon sei hierher gesetzt:

Wenn ich tausend Lieder fände
In der Tiefe meiner Brust,
Wenn zu singen ich vermöchte
Allen Schmerz und alle Lust:

Zög' von jedem dieser Lieder
Leise zu dir hin ein Klang,
Der du hast, ein Zaubermeister,
Stummem Mund entlockt Gesang.

*

Die Selbstbiographie Ferdinand Kürnbergers.

[München, im Frühjahr 1864.]

„Sehr verehrter Herr!

Ihre schmeichelhafte Zuschrift vom 27. Februar ist mir erst am 14. April, und zwar durch die Münchner Stadtpost zugekommen. Dieses Umstandes wegen bitte ich meine Verspätung zu entschuldigen.

Ihr Name ist jedem Deutschen und Östreicher durch langes verdienstvolles Wirken bekannt; Sie sind allzu bescheiden, wenn Sie die Erinnerung desselben an Einzelheiten wie die Sonntagsblätter oder selbst das biographische Lexikon knüpfen.

Mein Gedicht für Schleswig Holstein[1] hat mich bei den Kleindeutschen in einen bösen schwarzgelben Ruf gebracht, während auf der anderen Seite Wien und Östreich nicht die Notiz davon zu nehmen schienen, die es vielleicht mehr verdient hätte als z. B. das poetisch schwache Rheinlied von weil. Nikolaus Becker. Man sagt: habent sua fata libelli; aber die libelli politici scheinen ein fatum fatuum zu haben, um einen schlechten Wortwitz zu machen. Ihre freundliche Erwähnung dieses Gedichtes hat mir daher doppelt wohl getan. Ich danke Ihnen dafür.

Ihr ehrenvolles Verlangen nach meinen biographisch-literarischen Personalnotizen möge in nachstehenden Zeilen eine freundlich aufzunehmende Erledigung finden:

[1] „Aufruf für Schleswig-Holstein. Epistel an den Kaiser von Oesterreich. Gedichtet von Ferdinand Kürnberger. München, 1864. E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold)." Kl. 8. 8 S.

Ich bin am 3. Juli 1824[1] zu Wien geboren. Als viertes von fünf Kindern mittelloser Eltern schien mir die Möglichkeit einer höheren Erziehung nicht vom Glücke geboten; doch hielt man es selbstverständlich, vor meinen übrigen Brüdern[2] mich „studieren zu lassen". Meiner Schullaufbahn lächelten ein paar freundliche Sterne. Als ich die 1. Klasse der Normalschule zu St. Anna besuchte, hatte ein gemütlicher Östreicher, ein adelicher Beamter in Verona, den liebenswürdigen Einfall, für den „fleißigsten und talentvollsten" Schüler jener Klasse, welcher er einst selbst angehört, eine Einlage von 100 f. C. M. in der östreichischen Versorgungsanstalt zu machen. Der Schulvorstand erkannte diesen Preis mir zu. Die freudige und ahnungsvolle Sensation, welche dieses Ereignis in meiner sozialen Umgebung verbreitete, gehört zu den Lichtpunkten meines Lebens und wie ein Zaubertraum kam es mir vor, in der k. k. priv. Wiener Zeitung neben dem Namen meines Wohltäters auch mich selbst, im 9. Jahre meines Alters, gedruckt zu sehen[3]. — Eine andere Aus-

---

[1] Laut dem Taufbuche der Pfarre Mariahilf (Abschrift vom 13. Jänner 1857) wurde Kürnberger als Sohn eines magistratischen Laternanzünders und dessen Gattin Barbara, geb. Girner, am 3. Juli 1821 auf dem Magdalenagrund Nr. 18 (VI., Kaunitzgasse) geboren. Kürnberger wußte genau, daß er nicht 1824, sondern 1821 geboren war, wie seine Briefe vom Jahre 1871 beweisen (S. 188, 213 und 215). Er kam im 9. Jahre an die Normalschule (1829) und wohl im 13. ans Gymnasium (1833), das er aber erst 1840 absolviert hat.

[2] Kürnberger hatte vier Geschwister: zwei Brüder, Anton (Schullehrer) und Matthias (erzherzogl. Hofhuterer), und zwei Schwestern, Magdalene und Barbara (verehelichte Adam).

[3] Mit der „Wiener Zeitung", die Kürnbergers Werke stets freundlich besprach, kam er auch später noch ein paarmal

zeichnung erlebte ich in der 5. Klasse des Gymnasiums. Das Schuljahr wurde mit Feierlichkeiten beschlossen, welche noch lebhaft den Rokokoduft der Jesuitenschule atmeten, namentlich spielten eine Hauptrolle dabei zwei öffentlich gehaltene Schulreden. Die 5. Klasse vertrat sich durch eine deutsch-metrische, die 6. durch eine lateinische Rede. Diese Reden, von Schülern deklamiert, waren von Professoren verfaßt. Als ich nun in der 5. Lateinklasse stand, (es war am Schottengymnasium) vertraute der Professor das Elaborat der deutschmetrischen Rede den Schülern an, indem er den Versuch machte, ob sich wohl eines darunter fände, welches der Ehre eines öffentlichen Vortrages für würdig zu erkennen sei. Der Versuch gelang glänzend. Ich hatte einen Epilog in ottave rime gedichtet, welchen der Professor mit den ungemessensten Lobsprüchen überhäufte. Er wurde deklamiert, gedruckt[1], verteilt und verschaffte mir in der Schule und dem der Schule nahestehenden Publikum

---

in Fühlung: 1848 war er Mitarbeiter ihres Feuilletons und ihrer Beilage, Reporter für die Verhandlungen der Preßprozesse zc. 1857 Mitarbeiter der „Österreichischen Blätter für Literatur und Kunst" (Beilage der „W. Z.", 1853 bis 1857), 1858 des Abendblattes (Novelle): am 14. April 1855 und am 2. Juni 1860 aber wurde er im amtlichen Teile des Blattes von der n.-ö. Statthalterei aufgefordert, binnen drei Monaten (aus Frankfurt und aus München) zurückzukehren und sich über seine unbefugte Abwesenheit im Auslande zu rechtfertigen.

[1] „Epilog bey Gelegenheit der öffentlichen Vertheilung der Schulpreise am k. k. Schotten-Gymnasium in Wien am 7. August 1839. Verfaßt von Ferdinand Khuernberger, gesprochen von Carl Baur, Schülern der ersten Humanitäts-Classe. Wien. Gedruckt bey Carl Ueberreiter." 4°. 8 S. Das erste gedruckte Werk Kürnbergers. Wiederveröffentlicht in Dr. Albert Hübls „Geschichte des Unterrichtes im Stifte Schotten in Wien";

das Ansehen eines großen Poeten. Noch lange umschwirrte mich das Wort „Epilog" auf meinen Wegen, ich lernte mit dem Ruhme zugleich die Last des Ruhmes kennen, denn wirklich wurde es mir zuletzt so beschwerlich wie Goethen die ewige Erwähnung des Werther, die er mit dem Liedchen „Malborough" vergleicht, welches den Briten verfolgt.[1]

Anstalten, an welchen sich Östreich die Beamten für seinen Hausgebrauch erzog, nannte man in meinen Jünglingsjahren, — Angesichts Berlin und Göttingen — Universitäten! Wenn man will, so studierte ich also an der „Universität" zu Wien. Ich ergriff kein Brotstudium. Weltgesinnte Anlage schloß die Theologie von selbst aus. In der Medizin hätte ich den Schauder vor dem Seziertisch nie überwinden können[2]. Überhaupt sieht man Poeten zwar Mediziner werden, aber sie bleiben es selten. Jus war von injuria damals nicht zu unterscheiden. Das römische Recht und unser gutes Zivilgesetzbuch ausgenommen, erkannten die Jünglinge längst, was die alten staatsweisen Herren nicht erkannten, nämlich daß Östreich einem wesentlich andern jus entgegengehe als dem, welches in ihre jungen frischen Köpfe gepfropft wurde. Diejenige Fakultät

---

Wien, Carl Fromme, 1907, S. 247 ff. — Kürnberger war zuerst im Gymnasium der Piaristen, dann in der Anstalt der Schotten.

[1] Das spöttische Soldatenlied „Malbrough s'en va-t-en-guerre . . ." entstand um 1705, als der britische Feldherr John Churchill Herzog v. Marlborough zwischen seinen Siegen bei Höchstedt und Malplaquet tatenlos in den Niederlanden kampierte.

[2] Kürnberger, der bis ins Mannesalter hinein keinen Sterbenden gesehen hatte, ging am 31. Mai 1868 zur letzten Hinrichtung bei der „Spinnerin am Kreuz", um diese Lücke in

aber, welche ich wählte, Philosophie und Humanitätsstudien, stellte noch mehr als die übrigen einen leeren Raum vor. Was also konnte ich Besseres tun, als während der sonnigen Vorlesungen ins Belvedere gehen, um wenigstens empirische Ästhetik zu treiben? In der Tat verdanke ich der kaiserlichen Bildergalerie nebst einem leidenschaftlichen Anhören Mozarts und Beethovens[1] wenigstens die Kultur des Instinkts, die einzige Kultur, die dem vormärzlichen Östreicher erlaubt war! Alles Übrige blieb der Autodidaktik anheimgestellt. Wie sehr aber auch diese erschwert war, zeige folgendes Beispiel. Ich verlangte eines Tags in aller Unschuld die Halleschen Jahrbücher[2] auf der Staatsbibliothek[3]. Nie werde ich den stieren Blick vergessen, womit der Bibliothekar mich anstaunte. Woher ich nur diesen Titel wüßte? Er ließ sich nicht undeutlich merken, daß es eigentlich liberal von ihm sei, wenn er meinen Namen nicht aufschreibe und der Polizei überantworte. Vom Buche war natürlich keine Rede.

Zensieren wir nun die literarischen Anfänge dieser führerlosen Jugendperiode, so werden wir uns begnügen

---

seiner Erfahrung zu füllen. Aber im entscheidenden Moment mußte er die Augen schließen, da er sich erinnerte, daß es sich hier nicht um Sterben, sondern um Getötetwerden handle.

[1] Von Mozart liebte Kürnberger besonders „Die Hochzeit des Figaro" und „Die Zauberflöte", von Beethoven den „Fidelio" und das Rondo der Waldstein-Sonate.

[2] „Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst", herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer. Halle und Leipzig, 1838 ff.

[3] Kürnberger hatte schon 1848 in den „Sonntagsblättern" die Forderung aufgestellt, die k. k. Hofbibliothek und das k. k. Hofburgtheater als Nationalinstitute zu verstaatlichen.

müssen, statt der Kunstbildung Naturanlage zu finden, jenes mütterliche Erbteil, welches in Östreich nicht eben gering ist. Ich hatte mich auf eigne Hand in allen möglichen poetischen Gattungen versucht. Schon das Phänomen jenes Epilogs beweist, daß meine lyrischen Exerzitien bis in die Kindheit zurückreichen müssen. Sie waren Nachahmung, und zwar zopfische. Ich fing mit einer fanatischen Zärtlichkeit für Hölty an, um bei Goethe stehen zu bleiben. Die moderne Lyrik perhorreszierte ich. Ihr Weltschmerz war mir unverständlich und ihre Politik verwies ich in die Prosa, — zu Demosthenes und Börne. Übrigens fühlte ich, daß ich gegen das Zeitbewußtsein im Reste stand, und hatte die Mäßigung, meine lyrischen Gedichte, die am Ende nicht schlechter waren als andere Jugendsünden, niemals drucken zu lassen[1]. Einzelnes ist indeß der Erhaltung und Auswahl wert. So z. B. das Gedicht: „Hinter dem Walde steht ein Hüttchen,“ das ich später in den Amerikamüden einlegte und mit Recht als ein Muster erklärte[2].

---

[1] Aus den Jahren 1835—1842 fanden sich in Kürnbergers Nachlaß 30 kalligraphierte Hefte mit Jugendgedichten vor, die der Dichter selbst in zwei ausgewählten Serien (etwa 100 Stück) sichtete. Vgl. „Österreichische Rundschau“ vom 1. Dezember 1907 (XIII. 5).

[2] „Der Amerika-Müde.“ Amerikanisches Kulturbild von Ferdinand Kürnberger. „Deutsche Bibliothek“, 8. Bd. Frankfurt a. M., Verlag von Meidinger Sohn & Comp. 1855. 8⁰. 504 S. Das Buch, das rasch in 10.000 Exemplaren vergriffen war wurde auch in Meidingers „Belletristische Hausbibliothek“ als Bd. 2 eingereiht. Neuausgabe: Leipzig, Reclam. — Das Gedicht ist in einer der beiden Sammlungen, und zwar in der 1843 von J. B. Freyberger — „om. del. cor. cor.“ — zensurierten, unter dem Titel „Wehmut“ enthalten und findet sich mit ge-

Von meinen dramatischen Versuchen erreichte nur „Quintin Messis“ unter wiederholtem Feilen eine lesbare Form. Holbein hatte ihn sogar angenommen, einstudiert und schon aufs Repertoire gesetzt (Herbst 49), aber schließlich unterblieb die Aufführung dennoch[1].

Meine erste Novelle: „Des Volkes Stimme — Gottes Stimme“ in Castellis Huldigung den Frauen, schwebt mir als überschwänglich und so form- und stillos vor, wie es nur immer das gute Recht der Jugend ist.[2]

Der angenehmste Pickendienst des jungen Schriftstellers wird immer der kleinere Journalartikel bleiben. Frankls Sonntagsblätter[3], welche nicht ohne Takt den Anspruch machten, die jüngeren Talente zu versammeln,

---

ringen Abweichungen in der ersten Ausgabe des Romans S. 250 f., in der zweiten S. 297 f. George A. Mulfinger meint („German American Annals“, Juni 1903), daß dieses und das andere Stimmungsgedicht am Ende des ersten Buches „in der Tat an vielen Stellen an Lenaus Produktion“ erinnert.

[1] Aus der Zeit vor der Flucht im Jahre 1848 stammen acht dramatische Versuche Kürnbergers und das fünfaktige Schauspiel „Quintin Messis“ („Allgemeine National-Bibliothek“, Wien, Taberkow). Vgl. Leopold Rosners Feuilleton „Laube und Ferdinand Kürnberger“ im „Wiener Tagblatt“ vom 11. Juni 1897.

[2] „Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1844“, herausgegeben von J. F. Castelli; XXII. Jahrgang, Wien, bei Tendler & Schaeffer, S. 278 ff.

[3] Kürnberger war 1848 Mitarbeiter der „Presse“, des „Freimütigen“, der „Constitutionellen Donauzeitung“ und der „Wiener Zeitung“ (s. o.). Besonders beteiligte er sich aber an den von L. A. Frankl herausgegebenen „Wiener Sonntagsblättern“ (VII. Jahrgang) und ihren Beilagen „Wiener Abendzeitung“, „Kunstblatt“ und „Literaturblatt“.

ebenso die Wiener Zeitung[1] unter Stubenrauch und Eitelberger dürften manches lesbare Blatt von mir enthalten. Stubenrauch[2] trug mir einst einen Kunstbericht über „Die Frau Professorin" auf. Ich erinnere mich, daß ich dem Ansehen der Dorfgeschichte, welche damals im höchsten Zenite stand, unerschrocken entgegentrat und ein Kunstgenre, welches jetzt mehr und mehr sinkt, von seiner usurpierten Höhe schon damals auf ein bescheidenes Niveau setzte[3]. In den Sonntagsblättern kritisierte ich eines Tags die Gedichte von Roland (dem Reichstagsabgeordneten Löhner).[4] Als Löhner die Kritik zu Gesichte bekam, äußerte er: der Kürnberger muß ein antiker Charakter sein. Ich hatte nämlich in seinen beschreibenden und epischen Gedichten ein großes Talent gefunden und mir

---

[1] Die „Österr.-kais. priv. Wiener Zeitung" wurde 1848 zuerst von Dr. Moriz Heyßler und Dr. Moriz Edlen v. Stubenrauch, dann (seit 1. Juli) von Dr. A. Adolph Schmidl und endlich (seit Mitte September) von Dr. Rudolf v. Eitelberger redigiert.

[2] Da Stubenrauch erst am 19. März 1848 Chefredakteur wurde, das Feuilleton aber schon im Jänner erschien, dürfte K. im Namen irren.

[3] Am 15. und 16. Jänner 1848 erschien in der „Wiener Zeitung" das im Oktober 1847 entstandene Feuilleton Kürnbergers „Ein Votum über die Literatur der Dorfgeschichten", gegen das Carl Dolde im „Zuschauer" (1848, Nr. 22) protestierte. Der Aufsatz „Die Frau Professorin von Auerbach und Dorf und Stadt von Charlotte Birch-Pfeiffer" erschien am 29. und 30. Jänner, nachdem schon vorher in der „Wiener Zeitung" über das Stück (Burgtheater-Premiere 18. November 1847) ein anderes Urteil gefällt worden war.

[4] ‚Literarische Charaktere' von Ferdinand Kürnberger: 3. „Ludwig von Löhner (Pseudonym L. Roland und L. v. Morajn)" im „Literaturblatt" Nr. 13.

verwundert die Frage gestellt, warum dieses große Talent doch keinen großen Eindruck hervorbringe und keinen großen Dichternamen begründe. Die Antwort hatte ich in den erotischen Gedichten gefunden. Die Liebe sei die Nagelprobe des Menschen, der höchste Exponent seiner Persönlichkeit und hier lasse sich eine sieghafte und bezwingende Macht vermissen. Das Talent auf die Persönlichkeit zu visieren, ist allerdings ein antiker, ein klassischer Zug, er ist der flachen Tageskritik nicht eben geläufig und an einem jungen Menschen mochte er geradezu einzig erscheinen. So hat Löhner das Schmeichelhafteste gesagt, was mir von Anerkennung je zuteil werden konnte.

Die Zensur bildet in der vormärzlich literarischen Laufbahn eines Österreichers eine zu dunkle Partie, als daß ich sie nicht — mit Stillschweigen übergehen möchte.[1]

Endlich brach der Tag der Wanderjahre an. Was das Herz schon längst begehrt, das erfüllten die Ereignisse

---

[1] Außer der erwähnten Sammlung von Jugendgedichten wurde 1846 Kürnbergers dreiaktiges Volksdrama „Ein Trauerspiel im Böhmerwalde" (verloren) von der vormärzlichen Zensur betroffen. Kürnberger hatte es unter der Direktion Alois Pokorny beim Theater a. d. Wien eingereicht und unter 126 Stücken gefiel es — nebst dem „Trunk der Vergessenheit" von Johann N. Bachmayr — dem tüchtigen Regisseur Eduard Ferrmann am besten. Der Zensor Johann Umlauft verbot das Stück ohne Begründung. Er hatte u. a. in dem Satze „Das werden Männer wie die alten Ritter und Helden" (so hieß es lobend von zwei wackeren Knaben) das Wort „Ritter" angestrichen, — „ob es nicht etwa eine Profanation der Kavaliersehre sei!!" (Kürnberger).

fast gewaltsam. Im Spätherbst des Jahres 48 ging ich nach Deutschland.[1]

Ich brachte die ersten zwei Jahre in Dresden, Hamburg und Bremen zu, aber die süddeutsche Natur folgte ihren Magneten und erst in Frankfurt a. M. blieb ich längere Zeit wohnen.[2] Hier war es auch, wo mein Name bekannt zu werden anfing.

Im Herbste des Jahres 51 dichtete ich das Trauerspiel „Catilina".[3] Als ich zu meiner Übung im Latein zufällig wieder den Sallust gelesen, fiel es mir auf, daß Catilinas Leben eigentlich nur von seinen politischen

---

[1] Kürnberger, der 1848 als Vertreter der „4. Comp. Akad. Corps" Mitglied des Studentenkomitees, d. i. des Ausschusses der akademischen Legion in der Nationalgarde, war, verließ Wien am 10. November.

[2] In Dresden wurde Kürnberger wegen seines niederen Hutes und seiner langen Haare von einem Rittmeister auf der Straße arretiert und saß neun Monate und acht Tage (Mai 1849 bis Februar 1850) in Untersuchungshaft. Endlich freigelassen, ging er anfangs 1850 nach Hamburg und Bremen, wo er an der „Tageschronik" des Pastor Dulon mitarbeitete, 1851 nach Frankfurt a. M., wo er fünf Jahre verblieb.

[3] „Catilina", Drama in fünf Aufzügen. Die ursprüngliche Fassung erschien 1854 mit der antizipierten Jahreszahl 1855 bei der Firma Hofmann & Campe in Hamburg, die das Werk schon 1852 erworben hatte (Klein-8°. 280 S., vergriffen). Kürnberger richtete das Drama 1864 in Graz für die Bühne ein, indem er die fünf Akte auf drei und die Auswahl der mitwirkenden Personen von 50 auf 20 reduzierte. Diese gekürzte Fassung erschien dann ohne Datum (um 1866) bei Dr. G. Ad. Ungár, dem Eigentümer der Wiener „Nationalzeitung", in einer kleinen Auflage als Bühnen-Manuskript (Groß 8°. 30 S., vergriffen) und wurde jüngst in der „Allgemeinen National-Bibliothek" von Taberkow neu herausgegeben.

Feinden — Sallust und Cicero — überliefert ist. Es schien mir, als wenn Waldeck und Unruh — durch die Kreuzzeitung verewigt würden. Und daß selbst Sallust einige edle und große Charakterzüge seines Helden nicht zu verdunkeln vermocht, schien nur eine weitere Probe dieser Analogie. Was aber Cicero gegen den verschuldeten Anhang Catilinas peroriert, erhielt durch die Beherzigung der römischen Schuldgesetze eine von der beabsichtigten wohl entgegengesetzte Beleuchtung. So dichtete ich den Catilina, noch ehe ich Carlyle[1] kennen gelernt, noch ehe Mommsens römische Geschichte erschienen war.[2] Die Auffassung des Catilina ist mein geistiges Eigentum. Als Drama hat sich Catilina die entschiedene Achtung der Kenner verschafft, und da Text- und Personen-Kürzungen gar wohl möglich wären, so werde ich es stets für eine unabgetragene Schuld meines Vaterlandes betrachten, daß ihn Wien nicht aufgeführt. Kein Mensch, welcher auf Urteil Anspruch macht, wird die Fabier[3] oder den Raub der Sabinerinnen[4] über den Catilina zu stellen wagen.

Unter diesen Umständen kann dramatische Poesie eine Lotterie, aber kein Beruf sein. Berufsmäßig kultivierte ich daher die Novelle und den Roman. Meine bekannte Preisnovelle „Das große und das kleine Loos" (welche ihren

[1] Thomas Carlyle. „On heroes, heroworship aud the heroic in history." London 1846, Berlin 1853.

[2] Und vor Ludwig Napoleons „Histoire de Jules César" (Paris 1865—1866, deutsch Wien 1865), wie Kürnberger an anderem Orte betonte.

[3] „Die Fabier", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Gustav Freytag. 1861 dreimal am k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

[4] „Die Sabinerinnen", Tragödie in 5 Aufzügen von Paul Heyse. 1859 zweimal am k. k. Hofburgtheater aufgeführt.

Preis gegen Mitwerber wie Paul Heyse und Edmund Höfer gewonnen) brachte mir auf dieser Laufbahn einen ermunternden Erfolg entgegen.[1] Die Novellen dieser Periode finden sich gesammelt: Prag, Bellmann 1856.[2] Diese Sammlung trägt noch stark die Spuren einer jugendlichen und österreichischen Überschwänglichkeit. Aber sie kennt das Maß, welches sie noch nicht zu halten vermag, und macht vielleicht den Eindruck, daß hier die Reife eines Charakters nach einer Reife der Kunst ringt, welcher Licht und Sonne nicht eben freiwillig entgegenkommt.

Hieher gehört auch „Das Goldmärchen", eine novellistische Dichtung, in einem Separatbändchen erschienen.[3] Das Goldmärchen ist eine nationalökonomische

---

[1] Am 5. April 1852 hatte die Redaktion des „Illustrierten Familienbuches zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise" (Triest, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd) zwei Preise für Novellen ausgeschrieben. Die Preisrichter Bauernfeld, Halm und Seidl erkannten den ersten Preis von 30 Dukaten in Gold dem damals in Frankfurt lebenden Kürnberger zu. Seine „gekrönte Preisnovelle": „Das große und das kleine Los. Ein Lebensbild" erschien 1853, im III. Bande des Familienbuches (Folio, S. 33 bis 53), dann in der von Bellmann herausgegebenen Novellensammlung und endlich in Taberkows „Allgemeiner National-Bibliothek".

[2] „Ausgewählte Novellen von Ferdinand Kürnberger." Prag, Carl Bellmanns Verlag, 1857. 8°. 400 S. Vergriffen. Alle acht Novellen (aus der Zeit von 1847—1855) erschienen später in Taberkows „Allgemeiner National-Bibliothek".

[3] „Das Goldmärchen" erschien zuerst 1855 im Abendblatt der „Donau", die Ernst v. Schwarzer herausgab, dann in der Sammlung „Leipziger Lesekabinett". Pesth, Wien und Leipzig, 1857. C. A. Hartlebens Verlag-Expedition. Klein 8°. 164 S. Vergriffen. Das Vorwort ist datiert: Frankfurt a. M., den 30. Januar 1856.

Allegorie über Arbeit, Luxus, Bedürfnis, Wert ꝛc. Die Erfindung ist glücklich und durchdringt ihren Gegenstand. Die Begriffe sind ausgewachsene Menschen geworden, was nicht von vielen Allegorien zu sagen ist. Elpine (das Papiergeld), welche in gutem Glauben an ihren abwesenden Geliebten (das Geld) ein ganzes Land in Schulden, Verwirrung und Hungersnot stürzt und zuletzt in einem Autodafé verbrannt wird, verwandelt ebenso keck als anmutig das Spiel der Begriffe in Fleisch und Blut von Persönlichkeiten. Leider ist die Sprache dieses Märchens nicht märchenhaft, es fehlt ihr empfindlich an jenem Duft und Kolorit, wodurch Niaiserien oft berühmter geworden sind …"

*

Noch vor Kürnbergers Rückkehr war im Dezember 1854 sein Vater im 74. Lebensjahr an einer Gehirnerkrankung gestorben. Der gutmütige einfache Mann stammte aus Oberösterreich, war seines Zeichens Schuster und vertauschte diesen Beruf, der ihn schlecht ernährte, mit der Stelle eines magistratischen Laternanzünders. Er soll es bis zum Aufseher in diesem Amte gebracht haben, ohne daß damit auch der Lebensunterhalt für seine Familie gesichert war. Den verschaffte zum größeren Teile die herbe, charaktervolle, wahrheitsliebende Mutter Kürnbergers, eine Wienerin, der Ferdinand ähnlicher war. Sie betrieb einen Blumen- und Gemüsehandel auf dem Naschmarkt … Es läge nahe, das Amt des Vaters für den Sohn symbolisch zu deuten und aus dem Berufe der Mutter die göttliche Grobheit Kürnbergers hereditär zu erklären. Tatsächlich hatte er am 2. April 1848 in den „Sonntagsblättern" ein Feuilleton „Der Radikalismus auf dem Naschmarkt" veröffentlicht, das von den Berufsinteressen seiner Mutter handelt.

Ihretwegen war Kürnberger Ende 1856 trotz des drohenden Polizeiarrestes heimgekehrt. Sie liebte ihren Ferdinand sehr und war stolz auf ihn und seine Zukunft. Allabendlich ließ sie sich durch ihre Tochter Magdalena „Die Donau" holen, um die Novelle ihres Sohnes weiterlesen zu können. Kürnberger wurde damals durch Schwarzer, dem Herausgeber dieser Zeitung, in die anregende Gesellschaft des „Café Gagstädter" eingeführt, wo er sich zum Meister des Schachspieles ausbildete. Diese Kunst und seine anderen Talente verschafften ihm dann die Stelle eines Gesellschafters beim Grafen Stephan Szechenyi, der seine letzten Jahre in Leidendorfs Irrenanstalt verbringen mußte. Jeden Nachmittag wanderte Kürnberger als „Narrenwartel" nach Döbling hinaus. Seine Erinnerungen an den großen Ungarn hat er später in der Wiener „National-Zeitung" (31. Dezember 1865 bis 28. Jänner 1866) veröffentlicht; sie sollen in Ungárs Verlag auch als besondere Broschüre erschienen sein.

Aus diesen Jahren vor dem ersten Briefe an die Freundin wäre nur noch zu erwähnen, daß Kürnberger 1857 und 1858 in der Zeitschrift „Faust" (Wien und Leipzig) drei Novellen veröffentlichte. Im Mai 1858, als er zum Sommeraufenthalte in der Brühl bei Mödling weilte, starb seine alte Mutter. Zu Weihnachten desselben Jahres lernte Kürnberger die Freundin kennen.



Jeder ganze Mensch erkennt sich
Bald im Höchsten, bald im Tiefsten;
Spiegelt doch ein jeder Spiegel
Bald am reinsten, bald am schiefsten.

F. K.

Die Briefe.



Wien, 28. November 1859.

Heute endlich bin ich mit Manfred fertig geworden. Die aufopfernste Arbeit, die ich je gemacht! Ihr Rang ist nur die Zweckmäßigkeit und doch erfordert sie eine poetische Selbstständigkeit, die sie zugleich aber auf allen Punkten wieder unterdrückt. Die Begeisterung wird beständig von der Mühe niedergehalten, ohne daß sie je auslöschen dürfte. Eine wahre Theekesselflamme! Wollen sehen, ob der Thee schmackhaft wird. Lewinsky, der die Worte deklamiert, findet einstweilen am Prolog sein höchstes Gefallen. — Nun heißt es eine effektvolle Novelle für die Mußestunden herbeizaubern. Sie soll die erste Nummer des Neujahrs eröffnen und begreiflich von schlagender Wirkung sein. Eine Art Konzeption habe ich auch bereits dafür, und soviel ich Ihnen verraten kann, wird sie das Mutterherz heißen. Engländer las ich heute meine jüngste, erst vor einigen Tagen in den Mußestunden erschienene Novellette vor: Der Mummelsee. Selten hat ein Poet so sein Publikum bewundert, wie ich Engländern bei solchen Gelegenheiten bewundern muß.

Was für die Theologen ein kurzes Evangelium ist, das ist für ihn eine kurze Novelle von mir. Er fühlt und empfindet sie augenblicklich von allen Seiten. Sie predigt ihm die Welt mit all ihrem Inhalt. Mit einem eigenen Reichtum ohne Gleichen versucht er, in seiner markvoll gebrochenen Sprache den Reichtum des erhaltenen Eindrucks nachzustammeln. Und wie erstaune ich über seinen Geistesfond, indem er mir den meinigen nachrühmt! Die ganze Klaviatur der feinsten Geistes- und Herzensbildung mache ich bei der leisesten Berührung in diesem Natursohn erklingen und nichts kann bezaubernder sein, als wie er in seiner naiv-volkstümlichen Redeweise recht gut, wenn auch oft drollig originell die Ausdrücke für die subtilsten Nuancen unserer Bildungswelt findet. Ich wollte, Sie hätten einige seiner Erzählungen von heimatlichen Abenteuern mitanhören können. Aber Sie wissen ja, wie seine Ausdrucksweise in der Wahl des Wortes, in der Wendung des Satzes so oft die überraschendsten Reize bietet. Die Gemüts- und Geistesanlagen dieses Menschen, die Schärfe und Klarheit seiner Beobachtung, die Zartheit seines unterscheidenden und empfindenden Sinns, kurz die ganze Begabung seiner Natur, verbunden mit der Reinheit seines Charakters und alles das in den wärmsten, ursprünglichsten Formen: diese Erscheinung gehört wirklich zu den erfreulichsten, in welchen ein Menschenkind sich darstellen kann. Sein

ganzer Besuch, wie gesagt, ist nichts als ein zusammenhängender Raub und ich stand in der Regel auf Nadeln, so oft er eintrat; aber wie reich fühlte ich mich entschädigt, wenn er ging! Wie gewinnreich war der Raub, den er mir zufügte! Bewahren Sie ihm das freundlichste Andenken, er verdient es.

Wien, 11. Dezember 1859.

Sie erraten, daß ich vom Manfred plaudern will. War es doch zum erstenmale, daß mein lebendiges Wort vor einer versammelten Menge gesprochen wurde; wie sollte mir dieser Tag nicht hervorragend sein in den Alltagstagen, die mir beschieden sind!

Er machte Vielen und vielerlei zu schaffen, dieser Eine Tag oder vielmehr diese Eine Stunde im Tag. Welche Vorbereitungen, welche Sorgen, Ängsten und Mühen, welche Summen von Zeit, Fleiß, Liebe und Aufmerksamkeit, welch kleinliche Geduld, welch großes Überblicken und Umfassen, bis ein so kompliziertes Kunstwerk wie ein naives Naturprodukt in die Erscheinung tritt! Drama von Byron, Musik von Schumann, verbindendes Gedicht von Kürnberger, deklamiert von Lewinsky, dirigiert von Herbeck — wie viele Namen, wie viele Teilhaber! Und von dieser Fünfzahl sind nur zwei außer Spiel; die drei Lebenden haben's zu verantworten, was sie im Namen der zwei großen Toten tun oder — nicht tun!

Dieses Geflecht von Wort und Klang, diese innige Durchdringung von Gedicht und Musik ist im ganzen Bereich der Kunst vielleicht ohne Beispiel. Ich hatte einen Text zu liefern, der das Original fast um ganze zwei Drittel kürzte, in der Kürzung die Deutlichkeit nirgend verletzte, wohl aber noch steigerte und heraus-trieb, motivierte und rechtfertigte, was bei Byron schwach, willkürlich und zusammenhanglos mir geschienen. Lewinsky hatte etwas zu sprechen, was weder Drama noch Erzählung war und doch beides zugleich; seine Stimme hatte vielerlei Personen zu charakterisieren: den Manfred, den Alpenjäger, den Abt, die zarteste Fee, den brutalsten Höllengeist. Dabei hatte er sich eben so genau im Sprechen wie ich im Dichten an die Musik zu halten, ihre Einsätze, ihre tempi, ihr beständiges Neben und Zwischen, ihre Hebungen und Senkungen pünktlich zu berücksichtigen. Herbeck hatte Poeten und Deklamator mit der Musik in vertrautestem Rapport zu setzen, vor dem Klaviere jede Nuance festzustellen, seine Arbeit in Chor und Orchester versteht sich von selbst. So stand jeder von uns mit halbem Fuß im Gebiete des Anderen; aber sein Takt, seine Einsicht, seine Fähigkeit mußte das Fremde sich anzueignen wissen. Wahrlich, ein Bravourstück von einem Ensemble! An wie viel Fäden hängt das Gelingen! Und wenn Jeder Jedes getan zu haben glaubt, an wie viel Zufällen!

Sie können sich daher die verschiedenen Nervenerschütterungen denken, welche dem großen Augenblicke vorhergingen. Lewinsky schwur, er werde sich blindlings an den Rockschoß des Kapellmeisters hängen; Herbeck aber träumte die zwei letzten Nächte nur vom blutigen Manfred, und dann sah er eine gerupfte Gans, die aber ein häßliches Skelett war, an dieser nagte ein schwarzer Hund und sein Söhnchen war auch dabei.

Endlich war das Brüsseler Spitzengewebe fertig; die Fäden liefen alle wie sie sollten, nur die — Zufälle hatten uns noch in ihrer Macht.

Und fast schien es, als wollten sie sich geltend machen. Gestern auf der Generalprobe erschien Lewinsky mit einer ziemlich gut etablierten Heiserkeit und auch heut morgens, als ich zu ihm hinausging, um noch einige Korrekturen in seiner Deklamation anzubringen — fand ich ihn heiser.

So trat er vors Publikum. So begann der Prolog. Seine Stimme klang rauh genug und ganz gegen seine Natur fing er so ruhig, so mäßig an! Zum sichtbaren Zeichen, er fühle das Bedürfnis, sich zu schonen. Ich gestehe, da schlug auch mir das Herz ängstlicher, der ich bis dahin unbewegt wie der Marmor geblieben war. Aber bald brach die Sonne durch den Nebel. Lewinskys Stimme läuterte sich im Sprechen, anstatt sich zu trüben, nach wenigen Minuten

schon hatte er sie in vollster Gewalt und nun ging's dahin, wie es dem kleinen zähen Satan angeboren ist. Wilder, dämonischer Begeisterungsflug und dann wieder der zarteste, weichste Schmelz, die biegsamste Innigkeit, wie sie die Anrede an Astarten z. B. allerdings nicht nur verträgt, sondern in einem fast unbegrenzten Maße fordert.

Das Los der Deklamation war entschieden. Nach jeder Pause des Deklamators rauschte glänzender Beifall.

Ebenso glücklich blieb Chor und Orchester von Unfällen verschont. Wenigstens wüßte ich nichts was dem Ohr des Laien wie die mindeste Störung geklungen hätte. Wohl aber, glaube ich, hat Herbeck sämtliche Intentionen des Tondichters wie ein Inspirierter durchdrungen und überhaupt einen schönen Ehrenpreis durch diesen Tag sich verdient.

Die Musik selbst — was soll ich sagen? Mögen Andere durch Muskelkraft, Andere durch Knochenstärke sich auszeichnen, das Auszeichnende an Schumann möchte ich die Feinheit der Nerven nennen. Das eigentlich Nervöse der Musik ist sein Teil. Höher kann man's nicht mehr treiben. Wenn es sich darum handelt, Geister zu malen, Elementen die Zunge zu lösen, Luft und Wasser sprechen zu machen, da ist Schumann der Held. Das ist ein Hallen in der Natur, ein schrilles Pfeifen, ein langatmiges Ziehen, ein

mystisches Rauschen, Plätschern, Huschen — und alles so fein, so fein! Nicht die Naturlaute selbst treuherzig nachgeahmt, wie beim alten, sachlichen Haydn, sondern der Geist, der durch die Natur geht, die Stimmung, die Ahnung. Oft wenn ich auf meinen Nachtgängen durch die Brühl dieses Zauberweben spürte: es setzt sich aus den einfachsten Mitteln zusammen; da streicht ein Lufthauch durch die Bäume, ein Wild schreit im Walde, vom Kalkstein tröpfelt ein Quellchen herab, und ich dachte darüber nach, mit welchen Kunstmitteln wollte man diese Eindrücke darstellbar machen —, da ahnte ich wohl, die Musik vermöge es, aber ich wußte es nicht. Jetzt weiß ich's. Schumann hat die Zauberfinger, die Sinnlichkeit an jenem äußersten Saume zu fassen, wo sie ins geistig Übersinnliche ausklingt. So z. B. die Erscheinung der Alpenfee. Haben Sie schon das musikalische Porträt eines Wasserfalls gesehen? Das pfeilschnelle Hinabhuschen von der Höhe, das schleifende Zischen am Steine, und drunten im Widerprall dann das lustige Aufsprudeln und Aufspritzen, der Schaum, der Staubregen, die Farbenspiele am Sonnenstrahl? Nun, diese ganze Schäkerei, dieser allerliebste Undinenmutwille, das sehen Sie in jenen Schumannschen Geigenstrichen, wie man sich selber im Spiegel sieht. Es ist eine Art idealisierter Trauerrhythmus, so fein, so sprühend, so duftig! Es ist wirklich das Seelengemälde eines Wasserfalls.

Das Äußerste aber, was feinfühlige Nerven erreichen können, ist in der Musik, welche Manfreds Anrede an Astartens Geist begleitet, erreicht. Wenn es möglich ist, die Brust eines Menschen, während er noch lebt, auseinanderzulegen und zu zeigen, wie die Triebe darin entstehen, wie sie wachsen, anschwellen und zur schmerzlichsten Leidenschaft bis zum Zerspringen sich anspannen, so hat in dieser Musik Schumann es möglich gemacht. Welche Sehnsucht, welche Innigkeit, welch rührender Schmerz, welch zärtlich hinfließendes Weinen! Das ist eine Sehnsucht, welche wirklich Gräber sprengt und ihre Arme nach abgeschiedenen Seelen ausstreckt. Wenn die Leute nicht darauf abgerichtet wären, nur im Theater zu weinen, so hätte im ganzen Redoutensaal kein Auge dürfen trocken bleiben.

Und doch tue ich Unrecht, wenn ich der Manfred-Musik nur allein seinen Nervengeist zuschreibe. Die grandiose Ouvertüre und der schwere, wuchtige Geisterhymnus an Ahriman, das sind markige Kernteile des schönen Ganzen.

Ich kann dieses Ganze leider nicht einzeln beschreiben. Ist mir's doch überhaupt versagt, von der Musik charakteristisch zu sprechen, denn ich kenne ihre technischen Gesetze nicht. Auch sprach's mich nicht augenblicklich an. Auf den zwei Generalproben noch verhielt ich mich kalt und zweifelnd. Sie waren wie eine

Landkarte für den Reisenden. Sie orientierten mich zwar, aber wärmer erfreut hat mich erst die lebendige Landschaft, die Aufführung selbst.

Nur Eins trübte meine Freude: ich konnte sie mit Niemandem teilen. Denn als nun das Ganze verrauscht und verklungen war und das dichtgedrängte Publikum, welches mit Andacht ausgeharrt, mit Beifallssalven sich verabschiedet hatte, Kopf für Kopf, Tropfe für Tropfe sich ins Freie ergoß, — da stand ich allein in der wogenden Menge! Wo war Herbeck? wo war Lewinsky? So manche Stunde hatte ich sie zagen und zittern, ringen und hoffen gesehen, wir hatten redlich zusammen gearbeitet, eins das andere ermuntert; wo waren sie jetzt? Sie mußten doch auch ihre Suppe essen, was war natürlicher, als daß wir sie zusammen aßen?! Aber da war keine Verabredung getroffen, keine Einladung gemacht worden. „Gesellschaft der Musikfreunde" heißt sie, die das Konzert gegeben, aber wo war die Gesellschaft, wo die Freundschaft? Kein einziger Musikfreund, dem es Vergnügen gemacht hätte, die Männer, denen das Werk gelungen, gastlich bei sich zu empfangen, ihre vollen freudigen Herzen zusammenklingen zu lassen? Nein! Keiner! Und so ging der Eine dort, der Andere da hin, man sah sich nicht, man teilte sich nicht mit, frisch von der Quelle her. Alles lief wüst auseinander.

Das war wieder einmal sehr gemütlich von meinen gemütlichen Wienern!

Ich schluckte zuletzt meine melancholische Suppe mit Tauber hinab, dem Alten, Getreuen, der mich im Gedränge erwischte und mit nachhause schleppte.

Es sind deine letzten Stunden unter dieser Bevölkerung, dacht' ich mir und hielt an mich, was ich konnte. Aber es tat mir weh.

So verging dieser Tag. Und abends bei meinem einsamen Lichte halte ich eine stille Nachfeier und rede nach Bregenz hinüber.

Noch durchzieht mich die Musik, wie Luft und Licht ein offenes Haus. Bald dort, bald da klingt's. Bald ein Geisterlaut, bald ein Menschenseufzer. Rhythmen und Melodien von allen Farben huschen mir zwischen dem Briefkonzept hin und her.

Das Konzert bestand aus zwei Abteilungen, wovon Manfred die zweite größere bildete. Die erste enthielt drei Gesangsstücke mit Chor. Und da habe ich auch wieder Schön Rohtraut gehört. Schön Rohtraut, Ballade von Mörike, Musik von Schumann. Wie glücklich ich war! Wie leidenschaftlich glücklich! Das kleine, herzige Ding hat mir's angetan. Diese Naivetät, diese Schalkhaftigkeit, dieser Liebeszauber, dieses süße, jauchzende, unschuldige Minneglück! Wie wenn Sie in ein Gemach treten, in welchem den ganzen Tag über Rosen gestanden haben; man hat sie soeben fortge-

tragen, Sie sehen keine einzige mehr, aber doch sagen Sie augenblicklich, hier riecht's von Rosen: so duftet aus diesem Chorliedchen Ihnen die ganze Romantik entgegen, die doch vergangen oder gar nur gedichtet ist, die Sie persönlich nie mitgelebt haben. Aber Schön Rohtraut hören und alles, was wir romantisch nennen, mit einem Zauberschlag zur Gegenwart machen, ist Eins. Ein Zeitalter, wo das Sinnenglück unschuldig war, wo man Alles hatte: Sehnsucht und Befriedigung, Schüchternheit und Genuß: ein Zeitalter voll Zartheit und Frische der Jugend, wo das Leben ein heiteres Spiel war und der Morgentau des aufknospenden Liebens den ganzen Tag lang unversehrt auf der Blume stand, — ein solches Zeitalter ist kein Traum, sondern Wirklichkeit in dem Augenblicke, da Schön Rohtraut zu klingen anfängt. Wie segn' ich diese Stunde, wo dieses Liedchen ins Dasein hüpfte.

Wien, 28. Jänner 1860.

Warum ich von Wien nicht fortkomme, leuchtet Ihnen nicht ein? Sie haben mich stets für einen geheimen Kapitalisten gehalten, und ich habe stets versichert, daß ich es nicht bin! Daß ich arm bin! Und leider, es ist so. Ich bin arm. Ich habe kein Geld, ich habe nur mein bischen Arbeitskraft. Gearbeitet aber habe ich bisher nur für Wiener Blätter, in

Deutschland habe ich keine Verbindungen. Für Österreich nun kann ich bei dem heutigen Stand der Valuta außer Österreich nicht arbeiten, denn das Agio wächst fortwährend. Es ist bereits 32 Prt., d. h. 100 fl. gelten 68 fl. Und nichts bürgt dafür, daß es nicht immer noch ärger wird. Ich könnte also in Deutschland meine Existenz unmöglich auf meine österreichische Verbindungen gründen. Ich suchte deshalb deutsche Verbindungen anzuknüpfen, die mir den Rücken deckten. Und wie gesagt, es mißlang. Indem ich diese Zeilen niederschreibe, erhalte ich einen Brief von Hallberger, der das letzte Grabgeläute meiner Hoffnung ist, in Ihre Nähe zu kommen. Oder vielmehr von dem Grabgeläute der letzte Ton. Ich werde noch dazu die Mühe haben, weitläufig und mit großem Zeitaufwand ihn zu beantworten, denn häßliche Mißverständnisse sind zu lösen. Was ich in dieser Sache schon Briefe geschrieben habe, das allein gäbe ein Bändchen und hätt' ich's in Geld, ich könnte nach Stuttgart hin- und zurückreisen — sei's auch nur zum Besuch. In der Tat, ich habe in diesem ganzen Monat nichts als Briefe geschrieben.

Wien, 8. Februar 1860.

Was mich betrifft, so arbeite ich fort und fort. Wenn ich von Verbindungen sprach, die mir mißlangen, so haben Sie mich so falsch als möglich verstanden,

wenn Sie sich Verbindungen mit deutschen Blättern darunter vorstellten. Ihre Verwunderung wäre freilich gerecht in diesem Falle. Sondern das Gesagte bezog sich, um es genauer zu sagen, auf eine Verlagsunternehmung, ähnlich derjenigen, welche beim Amerikamüden statthatte. Ich schrieb dieses Buch gegen monatliche Zahlungen von Seite des Verlegers: dasselbe suchte ich mir diesmal wieder anzubahnen. Nur so wäre es mir möglich gewesen, Ihren Aufenthalt in Deutschland zu teilen, ohne Verlust durch Agio, oder überhaupt ohne eigenes Geld. Auch knüpfte ich zeitlich genug an, und die Sache schien sich so günstig einzuleiten, daß ich bei Ihrem Abschied Mitte November nicht mit Unrecht glauben durfte, in längstens 14 Tagen komme ich nach. Im Januar aber mußte ich das gänzliche Mißlingen dieses Projektes zu Buch nehmen, ein Mißlingen, das um so schmerzlicher und aufregender war, je vertrauenerweckender schon zwei Monate zuvor die Zusagen gelautet hatten.

Aber nicht genug. Gleichzeitig mit diesem Plane, war auch in Wien eine Hoffnung im Gange, eine Hoffnung, der ich nicht nachgegangen war, sondern die sich mir freiwillig anbot und die ich bloß anzunehmen brauchte. Ich nahm sie an, in demselben Augenblicke aber verschwand sie, und zwar wieder unter Umständen, wo mir die Form noch weit weher tat als die Sache selbst. Ich habe solchergestalt zwei Monate durchlebt,

wie sie einen Menschen umbringen könnten. Auch scheint es mir, daß ich nicht ganz ohne physischen Nachteil davongekommen bin, denn ich fühle neuester Zeit eine Schwäche und Beklommenheit auf der Brust, die mir sonst fremd war. Vielleicht sollte ich es nicht sehr berücksichtigen, daß ich dabei auch ein paarmal Blut gehustet habe, — es war wirklich nur ein paarmal; aber in der Ordnung ist's doch auch nicht.

Nun bin ich dran, eine Sammlung meiner neueren Novellen in zwei Bänden zu veranstalten. Ich wollte das von meinem künftigen deutschen Wohnort austun, denn in Wien, wie Sie wissen, war ja längst alles eingepackt und zugeschnallt. Wie mich nun aber alles um mich her im Stiche ließ, so riß ich eines Tags meinen Koffer auf, kramte das ganze Material hervor, fing an zu sichten und zu mustern, schrieb unter Anderm die ganze Novelle Flucht und Fund aus dem Familienbuche ab, um sie bei dieser Gelegenheit noch tüchtig durchzubessern, denn der Ausdruck war häufig geschraubter und gekünstelter, als mir lieb war. Dabei schickte ich meine Offerten an die Verleger aus. Ich schrieb an folgende: Bellmann — Brockhaus — Rümpler — Westermann — Trewendt. Sollten Sie glauben, daß unter fünf Offerten keine einzige Annahme einlief? Fast alle fürchteten die schwankenden Zeitverhältnisse — denn das verdanken wir unserem liebenswürdigen Österreich, daß es fast alle Jahre einmal

halb Europa in Unsicherheit versetzt. Annäherungsweise schien sich noch Rümpler einlassen zu wollen. Doch fand er den Preis zu hoch. Ich hatte 400 Thlr. gefordert. Ohne Besinnen ging ich nun mit 100 herab. Auf diese Ermäßigung antwortete er, ich möge ihm die Sache zur Ansicht schicken — und wenn's gut geht, so bekomme ich also deutsches Geld. Wider alles Erwarten aber und nachdem ich längst schon verzichtet, bekam ich vorgestern eine Zuschrift, welche mir meldet, daß jene zweite Hoffnung, die ich Ihnen zuvor im allgemeinen angedeutet, nunmehr einer ganz günstigen Verwirklichung nahe ist.

... Wie in aller Welt können Sie mir das antun und mir nachsagen, daß die Deutschen mein „Lieblingsvolk“ sind?! Wann und wo habe ich das je gesagt? Wie war ich erstaunt? Kann man die Reden und Meinungen eines Menschen wirklich so verdrehen? Es ist wunderbar! Und da schreiben Sie noch, Sie wollten mir nicht wehe tun und mir sagen, was für Begriffe Sie neuerdings von meinem „Lieblingsvolke“ bekommen haben! Wahrlich, es könnte mir eher wehe tun, daß Sie mich gar so arg mißverstehen. Wäre es wirklich mein Lieblingsvolk — und hätten Sie die schwärzesten Begriffe bekommen, Sie dürften's getrost aussprechen, denn nie tut mir die Wahrheit weh! Ich will nicht meine Vorurteile, ich will die Wahrheit! Aber die Wahrheit ist, ich habe die Deutschen

zu keiner Zeit für mein Lieblingsvolk ausgegeben. Ich habe höchstens gesagt: in Deutschland findet man mehr deutsche Sitte als in Wien — und das sag' ich auch heute noch. Ich habe höchstens gesagt: die Preußen sind strammer und entschlossener, die Hamburger und Bremer unternehmungslustiger, die Westfalen tüchtiger, die Sachsen feiner, fleißiger und gelehrter, die Schwaben tiefsinniger, die Pfälzer und Franken gemütlicher, witziger, geistreicher als die Wiener — und das sag' ich auch heute noch. Ich habe höchstens gesagt: in den verschiedenen deutschen Stämmen findet man verschiedene Seelenkräfte verkörpert, der Wiener dagegen ist ein blasses, abgeschwächtes Menschengeschöpf, der weniger Seelenkräfte als Seelenohnmachten hat. Und das sag' ich auch heute noch. Aber so geht es! Man mag noch so bedingt loben oder tadeln, der Andere glaubt immer, man habe unbedingt gelobt und getadelt! Ich habe über Deutsche und Österreicher im Vergleich zueinander geurteilt, aber die Deutschen nicht an und für sich gelobt. Im Gegenteile! So antipathisch mir die Wiener im Vergleich zu den Deutschen sind, so wenig wieder gefallen mir die Deutschen im Vergleich mit andern Völkern. Vielmehr sprach ich es unzählige Mal gegen meine Umgebung und wahrscheinlich auch gegen Sie aus: Ich sehe den Augenblick noch kommen, wo ich mich in Frankreich oder Italien ansiedle und Deutschland gänzlich verlasse. Denn die Deutschen sind

ein plumpes, langweiliges Volk, kleinlich, rechthaberisch, störrisch, pedantisch, ohne Heiterkeit der Lebensphilosophie, ohne Anmut und Höflichkeit der geselligen Formen, ohne Naivetät, ohne schöne Sinnlichkeit, ohne malerisches Kolorit des Volkslebens.

Wien, 9. März 1860.

... Nehmen Sie solche Nachtpartien menschlicher Zustände von der heitersten Seite! Aber Sie knüpfen die Reflexion daran „was der Mensch alles sehen, hören und dulden muß, nur um Brot zu essen; und wieder nur ißt er das Brot, um das alles zu sehen, zu hören und zu dulden!" Sie haben mit diesem Satz, ohne es zu wissen, den Kern der ganzen Schopenhauerschen Philosophie ausgesprochen, — einer Philosophie, deren Anhänger ich bin. Insofern aber hätten Sie mir aus dem Herzen sprechen müssen, und doch geschah's nicht. Denn ich hänge zwar Schopenhauern an, aber ich bin nicht sein unbedingter Anhänger. Es lebt etwas in mir, was ihm doch widerspricht. Und das wird ihm ewig widersprechen. Seine Theorie vom „Leiden des Daseins" ist so glänzend, so hinreißend als möglich, ein Zauber geht von ihr aus, dem sich nicht widerstehen läßt. Man fühlt, sie ist wahr! Aber — sie ist doch nicht die ganze Wahrheit. Sie ist einseitig. Die andere Seite nennt er nicht, oder ver

kleinert sie, setzt sie herab, kurz, tut ihr Gewalt an, und man empfindet: es ist eine Gewalttat.

Die Sache ist diese. Schopenhauer behauptet, alles Glück ist nur eine Befreiung vom Leiden, d. h. das Glück ist das Nein, das Leiden das Ja. Ich aber glaube, es verhält sich umgekehrt. Mich dünkt, ich kann auch ein Wort mitsprechen, wo von Leiden die Rede ist, namentlich von Seelenleiden. Ich kenne das Leiden. Aber wenn ich all meine Erfahrungen überdenke, so finde ich, daß die Formel des Leidens fast immer diese ist: könnte es nicht so und so sein! hätte nicht das und das geschehen können! Nun, wenn es hätte geschehen können, so wäre es geschehen. Das heißt also, man leidet durch etwas, was nicht geschehen ist, man leidet demnach nicht durch das Ja, sondern durch das Nein. Man leidet nicht sowohl durch einen wirklich vorhandenen Zustand, als durch den Kontrast dieses Zustandes zu einem andern, eingebildeten, den man sich als möglich vorstellt, der aber in der Tat unmöglich ist. Ich erinnere Sie an ein Beispiel. Wissen Sie noch, wie in meiner Novelle: Drei Tage in Pyrmont der junge Humboldt über den Tod eines 17jährigen Mädchens die Eltern desselben tröstet? Er sagt ungefähr so: Euer Leiden entspringt größtenteils aus dem Gedanken: warum ist sie nicht 70 Jahre alt geworden wie andere Menschen? Aber dieser Hinblick auf andere Menschen ist falsch. Kein Mensch ist Norm für einen

andern Menschen, sondern jeder ist seine eigene Norm. Sie wurde so alt, wie sie konnte. Kränkt euch also nicht über die Jahre, die sie von 17 bis 70 nicht gelebt hat; denn die waren nicht möglich für sie, die kannte ihr Naturgesetz gar nicht. Sondern freut euch über die Jahre, die sie vom 1. bis 17. tatsächlich lebte; an die haltet euch.

Sehen Sie, da haben Sie ein tatsächliches Glück. Einen wirklichen Genuß. Glück und Genuß als Ja. Und so finden Sie, daß just umgekehrt wie es Schopenhauer meint, jedes Leiden ein eingebildetes, jedes Glück aber ein wirkliches ist. Oder genauer und besser ausgedrückt: daß die Wirklichkeit selber das Glück ist! Daß dieses Glück nur aufhört, sobald wir statt der Wirklichkeit etwas Anderes, Unwirkliches denken.

Aber, werden Sie sagen, wir sind nun einmal so eingerichtet, daß wir uns das Unwirkliche beständig und lebhaft vorstellen können. Was nützt es mir zu wissen, alle Leiden sind Leiden der Phantasie; wir haben nun einmal Phantasie.

Sehr wahr! Wir haben Phantasie. Aber haben wir denn nur Phantasie? Haben wir nur die Fähigkeit, das Abwesende und nicht auch das Anwesende zu empfinden? Essen wir nur Brot, um zu dulden, und nicht auch um Meere und Alpen, Glyptotheken und Galerien zu sehen, Sinfonien zu hören und um uns

zu lieben?! Aber selbst das trifft das Glück des Daseins noch nicht in seiner tiefsten Tiefe. Ziehen Sie alles ab: Meere und Alpen, Beethovens, die Seligkeit der Liebe, Alles — der Schatz bleibt fast unvermindert. Der große Zauberschatz: das Bewußtsein selbst! Das Denkende im Menschen. Zu empfinden: da droben in meinem Gehirne sitzt etwas, wie ein Kaiser in seiner Burg — da ist der Herr! Das überschaut und beherrscht die ganze Welt!

Ich bitte Sie! Vertiefen Sie sich doch in das ungeheure Wunder: der Mensch! Stellen Sie sich einen Anger vor, voll von gebärenden Kreaturen: da gebiert das Schaf ihr Lamm, die Kuh ihr Kalb, die Stute ihr Füllen u. s. f. durch eine Skala von Tausenden. Unter andern öffnet sich auch ein Schoß, und ein Würmlein kriecht daraus hervor, das ist so klein wie das Lamm, viel kleiner als das Kalb, noch viel kleiner als das Füllen, und dumm und ungeschickt ist es mehr als sie alle. Und dieses Würmlein wächst auf und Schaf, Kuh, Stute, Tieger und Elephanten werden seine Diener, es baut Städte und Flotten, schreibt den Fidelio und den Kosmos, sitzt als olympischer Jupiter im Parthenon, stirbt nach 70 Jahren, lebt aber doch 4000, denn es schreibt Geschichte! Kann man dieses Wunder zu Ende denken? Ist es nicht in jedem Augenblicke eine Quelle des staunendsten Entzückens über sich selbst?

Aber es ist mir ganz lieb, daß Sie mir solche Veranlassungen bieten. Ich neige etwas zu stark gegen Schopenhauer; Sie erwerben sich ein Verdienst um meine Seelenheiterkeit, wenn Sie mich in den Widerspruch treiben. Der Schopenhauerschen Philosophie verfällt man gar zu leicht, wenn zwei Vorbedingungen vorhanden sind: trübe Lebensschicksale, welche das Gemüt niederdrücken, und ein stolzer, hochfahrender Geist, welcher so königlich ausgreift, daß er das wirklich Habende für Bettel hält. Bei mir nun ist die eine Bedingung da, und freundliche Menschen sagen, auch die andere. Da ist es denn gar hübsch, wenn man von Zeit zu Zeit sich ermuntern lernt. Trübe Lebensschicksale sind nicht mehr trüb, sobald man bedenkt: so wie sie sind, müssen sie sein und anders können sie nicht sein.

So z. B. widerfährt mir in diesem Augenblicke etwas, wovon kein Mensch sagen kann, ob es Lust oder Qual ist. Ich gebe, wie Sie wissen, meine gesammelten Novellen heraus. Da fand ich nun bei einigen derselben allerlei größere und kleinere Stellen, die mich höchlich beschämten. Hier war der Ausdruck steif und gezwungen, dort war die Empfindung kalt oder übertrieben; — genug ich begab mich an die Arbeit, sie vom Anfang bis zum Ende wiederabzuschreiben — und es sind gerade die längeren! — um die erkannten Fehler zu tilgen. Das ist nun ein mühsames Frohnen!

Ich schreibe schon ein paar Wochen anhaltend daran und noch werde ich etwa 14 Tage hineinstecken, und umso später zu Ihnen kommen, was ich sonst in jedem Augenblick könnte. Soll ich mich nun ärgern über jene Fehler? Oder soll ich mich freuen über meine bessere Einsicht und mein besseres Können? Beides, Lust oder Leid hat in diesen wie in tausend Fällen keinen Sinn; sondern man erfüllt sein Geschick, indem man irrt, und erfüllt es, indem man sich zurechtfindet — und beides zusammen ist Leben und Lebenszweck.

Wien, 29. März 1860.

... Sie ahnen, daß von Paßweitläufigkeiten die Rede ist. Ich sage: Weitläufigkeiten, nicht Schwierigkeiten — fürchten Sie nichts. Schwierigkeiten sind schon darum nicht möglich, weil ich fest entschlossen bin, auch ohne Paß zu reisen. Ich würde in diesem Falle bis Salzburg fahren, dort mit dem Spazierstock in der Hand über die Grenze gehen und dann bis München weiterfahren. In München verfügte ich mich zur österreichischen Gesandtschaft und sagte ganz kaltblütig: man möge die Güte haben, auf meine Kosten meinen Paß von Wien nachkommen zu lassen, Privatverhältnisse hätten mir's nicht erlaubt, die Ausfertigung desselben in Person abzuwarten.

Dazu, wie gesagt, bin ich entschlossen, wenn man mich noch länger als zwei Tage hinhält.

Schon am vorigen Sonntag gab ich meine vom Magistrat und der Bezirkspolizei ausgefertigte Paß-anweisung bei der Statthalterei ab, worauf die Ausfolgung des wirklichen Passes stattzufinden hat. Man sagte mir auch, ich möge ihn morgen abholen. Am Montag aber hieß es, er sei noch nicht erledigt, ich möge Dienstag oder Mittwoch danach schicken. Als ich Mittwoch wieder hinkam, hatte die Statthalterei noch immer die Erledigung nicht. Auf meine Frage, von welcher Behörde diese Erledigung abhänge, nannte man mir die oberste Polizeihofstelle. Ich verfügte mich nun zu dieser. Ich fragte den Hofrat von Maltzan frei-mütig, ob politische Bedenken gegen mich vorlägen? Er sagte, er wisse nichts, mein Paß sei ihm auch gar nicht unterbreitet. Ich möge nur beim Präsidial-Sekretär der Statthalterei nachfragen. Hierauf wechselten wir einige artige Redensarten, denn der Hofrat kannte meinen Namen in politischer und literarischer Beziehung gar wohl. In letzterer z. B. bemerkte er mir, er habe einst — (als Zensor) — ein Drama von mir gelesen, welches ihm sehr gefallen habe, und was denn daraus geworden sei? Ich antwortete: er spräche ohne Zweifel von Quintin Messis, welches ich noch unter Laubes Vorgänger, Hrn. v. Holbein, eingereicht. Es sei angenommen, einstudiert, schon aufs Repertoire gesetzt worden, da plötzlich — im letzten Augenblicke, hätten die Schauspieler gefunden, daß sich doch keine rechte Bühnen

wirkung damit erzielen lasse, so wenigstens habe der Direktor mir geschrieben und die Rückgängigkeit der Aufführung motiviert. Wahrscheinlich aber, setzte ich hinzu, war das nur ein Vorwand, denn es klinge ziemlich unglaublich, daß ein Direktor von seinem Personale sich so beeinflussen lasse; ich denke mir die Sache vielmehr anders. Ich vermute, es ist im letzten Augenblicke noch ein Denunziant aufgestanden, welcher die Entdeckung gemacht, daß sich dieser Kürnberger im Jahre 48 nicht ganz korrekt benommen habe, worauf das Schauspiel auf dem k. k. Hoftheater sofort unmöglich geworden. Der Hofrat lächelte zu dieser offenen Äußerung, die ihm natürlich nicht unrichtig schien.

Heute nun ging ich zum Präsidial-Sekretär. Dieser wackere Herr bedeutete mir, daß er den Paß nicht unter Händen habe, er sei bei der obersten Polizeihofstelle. Ich antwortete, daß ich ihn bei dieser Stelle schon gestern gesucht, aber nicht gefunden habe, vielmehr an ihn adressiert worden sei. Er erwiderte dagegen, gestern habe ihn die Polizei allerdings noch nicht gehabt, er sei eben erst dahin gelangt, und werde morgen oder übermorgen wieder zu ihm zurückkommen.

Bon! Ich gehe also Samstags wahrscheinlich in dem Augenblicke, wo Sie diese Zeilen lesen, noch einmal, und zwar zum letztenmale zur Statthalterei. Es wird mir dabei ziemlich gleichgiltig sein, ob man mir den Paß gibt oder nicht — ich werde im letzteren

Falle bloß einen deutschen Kernspruch in den Bart murmeln, und sodann ohne Paß reisen. Dazu, ich wiederhole es, bin ich fest und unwiderruflich entschlossen.

* *

München, 16. Juni 1860.

Meine Einberufung nach Wien weiß ich selbst auch erst seit kaum einer Woche durch Mitteilungen von Wiener Freunden. Ich werde ihr natürlich nicht Folge leisten. Ich werde vielmehr Schritte tun, meinen Paß noch in Güte herauszubekommen; erst dann aber will ich den Fall auch in öffentlichen Blättern vors Publikum bringen. Ich habe mich in allen Formen Rechtens um meinen Paß beworben, die Ausfertigung desselben verzögerte sich zwar, aber genug, daß keine der Behörden, weder die oberste Polizeihofstelle, noch die Statthalterei, mich eigentlich beanständete, vielmehr als ich zuletzt ausdrücklich erklärte, ich würde ohne Paß abreisen und ersuche, denselben mir nachzuschicken, so wurde letzteres ohne weiters versprochen. Ich kann also wohl sagen, daß hier eine jener . . . vorliegt, die man von Österreich gewohnt ist, die aber ein Mann wie ich keineswegs ungerügt passieren lassen wird. Schon darum nicht, weil jene Einberufung den Schein auf mich wirft, ich wäre durchgegangen, was ich im Interesse der Wahrheit sowohl als noch mehr

meiner Privatehre nur durch die Öffentlichkeit widerlegen kann.

Inzwischen: keinen Ärger! Verachtung, Verachtung — das ist der Schild, womit man gegen die Kanaille sich decken muß. Denn Ärger ist sie nicht wert.

München, 10. August 1860.

Kaulbach erwartet Sie jeden Tag, nur Sonntag ausgenommen. Sie können also kommen, wann es möglich ist, oder wann es das Mutterherzchen für möglich hält.

Noch Eins, was Sie sehr anmuten wird! Kaulbach nannte Sie seine Mignon! Ohne mein Hinzutun; ganz von selbst. Als ich nämlich über die Mühe, die Sie ihm machten, einige Höflichkeitsentschuldigungen anbrachte, sagte er sehr expressiv: Bitte, bin Ihnen sehr dankbar. Bin glücklich über den Kopf dieses Frauchens. Sie wird meine Mignon sein. Sie wissen, daß ich den Goethe illustriere, und die Mignon, aufrichtig gesagt, hat mir schon sehr warm gemacht. Sie ist tausend Mal illustriert; sie ist so abgedroschen; es ist so schwer, neu zu sein. Nun, je mehr ich mir das Köpfchen ansehe, denke ich mir: die ist's! Die kannst du brauchen zur Mignon. Auch Bruckmann meint so. (Bruckmann ist der Verleger der Goethe-Illustrationen.) Er war gestern bei mir und ich zeigte ihm das Bild.

Augenblicklich rief er aus: da haben wir ja unsere Mignon!! — —

Was sagen Sie dazu?

* * *

Kallo Semeny, 12. Dezember 1862.

Ich habe fünf größere Feuilletons geschrieben, welche soeben der Pester Lloyd abdruckt. Die erste Nummer erschien: Sonntag, den 7. Dezember. Die übrigen werden vielleicht nicht unmittelbar, aber doch nur mit kurzen Unterbrechungen einander nachfolgen und gewiß noch im Laufe des Dezembers gänzlich zu Ende sein. . . . Ich spreche von München, von Graz, von Ungarn u. s. w. Der fünfte enthält meinen Ausfall auf die Polizei. Leider schreibt mir die Redaktion just heute, daß sie ihn des Kriegsgesetzes wegen, welches noch immer in Ungarn herrscht, nicht zu bringen wage. Es ist sehr schade, denn eben der war der beste. Ich habe mich zusammengenommen, um eine recht anmutige, spielerisch graziöse — Katzenpfote zu schreiben, womit ich unter Lachen und Scherzen den Leuten bis ins Mark kratze. Natürlich lasse ich das Ding nicht zu Boden fallen, sondern denke dran, es anderswo zu veröffentlichen. Was meinen Aufenthalt betrifft, so hat der Pester Lloyd bereits gelogen wie gedruckt, indem er wirklich drucken ließ, daß ich mich in einer Gegend

aufhalte, wo ich gar nicht bin. Spaß muß sein, Rache muß sein! Und zuletzt dreht man den Chinesen immer eine wächserne Nase...

Daß ich Ihnen „Zwischen Himmel und Erde" empfohlen, tut mir fast leid, und noch leider, daß Sie es gelesen. Das einzig Gute an der Geschichte ist — Ihr treffendes Urteil darüber. Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Ich höre zwar meine Philosophie, aber Sie handhaben sie so geläufig und passend, daß ich fast zweifle, ob daß von mir ist oder nicht schon Ihr angeborenes Eigentum. Man kann nicht tiefsinniger mit schlichteren Worten kritisieren. Was mich betrifft, so möchte ich mir das Störende des ganzen Eindrucks zunächst aus dem Umstande erklären, daß die Helden — Handwerksleute sind. Man hat das Gefühl, daß nicht das Problem selbst unüberwindlich war, sondern nur eben so sittlich beschränkten Menschen es ist, deren ganze Kultur vom Lutherischen Katechismus datiert. Die Sphäre nur etwas höher gerückt, wäre das ganze Buch unmöglich. Beide Brüder sind kleinliche, kümmerliche Pedanten: jeder in seiner Art. Der eine häutet sich nicht von seiner Verkehrtheit und Engherzigkeit und der andere nicht von seinen überzarten Gewissensskrupeln, die denn doch mehr von der Sonntagsschule und Christenlehre als von der menschlichen Natur selbst herrühren. Mit dieser seiner Engherzigkeit hatte er freilich nicht die Berechtigung, dem

Bruder ein Paroli zu bieten: Recht hat nur das Ganze, nicht das Halbe. Es gilt vielleicht von ihm, was ich soeben bei Rochefoucauld lese: Si nous restons à nos passions, c'est plus par leur faiblesse que par notre force. Ein Schneidergeselle darf freilich nicht so viele Leute umbringen wie ein Napoleon. Il n'appartient qu'aux grands hommes d'avoir de grands défauts, sagt eben dieser Rochefoucauld. Kurz, der Handwerksgeruch ist das eigentümlich Fatale an dem Buche. Sein Eindruck hat dadurch so viel Verwirrendes, daß es uns mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen den Philister für den Menschen zu verkaufen weiß. Als ich mir darüber klar wurde, hatte ich den Eindruck auch überwunden und dachte dann viel geringer von dem mit einem großen Talente, aber einer kleinen Seele geschriebenen Buche.

Sehr entzückt hat mich dagegen Ihre neue Liebe auf dem Klavier. Sie beschreiben das Ding so herzig, daß mir Ihre Beschreibung allein schon das schönste Klavierstück wert ist. Aber mit Unrecht entschuldigen Sie sich so umständlich und sorgfältig, etwas zu lieben, das nicht eigentlich klassisch ist. Es gibt nur einen Maßstab zwischen klassisch und klassisch: nämlich ob der Eindruck auch nachhaltig ist. Das werden Sie selbst erfahren. Und ist er das, so ist die Probe bestanden: man liebe nur zu und freue sich dann in alle Ewigkeit. Ich habe selbst musikalische Liebschaften,

die nicht geradezu klassisch sind, z. B. bei Schumann. Seine Chorromanze: Schön Rohtraut — („wie heißt König Ringangs Töchterlein“ ist das Süßeste, was menschliche Kehlen singen können. Es ist das schönste, lebendige Kind; ich muß Ihre eigenen Worte gebrauchen, man kann nicht besser sich ausdrücken. Es vergoldete mir den ganzen Winter, wo Sie in Freising waren. Es umstrickte mich mit einem romantischen Zauber, der mich Tag und Nacht selig machte. In demselben Winter hörte ich noch eine andere Chorromanze von Schumann: der Gänsebub — („s'hütete Comacho“). Der Refrain davon ist die reinste gesungene Thräne. „Helf mir Gott, wie fliegen die Gänse, Helf mir Gott, wie fliegen sie auf!“ Der arme Bub ist nämlich verliebt, und zwar unglücklich. Im Gänsehüten hängt er seinen Sorgen und Liebesgedanken nach, dazwischen aber vernachlässigt er seine Gänse, welche unruhig flattern und allen Augenblick auffliegen. Als verantwortlicher Gänsehirt ist ihm das eine sehr wichtige Sache und mit großem Ernst schreit er auf: Helf mir Gott, wie fliegen die Gänse! Im Grunde aber sind diese Gänse nur das Symbol seiner eigenen zerstörten und verwirrten Gedanken, und sein Aufschrei meint diese, indem er jene nennt. Das gibt zwischen Wort und Sinn einen eigentümlichen herzzerreißenden Kontrast. Man sieht, wie dem armen Buben die Thränen über die Backen herablaufen, man weint selbst mit,

und muß dazwischen fast krampfhaft lachen, daß man als Gegenstand von Angst und Sorge — die Gänse nennt. Es ist himmlisch!

Sodann hat wunderbar schöne Sachen Schumanns Musik zu Manfred. Weil wir vom Naiv-Herzigen reden, so ist ein kleiner Satz von wenigen Takten darin, worin er das Auftreten der Alpenfee schildert, die im Kristallbecken eines Wildbaches unter einem Wasserfall wohnt. Der Rhythmus schildert die prickelnde geschwinde Bewegung des Wasserfalls, die Melodie aber ist ein wahrer Sprühregen von Diamanten. Es ist der Regenbogen, der sich bildet, wenn die Sonne auf einen Springbrunnen scheint. Man hört es und muß nur staunen, was für geheime zauberkräftige Ausdrucksmittel die Musik besitzt. In einem Nu ist das Ding vorübergehuscht, aber man denkt noch nach Jahren daran.

Apropos, das ist derselbe Manfred, zu dem ich die Worte gedichtet, um die Schumannsche Musik für den Konzertsaal zu erobern, wohin der Text von Byron nicht paßte. Der Chordirektor Herbeck ist ein großer Verehrer von dem Stück und hat es wiederholt zur Aufführung gebracht. Sollte es auch diesen Winter kommen, so versäumen Sie es doch ja nicht. Ebensowenig Rohtraut und den Gänsehirten. Die Musik zum Manfred ist auch im Klavierauszug zu haben. Sie werden nicht alles klaviermäßig finden, bei weitem

nicht. Aber einzelne kleine Sätze, wie man Figürchen ausschneidet.

Schumann selbst wieder, der auch eine köstliche Feder schrieb, rezensiert in seinen 4bändigen Schriften einige Sachen von Chopin wie kleine Himmelreiche. Ohne Zweifel ist auch Ihr neuer Liebling darunter. Eigentlich bin ich durch Sie in meiner Kultur jetzt erweitert worden. Ich hatte lange ein Vorurteil gegen Chopin. Freilich hörte ich nie eine Note von ihm. Aber ich ging auch nicht danach. Ich hielt ihn für einen jener blasierten, aristokratischen Salonpolen, die uns so unausstehlich sind. Aber der Kerl muß doch ein echter Genius sein. Schade, wie früh er gestorben ist! Von den Eingeweihten habe ich sagen hören, die Georg Sand soll ihn durch die Freuden der sinnlichen Liebe zu Grabe befördert haben. Im Grunde ist eigentlich nichts zu beklagen daran. Kann man schöner sterben? Ach, ich fürchte schon längst, daß mich die unsinnliche Liebe umbringen wird!

* * *

Graz, 20. Oktober 1864.

Neulich schrieb ich ein Gedichtchen auf dem Schloßberg — ich will es persönlich mitteilen, wenn ich komme. Der Schloßberg ist morgens an Herbsttagen ein wunderbarer Aufenthalt. Die ganze Stadt

ist übergossen von Nebel, in welchen die Sonne ihre silbernen Pfeile hineinschießt. Kirchtürme, Häuserreihen, Baumgruppen, entfernte Dörfer tauchen bald hier, bald dort aus dem wallenden Duftmeere auf und bilden magische Inseln, welche in wechselnden Umrissen hin- und herschwanken. Oft ist der ganze Horizont ein grauer, dichter Schleier und fern, am äußersten Saume gegen Wildon zu, fällt ein scharfer Lichtstreif über ein Dorf, daß es sich täuschend ansieht, als blicke man über ein Meer, an eine entlegene Küste. Aufwärts gegen Bruck aber, wo die Sonne schräg gegenübersteht, ist alles hell und deutlich. Da liegen weit und breit die purpurnen Wälder und Gärten, welche der Herbst in allen Schattierungen rötet und zwischendurch fließt die Mur mit jener gläsernen, winterlich kalten Bläue, welche die Wässer in dieser Jahreszeit annehmen. Nach Tische ging ich ein paarmal auf den Ruckerlberg, einmal sogar auf die Platte. Die Färbung der Baumschläge, welche den ganzen Horizont füllen, ist jetzt bezaubernd. Vom dunkelsten Bronze bis zum lichtesten Goldblond spielen sie alle Farben. Die Höhe des Himmels ist scharfes glühendes Blau, viel reiner und tiefer als im Sommer, der Raum des Horizontes aber ein gedämpfter, träumerischer Silberflor. Wie schön ist Ihre Vaterstadt! Wie nahe liegt alles umher, was Aug und Sinn auffrischt und die Seele lebendig hält!

Graz, 7. November 1864.

Catilina, welchen ich mit einem unsäglichen Aufwand von Fleiß, Ausdauer und Geduld für die Bühne eingerichtet, und zwar gut und gelungen eingerichtet — ist verloren! Ich drang bei der Zensur endlich darauf, ihn zu erledigen, aber die Zensur bewies mir aus ihren Protokollen — daß sie ihn nie empfangen! Der Direktor ergibt sich in das Bekenntnis, ihn verstreut, verlegt, verzettelt zu haben!

Ich besitze kein zweites Exemplar mehr von dieser bühnlichen Umarbeitung. Ich brachte die heutige Nacht schlaflos außer dem Bette zu. Ich kann nicht voraussagen, in welcher Frist von Tagen mein Kummer sich lindern wird.

Graz, 10. November 1864.

Catilina ist wiedergefunden... Nachdem ich in der Nacht von Sonntag auf Montag schon die heftigste Krise bestanden zu haben glaubte, hatte ich eben heute wieder, von Mittwoch auf Donnerstag, eine umso grausamere Nacht, als sie mich mit den Traumbildern des Gegenteils äffte. Fünfmal träumte mir, ich habe das Buch des Catilina wieder in den Händen. Als es das erstemal war, empfand ich eine Freude — ich hätte nie geglaubt, daß ich mich noch einmal so freuen könnte. Es war eine Leichtigkeit, eine Seligkeit — unaussprechlich schön! Aber eben dieses Glück machte

mich stutzen. Bald beschlich mich der Gedanke: wenn es ein Traum wäre! Es war ein grauenhaft kalter Augenblick dieser Gedanke. Ich erwachte an ihm, und da war er leider wahr! Diese Enttäuschung! Dieser Sturz! Es war elend!

Als es mir zum drittenmale träumte, war auch meine Mutter mit im Spiele. Wieder hielt ich das gefundene Buch in den Händen, aber ich beschwor meine Mutter flehentlich, mir zu sagen, ob ich träume oder nicht, und mich gleich aufzuwecken, wenn es wieder ein Traum sein sollte. Ich trug diese Bitte um Enttäuschung mit einer Leidenschaftlichkeit vor, mit einer Heftigkeit und Innigkeit, als hätte ich meine ganze Seele auszusprechen, und doch war mir als Schlafendem die Zunge gebunden, ich hörte mich selbst nicht, ich merkte, daß ich mit größter Anstrengung kein Wort hervorbrachte, und merkte eben an diesem Zuge, daß ich wohl im Schlafe liege und träume. Da erwachte ich.

Aber es träumte mir mit Variationen so fort bis zum Morgen. Es träumte mir fünfmal dasselbe. In meiner Erfahrung ist mir das ganz neu. Sonst habe ich fast niemals erlebt, daß mir Nachts die Dinge träumen, die mich Tags am stärksten beschäftigen. Ich konnte daran abmessen, wie außerordentlich mich die Sache aufgeregt hatte.

* *

Graz, 21. Juli 1865.

Über Ihre Abwesenheit tröstet mich halb und halb ein alter 60jähriger Mann — Firdusi! Ich dichte dieses Stück mit allem Eifer zu Ende und bin oft sehr gerührt dabei. Was ich in jungen Jahren empfand, daß Dichten und Arbeiten sein eigener Lohn ist, wandelt mich noch einmal an — ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder schämen, denn es ist ein unpraktisches Gefühl. Aber trotzdem ist es eins. Die Arbeit belohnt mich mit einer Art heiterer Zufriedenheit. —

... Gegeben in meinem Château d'Espagne, Hartiggasse No. 45, in künftigen Jahrhunderten genannt palazzo di Firdousi.

Graz, 28. und 29. Juli 1865.

Daß ich so bald wie Rahl sterbe, fürchte ich nicht. Viel eher möchte ich dafür sorgen, daß ich nicht so dick werde wie er. Um das zu verhindern, will ich jedes Mittel anwenden — wenn es eines gibt und nicht ungesund ist. Oder — möchten mir die Götter mit dem Umfange auch die Grazien zulegen! Rahl war ein sehr liebenswürdiger Mann! Schroff und eckig nannte ihn der charakterlose Gemütlichkeitspöbel; aber er war so eckig, wie es der Diamant ist und wie es der Dreck nicht ist. Er wird mir in Wien abgehen, als wäre er der Stephansturm gewesen. Seit Beethoven hat Wien einen solchen Mann nicht mehr gesehen. Erst

jetzt kommt der volle Schmerz über mich, daß er tot ist; im ersten Augenblicke war ich erstaunt und erschrocken.

Rahl war ein Heide wie ich und ein Verehrer der Griechen. Wir gaben überhaupt einen guten Klang, wenn wir beisammen waren; schade, daß es allzu selten geschehen! Als Denker war ich noch härter als er. Künstler sind als Denker Riesen und Zwerge zugleich. Männer wie Rahl, Kaulbach u. A., welche von der Natur die genialste Anlage zum Denken haben, sind in einer wunderlichen Lage. Da ihre Profession das Malen und nicht das Philosophieren ist, so haben sie zu letzterem nur die Kraft, aber nicht die Übung der Kraft. In ihrem Grundstücke ist ein Topf voll Gold vergraben, aber auf dem Grundstücke bauen sie Rüben. Sie nehmen von Büchern oder Zeitungsschreibern dankbare Ideen an, denen sie selbst überlegen sind, riesig überlegen, nur ohne es zu wissen. So kam ich bei meinem letzten Wiener Besuch aus Anlaß des amerikanischen Krieges mit Rahl über die Sklaverei ins Gespräch und Rahl schimpfte wacker auf dieselbe, ganz wie es die Zeitungen taten. Nun liegt aber der sentimentale Humanitätsschwindel, der heutzutage Mode ist, keineswegs in seiner Natur, so wenig wie er in der meinigen liegt, und die Humanität, die mit Hunden und Lumpen Gevatter ist, steht ihm eigentlich viel weniger zu Gesichte als die Exklusivität des Genieadels.

Mir kam es daher unerwartet, daß er in dieser Frage die allgemeine Heerstraße wandelte, und ich hatte kein Hehl, daß ich das nicht tat. Ich bekannte Trumpf auf Trumpf meine eigene Farbe; nämlich daß ich die Sklaverei keineswegs hasse, eher noch liebe. Seien wir nicht humaner als die Sklaven selbst, sagte ich. Die Sklaverei ist Unfreiheit, aber was geht uns das an? Freiheit und Unfreiheit sind Worte! Die Frage ist, ob diese Unfreiheit ein unglücklicher Zustand ist? Und das ist sie entschieden nicht. Vielleicht in Nordamerika! Bon! Aber das ist das Übel, daß die Zeitungsschreiber das Bild der Sklaverei bloß von Nordamerika entlehnen, wobei sie mit ihrem Humanitätsschwindel freilich ein leichtes Spiel haben. Ich gebe das zu. In Nordamerika möchte ich die Sklaverei nicht eben verteidigen. Sehen wir aber die Sklaverei in den übrigen Sklavenländern der Erde an. Wie gemütlich, wie liebenswürdig ist die Sklaverei bei den Arabern, Persern Türken, kurz im ganzen mahumedanischen Orient! Dort gehört der Sklave zum Haus, zur Familie, die Kinder lieben ihn und er sie. Sklaven und Sklavinnen heiraten in die Herrenfamilie, werden Verwandte, in häufigen Fällen oft die einzigen Universalerben 2c. 2c. Von Druck, Mißhandlung, Entwürdigung ist hier überall keine Rede. Und was die Sklaverei der Römer und Griechen geleistet hat, das wissen Sie so gut als ich. Nur durch die Sklaverei ist Rom und Griechenland das Muster

der Welt geworden. Ein Aristoteles hat daher ganz anders darüber gesprochen als ein heutiger Zeitungsschwärmer. Die Sklavenarbeit hat der Zahl der freien Bürger Luft gemacht, daß sie für die höhere Kultur der Menschheit arbeiten konnten, — und wie klassisch haben sie das getan! Sehen Sie dagegen, was jetzt geschehen ist! Unsere Schneider, Schuster, Tischler und Schmiede verrichten jetzt selbst die Sklavenarbeit und — die ganze bürgerliche Gesellschaft ist sklavisch geworden. Wir haben Philister! Was ist aber der Philister anders als der durch Sklavenarbeit verkommene Freie? Er kriecht vor der Kundschaft, er kriecht vor der Polizei, er kriecht vor allen Sorten geistlicher und weltlicher Obrigkeiten, er kriecht und kriecht! So hat die Sklaverei den ganzen Gemeingeist verdorben. Das Gift, das in Sklavenstaaten gleichsam unschädlich abfließt, tritt bei uns ins Blut zurück und vergiftet den ganzen Körper. Unsere Staaten tragen jetzt jenes feile, feige, servile, gesinnungslose und mutlose Spießbürgergesindel am Buckel, welches Leute wie uns zur Verzweiflung bringt, daß es allen Fortschritt, allen Aufschwung und alle Begeisterung lähmt. — Das war Rahlisch gesprochen! Ich sah an seinen kleinen scharfgeschliffenen Äuglein, daß ihn mein Widerspruch packte und daß es ihn reizte, Gedanken zu hören, die sich so keck auf die Spitze stellen. Was ich von Rom, Griechenland und dem Orient gesagt, war ihm

so gut bekannt wie den Gelehrtesten, denn er las viel und Gutes. Aber was ich zuvor bemerkt, — die Denker unter den Malern sind weniger als Unsereins geübt, ihre Gedanken im Zusammenhang zu verwalten, und so frappierte es ihn, wie ich die amerikanische Sklaverei mit anderen zusammenstellte. Als ein Mann aber, der sich denn doch nicht wie ein Handschuh herumdrehen läßt, antwortete er: Ja, lieber Freund, bedenken Sie aber, daß in den schönen und idealischen Gschlafenstaaten die Gschlafen wahrscheinlich wir wären. Und Sapperment, das könnte mich doch schenieren, wenn ich so z. B. der Gschlaf vom Baron Sina wäre! Jetzt muß er mich gut bezahlen, als Gschlaf aber kriegte ich nichts und wenn ich ihn nicht schön genug malte, so ließ er mir noch 100 Stockprügeln aufwichsen! Ich küss' die Hand! Ich sagte: das verstehe sich von selbst, daß ich die Sklaverei nur unter der Bedingung verteidige, daß wir die Herren sind und die Barone die Stockprügel bekommen. So schäkerten wir hin und her und das Gespräch verlief unter Scherzen und Lachen. Bei meinem Fortgehen drückte er mir ungemein herzlich die Hand und konnte mich fast kindlich bitten, er, der gegen König und Kaiser schroff war, wir möchten ja recht oft auf einen solchen Plausch zusammenkommen, ich störe ihn nicht, es sei ihm ein Labsal, sich so zu unterhalten. —

Es war unser letztes Gespräch!

Die Augsburger Allgemeine brachte in der Beilage jüngst einen Artikel über ihn, der nicht die ganze, aber wenigstens ein guter skizzenhafter Beitrag zu seiner Charakteristik war. . .

Für den Bogenschützen bin ich sehr dankbar. Die Photographie ist gut und Sie erinnern sich mit Recht, wie lieb mir das Original ist. Nur glaube ich diesmal mehr als sonst zu empfinden, daß auf den Körper eines Jünglings der Kopf eines Kindes gesetzt ist. Aber vielleicht täusche ich mich auch, und — was tut's am Ende? Ich habe es mit dem schönen Körper zu tun. Ich kann solche Bilder mit einer wahren Andacht ansehen. Der schöne Menschenleib ist doch ein unerschöpflicher Zauber! Ich habe immer das Gefühl, als ob die Natur hier einen Gedanken ausdrückte. Andere Gegenstände der Natur können auch schön sein, aber sie sind es als Gegenstände; der Menschenleib ist das Einzige in der Natur, was sich vom Gegenstande fast zum Gedanken erhebt. Was ist ein Reh, eine Gazelle, eine Antilope, ein Pferd, oder irgendein schönes Tier gegen den Menschenleib? Es ist, als ob die Natur bisher im Traume gemurmelt hätte und ihr Wort endlich laut ausspräche.

Graz, 5. August 1865.

Gott weiß, in welchem Zustande das beigebundene Sträußchen durch die vielen und rauhen Hände der

Post an Sie gelangen wird! Es ist ein Souvenir von einer Alpenhöhe. Ich war mit zwei Justizbeamten, Herrn M. und Herrn R., samt dem 12jährigen Sohn und einer Magd des letzteren auf einer Bergpartie. Wir fuhren Samstag bis Peggau und gingen hierauf zwei Stunden zu Fuß, nämlich über Waldstein und den Arzgraben, einem schluchtigen Waldtale, wo es fast schon zu älpeln anfängt. Hier besitzt Herr K. eine Hube und auf dieser Hube übernachteten wir. Des andern Morgens gingen wir auf unser eigentliches Ziel los, nämlich auf die Fensteralpe. Sie ist 5200 Fuß hoch, also ungefähr etwas höher als wie wenn man auf den Schöckel den Kahlenberg stellte. Der Weg war schön, aber einer der beschwerlichsten und ging mir tüchtig in die Knochen. Aber ich muß mäuschenstill sein über meine Heldentat, denn dasselbe leistete ja auch ein zwölfjähriger Knabe und, was noch merkwürdiger war, sogar eine Magd, welche keineswegs riesig gebaut und dazu noch mit einem schweren Proviantkorb beladen war. Ohne just schön zu sein, hatte sie etwas Stilles und Sanftes und wenn man ihr die Last abnehmen wollte, so lächelte sie und litt es nicht. Es war ein Bild heiterer Ergebenheit, das man nur beim Weibe sehen kann. Die Fensteralpe liegt zwischen Frohnleiten und Leoben und hat eine unermeßlich schöne Bergaussicht. Wenn ich Ihnen sage, daß man nördlich zum Hochschwab in der Mariazellergegend und

südlich zum Bacher hinter Marburg sieht und daß von einem zum andern alles eine zusammenhängende Berggalerie ist, so werden Sie merken, daß man so ziemlich die Umfangslinie des ganzen steirischen Landes vor sich hat. Wachsen tut auf der Fensteralpe gar nichts mehr als ein ganz kurzes, kurzes Gras, welches sich wie eine Filzdecke dicht an den Boden hält. Die Schwarzbeere, welche wir im Aufsteigen reichlich pflückten, und welche ein Gesträuch von 1—1½ Spannen hatte, kam hier auch noch vor und war sogar reif, aber das Gesträuch fehlte gänzlich. Die Beere wurzelte so kurz und nahe am Boden, daß kaum eine Sichel ihr Stenglein hätte ergreifen können. Die Pistole, welche wir hier abfeuerten, gab schon jenen dumpfen und matten Ton, der der dünnen Hochgebirgsluft eigen ist. — Das Wetter war noch besser als schön, es war nämlich auch schlecht. Im Ansteigen hatten wir Sonne und Himmelblau. In der Raststunde zwischen 11 und 12 Uhr, während wir liegend uns Wein und Schinken behagen ließen, fingen schon Wolken aufzusteigen an. Sie benahmen dem Horizonte zwar die Schärfe der Aussicht, aber nicht die Aussicht selbst. Wir waren noch immer zufrieden. Auf dem Rückwege fing es zu regnen an, da waren wir erst recht zufrieden. Wir selbst gingen nämlich in der Sonne und hatten vom Regen nichts als den erfrischenden Luftzug und — das schöne Schauspiel.

Die Regenwolke stürzte sich, gleich einer umgekehrten Flasche in den Gamsgraben nieder, eine Talschlucht, welche gegen Frohnleiten streicht: sie blitzte, donnerte, senkte sich nieder, ließ sich vom Winde in die Ferne tragen, — und wir auf unserer Sonnenhöhe sehen zu und hatten eine Naturszene, die man nicht oft sieht. Das war ein Strichregen. Bald darauf aber ballte sich über dem Grazer Felde ein großes dichtes Ungewitter zusammen, eine undurchdringliche schwarzgraue Sintflut, in der es blitzte und donnerte wie auf einem Schlachtfelde. Da waren wir noch viel mehr zufrieden. Jetzt werden die Grazer ihre Wanderer beklagen, sagten wir lachend, aber siehe da, wir haben das Schauspiel *ihres* Regens und lustwandeln selber im Trockenen. Wir hielten hierauf die zweite Rast bei einem Brunnquell, der uns schon im Hergehen erquickt hatte. Später sodann kauften wir einem kleinen schönen Mädchen, einem wahren Ehrenpreis der Gebirgswelt, unsere Hüte voll Schwarzbeeren ab und verzehrten sie guter Dinge, bis zuletzt auch der Regen über uns selbst kam. Aber da waren wir erst am allerzufriedensten. Denn in demselben Augenblicke hatten wir wieder die Region der Menschenwohnungen erreicht, wir hatten die erste der hochgelegenen Keuschen erreicht und warteten den Regen in aller Sicherheit ab. Nach einer Stunde war er vorbei und wir erreichten trocken unsere Hube.

Was uns so lange vor dem Regen geschützt, das war die Gegenströmung zweier Winde. Es war sehr schön, das anzusehen. Hoch am Himmel standen helle silberne Haufwolken, welche der Nordwind langsam und majestätisch trieb. Tief unter diesem jagte ein Südwind seine grauen nassen Dunstwolken herauf, welche jene verdunkelten wie eine Sonnenfinsternis. Man konnte die Dichtigkeit der untern Wolken deutlich bemessen an der Art, wie die sonnenbeleuchteten oberen durchschienen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Es war, wie wenn der Aethergott Zeus auf seinem strahlenden Throne säße, aber zu seinen Füßen spielte ein Rudel von Meer- und Wassergeistern. Ich war der erste, der dieses Schauspiel bemerkte. Von meinen Gefährten lag einer eingeschlafen.

Beide Wind- und Wetterströme hatten ungleiche Bewegung, ungefähr wie Stunden- und Viertelstundenzeiger. Von dem Augenblicke aber, wo sie sich ausglichen, mußte der Regen allgemein werden. Das geschah denn auch. Bald nachdem wir unsere Hube erreicht hatten, also nach sechs Uhr abends, fing es zu regnen an und hörte mit Regen, Blitzen und Donnern die ganze Nacht nicht mehr auf.

In dieser Nacht erlebte ich, zum erstenmale seit ich lebe, ein Phänomen von Elektrizität an mir. Als ich nämlich im Finstern der Nacht einmal aufstand, sah ich an meinem rechten Fuß den Nagel der vierten

Zehe leuchten. Ich war anfangs so erstaunt und ungläubig, daß ich dachte, von irgendwo falle ein Licht durch eine Wand- oder Türlücke. Ich machte daher die betreffenden Proben und überzeugte mich, daß das Licht an mir war. Der ganze Nagel leuchtete wie ein Johanniswürmchen. Das dauerte ein paar Stunden. Als ich nämlich später in einem schlaflosen Augenblicke den Fuß wieder versuchsweise aus der Decke zog, leuchtete der Nagel noch, obgleich ein wenig schwächer. Ich habe sonst wohl von Frauenzimmern gehört, deren Haare beim Kämmen Funken sprühen, aber gesehen hatte ich dergleichen noch nicht. Das Phänomen war mir neu.

Tags darauf gingen wir zwar bei bedecktem Himmel, aber trocken nach Peggau zurück. Die Straße war rein gespült und recht schön zu begehen.

Da habe ich Ihnen nun auch eine Naturszene erzählt. Aber ich will die Ihrige damit nicht übertreffen, beileibe nicht. Ich bin keiner von denen, welche die Gletscher hinanrennen, um zu bewundern; ich begreife vollkommen, wie man die göttlichsten Augenblicke der Natur auch auf einem niedrigen Hügel erleben kann. In Ungarn stand ich manchmal auf einem Sandhügel, nicht höher als zwei Stock, und fühlte die ergreifendsten Pulsschläge des Weltherzens. Ich kenne Augenblicke wie Ihren 2. August so gut! Aber die großen Augenblicke in der Natur sind Ihnen

fast so karg zugemessen wie die Rahls unter den Menschen!

Graz, 11. und 13. August 1865.

Ich würde mir's nicht verziehen haben, vierzehn Monate in Graz gewesen zu sein, und nicht über den Ruckerlberg oder höchstens ein bischen Fensteralpe hinausgeguckt zu haben. Ringsherum sind die Lande gar zu schön! Am Mittwoch hänge ich wieder meine Reisetasche um und pilgere hinab nach Süden. Nicht gegen den italienischen Süden — diesmal noch nicht, aber doch ein bischen ins Feigenland der Furlaner. Das ist mein Weg: über Wildon und Landsberg die Koralpe hinüber ins Lavanttal und nach Klagenfurt und Villach. Von da zum kleinen stillen Raiblsee, welcher der Karte nach ein sehr einsames und romantisches Alpenwasser zu sein scheint, sodann zum größeren Wocheiner- und Veldesersee. Hierauf über Laibach und Cilli wieder zurück. Wenn ich vom Raibl- zum Wocheinersee gehe, so passiere ich den nördlichen Zipfel des Ländchens, welches Friaul heißt und das Flußgebiet des Isonzo ist. Da ist es nun sehr möglich, daß ich das segenvolle Tal des Isonzo hinabgehe und Görz besuche. In Görz aber wäre ich dem adriatischen Meere so nahe, daß ich wahrscheinlich meinen Weg nach Monfalcone fortsetzte und mich dann links wendete, um bei Triest den Optschina zu besteigen

und das Meer zu sehen. Ich habe es noch niemals gesehen. Es ginge dann von Triest wieder heimwärts.

Ich glaube mit diesem ganzen Rundgang etwa 10—14 Tage zuzubringen. Was ich dabei sehe und höre, werde ich in einer Hand voll Feuilletons in der alten Presse beschreiben, und es wird mir nicht nur die Reisekosten bezahlen, sondern ein gutes Stück Geld darüber. Von Firdusi habe ich höchstens noch 100 Verse zu machen und die werde ich unterwegs machen. Auf einem Spaziergange in den Schwarzwald ist er vor 10 Jahren angefangen worden, auf einem Spaziergange durch die norischen und julischen Alpen soll er beschlossen sein.

Es wird sehr genußvoll werden. Wenn man 14 Monate gesessen ist und gute Knochen hat und rings herum Alpen sieht, so werden die Knochen endlich zu Flügeln. Ich komme mir jetzt schon wie neugeboren vor.

... Seit ich Sie auf den Artikel über Rahl in der Augsburger Allgemeinen aufmerksam gemacht habe, sind in der Neuen Freien Presse zwei Feuilletons über ihn erschienen. Das letzte enthielt einen Brief von ihm. Das war ein echter Löwenkopf! Über Land und Meer brachte sein Porträt — zum Sprechen ähnlich.

... Gestern begegnete mir der Zahnarzt Adolf Engländer, der Bruder meines großes Jugendfreundes Sigmund. Er war auf einer Geschäftsreise in Illyrien

abwesend und wird nächstens wieder nach Kroatien gehen. Diese Länder sind Goldgruben für sein Verdienst. Auch Italien ist es. Es fehlt an technisch geschulten Zahnärzten, welche auf der Höhe der modernsten Dentistik stehen, ganz und gar. Da er nun gleichzeitig eine Neuralgie an den Füßen hat, wobei ihm die Kälte weh tut, so will er der Füße und des Erwerbes wegen ein paar Wintermonate in Italien zubringen. Er forderte mich auf mitzugehen. Ich würde Tisch und Logis mit ihm teilen, da er beides ohnedies reichlicher, als er's braucht, haben müßte, und nur meine Fahrkosten bestreiten. Die Sache läßt sich hören. Er hätte einen deutschen Begleiter, der ihm die Fremde versüßt, und ich einen wohlfeileren Besuch in Italien und ein bischen Gelegenheit, mir einstweilen das Sprechen ein wenig einzuüben. Letzteres ist mir viel wert. Die Italiener, wenn man ihre Sprache spricht, sind recht herzliche Leute. . . Bald werden zwei Alpen-Eisenbahnen zwischen Italien und Deutschland sein und dann ist man von letzterem nicht gar so sehr abgeschnitten.

Das alles steht noch in weitem Felde, da aber just heute die Gelegenheit war, es Ihnen mitzuteilen, so wollte ich's tun. Wir wollen sehen, was daraus wird.

Graz, 6. September 1865.

... Sie sagen, mit 1. September haben Sie auf die Presse abonniert, — in Bezug auf meine Wenigkeit leider unnötig! Denn eben jetzt höre ich auf, Mitarbeiter zu sein. Das Wenige, was ich hin und wieder an Feuilletons schreibe, werde ich künftig wahrscheinlich der Debatte geben.

Ihr photographisches Bildchen ist recht hübsch. Auf den ersten Blick sah ich, es ist die venezianische Schule, und entweder Tizian oder Paul Veronese. Als ich rückwärts die Signatur ansah, da war es Tizians Tochter, und nun schmeichelte mir weniger mein Kennerblick, als ich vielmehr beschämt war, daß ich es überhaupt vergessen konnte, denn das Bild ist eines der bekanntesten.

Man kann recht daran lernen, was altitalienischer Kunstadel ist. Der Kopf ist zwar schön, aber im Grunde ohne geistigen oder seelischen Ausdruck; es ist heitere naive Unschuld, nichts weiter. Der Kopf sieht sogar mehr in die Prosa als in die Poesie des Lebens hinein. Aber nun machen Sie einmal die Probe und legen dieses Mädchen neben einen scheinbar verwandten Stoff, z. B. neben eine Pariser Grisette oder ein Wiener Stubenmädchen. Dieser Vergleich wird Sie mehr lehren als ganze Vorlesungen. Und im Grunde soll man immer so lernen: nicht durch Hören, sondern

durch Schauen und Selbstfinden. Wie groß werden Sie dann die alten Italiener finden neben den Modernen! Just weil der Stoff nicht groß ist, nicht blendend und nicht ins Weite führt, werden Sie um so besser die großartige Behandlung des Einfachen fühlen können.

... Jüngst schrieb mir auch Engländer wieder. Ich sagte Ihnen, als er im März hier war, sah er fast wie ein Bruder Liederlich aus, denn er schien seinen Trost in fast kindischen Zerstreuungen nicht nur zu suchen, sondern leider auch zu finden. Gegen alles Erwarten dringt nun doch wieder ein anderer Ton aus seinem Briefe, ein Ton, welcher beweist, wie die Natur immer und immer wieder auf das Wahre und Echte zurückkommt und sich darin nicht irre machen läßt. „Soll ich Ihnen in Kurzem alles sagen, so ist mein ganzes Ich eine Thräne um meinen Lajos. Er fehlt immer mehr und die Wehmut will mir gar oft das Herz zersprengen. Alles, was den Menschen erquickt und erfrischt, geht bei uns die schmerzliche Retorte der Erinnerung an meinen Lajos durch; wie tief durchdringen mein Inneres die religiösen Töne der Poiser-Wallfahrer in der Nacht, die mich an die Zeit erinnern, wo mein teurer Lajos die kurze Zeit der Schulferien zwischen uns zuzubringen pflegte, — die arme Ernestine schluchzt und ich muß meinen Seufzer gewaltsam hinunterwürgen und noch lernen, Wort-

tröster sein." Diese Zeilen haben mich um seinetwillen sehr gefreut.

Was mich betrifft, so hatte ich nach der Vollendung des Firdusi diese drei Wochen her eine leere und unerquickliche Stimmung. Es fielen zwei Leerheiten zusammen; erstens die Freiheit von einer Arbeit, welche bisher die Nahrung meiner Gedanken war, und zweitens die Pause, in welcher ich zwischen Reisen und Nichtreisen das Regenwetter abwartete. Ich ging herum wie ein Löwe im Käfig. Ich hatte die Ungeduld, etwas zu tun, und wußte nicht was. Die Tage verflossen in einem lästigen Müßigsein — ach der Müßiggang ist mir nichts weniger als lästig, wenn ich auf meinem Sopha liege und weiß, womit ich meine Phantasie unterhalte. Diesmal aber war meine Phantasie selbst müßig. Die Lebensgeister waren vom Firdusi her — nicht eben ermattet, das Gegenteil; sie waren in einer Bewegung, daß ihnen jede kleinere Arbeit schaal und nichtig vorkam; dazu ließ nun aber die Schwebe meiner Reiseangelegenheit nicht einmal einen Arbeitsplan reifen, auch den kleinsten nicht, weil ich ja doch nicht wußte, ob ich morgen oder übermorgen nicht schon fortgehen würde. Kurz, es war eine nichtswürdige Zigeunerei: ich gab nach und nach mein Geld aus, und schämte mich, kein neues zu verdienen, und konnte es eigentlich doch nicht übers Knie brechen. Heute habe ich wieder ein neues Manuskript angefangen, und —

damit ist mein Reiseplan definitiv aufgegeben, trotz des herrlichsten Wetters. Es ging mir mit Kärnten wie mit der Satran. Ich habe einen Briefwechsel mit ihr verabredet, natürlich nur einen literarisch-dramatischen, ich freute mich darauf, und siehe da, jetzt ist sie bald drei Monate wieder zuhause und ich rührte noch keine Feder an. Wie haben die kärntnerischen Seen acht Tage lang meine Phantasie erfüllt! Da fing der Regen an und hörte wieder auf -- aber mit den Seen und Alpen ist's vorbei. Ich kann die Stimmung nicht wieder finden.

Mir scheint, ich möchte die Erde lieber in Besitz nehmen, als bloß anschauen. Es ist doch sonderbar, wie auch die hartnäckigste Natur den verschiedenen Lebensaltern ihren Tribut zollen muß. Die bloße Poesie des Daseins, womit ein junger Mensch zufrieden ist, hat mich lange, bis tief in die Mannesjahre befriedigt; seit einiger Zeit fange ich aber doch auch an, einen irdischen Besitz zu wünschen. Ich möchte ein kleines Grundeigentum haben. Ein Haus in den Alpen und an einem See -- der See gehört untrennbar dazu — das wäre mein Wunsch. Zwei Punkte habe ich dafür in Affektion genommen: einer ist in Deutschland, der andere in Österreich. Der in Deutschland wäre die Gegend von Füssen an der bayrisch-tirolischen Grenze, wo einige Alpenseen herrlich beisammen liegen; der österreichische wäre die Gegend von Villach mit

dem Ossiacher, Klagenfurter, Millstätter und Faaker See. Und wie die Kinder sagen: ich hab' meinen Vater und hab' meine Mutter lieber, so wäre mir Füssen lieber, weil es in Deutschland ist, und Villach wegen der Nähe von Italien lieber. Nun muß ich gestehen, wenn ich in die Villacher Gegend gekommen und vielleicht ein Landgütchen, ein allerliebstes, sinniges Landgütchen um einen Spottpreis feil gewesen wäre, und ich hätte es doch nicht kaufen können, so hätte mich das recht unglücklich gemacht. Ich möchte schier rasend werden, daß ich jetzt kein Grundstück kaufen kann, jetzt, wo man die Grundstücke wie mit dem Besen auf die Straße kehrt, und zwar in dem schönsten Ländchen der Welt. Es ist zum Verzweifeln! —

Da schlägt es soeben fünf Uhr, und ich will schließen. Es tut mir zwar sehr leid um ein ganzes leeres Blatt, auch könnte ich wohl noch länger schreiben, — aber von was? Kleinigkeiten fallen mir nicht mehr ein, und wenn ich den Weg in die innere poetische Welt nehmen wollte, so reichte ich doch nicht mehr aus. Es gärt und wogt so auf und ab in mir, aber es ist nicht leicht auszusprechen. Einmal bin ich so resigniert, daß ich das Hemd auf der Haut und alle Glieder des Leibes entbehren könnte, ein anderes Mal wieder reißt mir auf einmal die Geduld, und ich glaube, ich kann es keine Minute mehr aushalten vor Leidenschaft des Wünschens und Wollens. Wenn ich etwas hätte,

würde ich in Gottes Namen gerne viel entbehren, aber ich habe gar nichts! Und doch singt ein Dichter:

Du willst das Glück erzwingen, Tor?
Nur der ist glücklich hier auf Erden,
Der nichts ersehnte, nichts verlor;
Man kann nur glücklich *sein*, nicht *werden*!

Der Mann hat recht; ich existierte schon längst nicht mehr, wenn es nicht wahr wäre, was er sagt...

NS. Apropos; wenn Sie halbwegs können, so gehen Sie Sonntags zum Julius Caesar ins Burgtheater. Ich habe meine Gründe dazu.

Graz, 30. September 1865.

...Daß ich mich jetzt noch aufs Reisen verlege, das fürchten Sie nicht. Die Saison ist schon zu spät dazu. Muß ich doch froh sein, wenn mir das prachtvolle Herbstwetter noch zum Laibacher Abenteuer aushält, was immer noch 10 oder 14 Tage dauern wird. Höchstens wäre eins zu fürchten: nämlich daß ich durch ein Wunder von Liebenswürdigkeit irgendwie in einem Hause, wie z. B. das Kaulbachsche war, festgehalten würde. Aber ich halte das — wenn nicht für unmöglich, doch im höchsten Grade für unwahrscheinlich.

Dagegen habe ich allerdings Lust, von Laibach aus ein paar ganz kurze Ausflüge zu machen, — natürlich nicht nach Italien. Über alle Maßen gerne

möchte ich Görz ansehen. Es gehört zu den Orten, welche ich für einen künftigen Aufenthalt in der Phantasie habe. Es sind noch immer Deutsche dort (ich habe selbst Empfehlungen an einen Schuldirektor) und doch ist es schon halb italienischer Boden. Das Städtchen soll außerordentlich anmutig und gartenhaft liegen — und welch ein üppiger Fruchtgarten es in Wahrheit ist — das wissen wir vom Grazer Markt her. Das Alpenwasser des Isonzoflusses und die Nähe des Meeres — etwa wie von Wien nach Vöslau — wären gar lockende Reize. Auch meine soziale Stellung könnte dort sehr angenehm, vielleicht fast wichtig werden, denn obwohl Deutsche da sind, so haben sie doch mit Slawen und Welschen um ihre Geltung zu kämpfen, und ein Kämpfer wie ich wäre vielleicht ein angesehener Mann. Und sieh da, angesehen war ich zeitlebens nicht. Höchstens mein Name, nie aber meine Person. Die lebt im Dunkeln, und wenn einmal ein Fest oder ein Geburtstag kommt, so weiß der niedrigste Dorfschulmeister besser als ich, daß er ein Mensch unter Menschen ist. Das hat mich oft verdrossen. — Nur Eins fehlt Görz, der Hochwald. Aber wenn er nicht da ist, so ist er doch nicht weit, denn der Tarnowaner Wald, den ich auf meiner Karte sehe, muß in bequemen Ausflügen zu erreichen sein. Auch wohlfeil ist es in Görz. Die Lebensmittel, versteht sich von selbst, da es mitten in einem Fruchtkorbe liegt. Edles

Obst, feines Gemüse, die Austern und Fische des nahen Meeres! Aber auch die Wohnungen. Mein Schuldirektor Holzinger, hör' ich, bezahlt für eine ganze Villa, was in Wien zwei Zimmer kosten, nämlich 200 fl. Kurz, ich möchte das Nestchen studieren. Im Sommer ein Paradies und für ein paar Monate Wintervergnügen — wie äußerst bequem lägen die größeren Nachbarstädte Triest und Venedig! Welch ein Vergnügen zwischen den edlen Venetianern an Straßen voll maurischer Marmorpaläste hinabzupromenieren, oder auf dem Canale grande in der Gondel zu fahren...

Ein zweiter Anziehungspunkt meiner Neugierde wäre Villach. Wie ward mirs, als ich gestern im Theatercafé Meyer eine Stimme hörte... „Was aber einer der schönsten Punkte ist, nicht nur in der Monarchie, sondern vielleicht in ganz Europa, das ist Villach.“ Ich sah mich um, — wer so gesprochen, das war ein alter vornehmer Herr, der offenbar schon vieles und mit Ruhe gesehen hatte, kein armer Teufel von Enthusiasten, der über alles außer sich gerät, was ihm für seine paar Kreuzer zu genießen vergönnt ist. Denn es gibt arme Schlucker, welche ihre paar Bettelkreuzer förmlich abgenießen wollen und alles schon darum loben, weil sie's bezahlen mußten. Das war hier nicht der Fall. Es war ein Weltmann, ein Mann der guten Gesellschaft, der so sprach. Wie schwer fiel mir da mein vereitelter Ausflug von neulich aufs Herz! Ist es

möglich, so hol' ich von Laibach das Versäumte noch nach.

Also Görz und Villach, nicht mehr! Und selbst das nur im günstigsten Falle. Noch bin ich nicht dort.

... In meinem letzten Brief an Laube, der jetzt nichts ist, aber — von Erfolg gekrönt — ein diplomatisches Meisterwerk gewesen wäre, war viel von Julius Caesar die Rede. Wer sich daher für diesen Brief interessiert hätte (wovon ich eine Kopie habe), der hätte den Julius Caesar kennen sollen, und das war der Grund, warum ich Ihnen riet, die Aufführung, die just in diese Tage fiel, anzusehen. Jetzt ist's freilich vorbei.

Dagegen möchte ich Ihnen heute zu Hero und Leander raten. Sie werden wissen, daß die Wolter hier war und drei Gastrollen gespielt hat. Ich habe ein Vorurteil gegen die Wolter wie für jeden Ruf, welcher des Schwindels verdächtig ist. Auch konnte das wenige, was ich von ihr sah, mich nicht erwärmen, — ich sah kalte Routine. Nur mit äußerster Überwindung entschloß ich mich daher, in ihre Spiele hineinzugehen. Das erste, Maria Stuart, bestärkte mich in meinem Vorurteile. Ich sah eine gewisse Noblesse der Allüren, etwas Distinguiertes in Sprache, Haltung, Erscheinung, kurz ich sah eine Hofschauspielerin, aber keine Götterschauspielerin. Auch ging ich nach dem dritten Akte wieder fort. Die zweite Gastrolle, Mont-

pensier, wo mir schon das Stück fatal ist, ließ ich aus und erst in die dritte ging ich wieder hinein, in Hero und Leander. Das war aber — seit ich aufgehört habe, jung zu sein, mein schönster Theaterabend. Man kann mir die Maria Stuart, die Lady Macbeth, das Gretchen, die Ophelia, die Julie vorspielen, wie man will; ich brauche das Spiel nicht, ich kann's entbehren. Es gibt mir nichts Neues, das Höchste, was es tun kann, ist, daß es hinter dem schon vorhandenen Phantasiebild nicht zurückbleibt. Ganz anders die Hero. Diese Rolle gehört zu den seltensten Fällen, die mich empfinden lassen, daß außer dem Wert der Dichtkunst die Schauspielkunst doch einen Wert durch sich selbst hat. Das ist mir schon lange nicht passiert. Es war ein Zauber von Mädchenpoesie, der das Gemüt in die wunderbarsten Schwingungen setzte. Ich werde das Bild und den Ton nie vergessen. Wäre die Wolter so schön wie die Satran, es wäre um mich geschehen gewesen. So genoß ich nur Kunst allein, die aber genoß ich wie in den schönsten Tagen der täuschungsfähigen Jugend. Wir waren zwei hartgesottene Bösewichter, ich und ein anderer Grazer Kritiker, der das Renomee hat, nichts mehr schön zu finden, aber auch er teilte meine Verwunderung und wir sahen uns wie im Traume an. Kurz, ich begriff zum erstenmale, was die Wiener an der Wolter finden. Ich bin auf ewig versöhnt mit ihr.

Gehen Sie hinein, wenn das Stück ist, und sagen mir, was Sie selbst dazu meinen. Sie wissen, daß Sie mir nicht zu schmeicheln brauchen; nicht mein Echo, sondern Ihre eigene Meinung interessiert mich.

Graz, 4. November 1865.

... Von Hamburg habe ich eine Antwort erhalten, die für den Anfang ganz gut klingt. Und wie rasch! Am 24. schrieb ich, am 31. war schon die Antwort da. Das sind doch andere Leute als die Wiener! Der Mann ist mit Verlagsartikeln stark versehen, und wenn wir unser Geschäftchen machen, so wird er leider erst im Februar drucken können. Dieses Vierteljahr wird mir sehr lang werden, ja ich fürchte fast schwierig. Aber zuletzt wird's auch vergehen, wie das ganze Leben vergeht!

Graz, 15. November 1865.

Laube steht nicht nur nicht fest hohen Orts, sondern er ist geradezu mißliebig. Daß er im Laufe von 16 Jahren noch nicht den geringsten Orden bekommen, ist — nach den herrschenden Sitten und Gebräuchen — eine auffallende Zurücksetzung. Aber — er ist ausgezeichnet als Regisseur und darin kaum zu ersetzen. Da man nun in Österreich just nicht gewohnt ist, aufs Höhere zu sehen, wenn nur das Niedere geschieht, so läßt

man den guten Regisseur in Gottes Namen schlechten Direktor sein und duldet ihn. Man duldet ihn, das ist alles!

* *

Regen an der steirischen Grenze.

Just war es an der Grenze Rand,
Ein Regen kam gesprüht,
Als ich dein schönes Vaterland
Betrat, von Lust umblüht.
Es war ein Regen sanft wie Tau,
Mein Weihbrunn soll er sein:
Gegrüßt sei Unsre Liebe Frau —
Mein Kind, ich denke dein.

Auf dem Wege von Lassing in die Palsau,
den 23. August 1866.

* *

Wien, 4. Februar 1867.

Ich bin seit gestern Gefangener der Stadt Wien. Diese Stadt Wien ist aber so verschämt, daß sie deß nicht einmal Wort halten will. Als mich Kompert gestern besuchte und nach einem „Arrestanten Herrn Dr. Kürnberger" fragte, antwortete man ihm mit großem Tugendstolz: „Bitte, dieser Herr ist nicht unser Arrestant; er ist freiwillig gekommen." Kurz, mein

Arrest ist magistratisch, nicht polizeilich. Ich habe ein heiteres, lichtes Zimmer, gute Bedienung, und das zweimalige Fasten wird so verstanden, daß ich für mein Geld alle Karpfen der Donau und alle Kapaunen der Steiermark aufessen kann. Apropos Donau; ich habe von meinem Fenster eine Seitenaussicht auf dieselbe, welche sehr hübsch ist, namentlich bei Morgenlicht.

Kerkermeister Rocco ist ein humaner Mann, welcher mir seine Bibliothek anbot, und besagtes Zimmer, das schönste des Hauses, einräumte. Es ist eigentlich gar kein Arrestzimmer, sondern das Amtszimmer des magistratischen Doktors. Kerkermeister Rocco hat auch — ganz nach dem Textbuche — einen Schwiegersohn in spe, welcher mir abends seine Aufwartung machte, denn er kennt meinen literarischen Namen. Es ist ein junger feiner Mann und, wie es scheint, aus einem guten Hause.

Wien, 7. Februar 1867.

Gestern nahm ich auf ein paar Stunden Urlaub, um der Schillersitzung beizuwohnen und nach derselben einige Necessairs aus meinem Logis abzuholen. Ich inkommodiere niemanden für die Abkürzung meines Arrestes, der überhaupt ein Kinderspott ist und mich gar nicht drückt. Seit ich aus der Küche Komperts

speise, welcher ganz in der Nähe wohnt, bin ich auch von dieser Seite gut versorgt und haben wir gestern bei der Schillersitzung das Abenteuer weidlich belacht. Am Sonntag gedenke ich, bei L. A. Frankl zu speisen, — wozu ich schon keinen Urlaub mehr nehmen werde, denn so viel ich sehe, kann ich wohl auch à discretion ausgehen, ohne überhaupt etwas zu sagen.

* *

Wien, 23. August 1867.

Ich bin gestern als ein Mohr, der hoffentlich weiß zu waschen sein wird, übrigens im besten Wohlsein in Wien angekommen. Auf dem Semmering habe ich ein Sträußchen Edelweiß gekauft. . . . Außer dem Edelweiß pflückte ich noch auf meinem eigenen Grunde eine Frucht oder Blume, von der Sie urteilen sollen, ob sie des Pflückens wert war. Es sind folgende Verse:

Alpe und Stadt.

Der Heugeruch, der Harzgeruch,
Der hat mir's angetan;
Hinauf, hinauf ins Hochgebirg
Zu Speik und Thymian!

Gegrüßt auf deinem Wolkenthron
Du schöne Alpenfee,

Dein weißer Leib ist Edelweiß,
Dein Diadem der Schnee.

Dein Auge, seh ich tief hinein,
Es ist der braune Stern,
Der meinem Herzen teuer ist,
Wie seh ich ihn so gern!

Sähst du mein Auge wirklich einst,
Du stürbest gleich daran,
Was dich belebt, muß sterblich sein,
Wie du, betörter Mann.

Ich bin der Geist der Ewigkeit
Und du, o Menschengeist,
Verlange nichts, als daß du liebst,
Und liebend einig seist.

Ein Nebel wälzt sich auf mich her,
Das Hochgebirg versinkt,
Doch dort, am Horizont der Stadt —
Ein Strahl der Sonne blinkt!

Wien, 18. November 1867.

Wie innig bedaure ich, daß ich Ihnen in diesen schweren Tagen nicht mehr sein kann! Ich muß stehen und mit müßigen Händen zusehen, wie Sie durch Disteln und Dornen gehen, und kann Sie über keine Spanne ihres Weges hinwegtragen. Jetzt wären Worte an ihrem

Platze, die weichen und warmen, sammtenen Worte der Zärtlichkeit. Aber sie sind mir versagt. Ich schäme mich nach und nach der Sprache. Ich wollte, ich wäre die Natur selbst und dürfte reden wie sie, in Blumen, Bäumen, Sonnenstrahlen, Waldschatten und grünen Bergseen. Das Wort ist so tief gemein, so unendlich profan! Jetzt wäre der Augenblick da, wo ich Musiker sein sollte. Wenn ich Ihnen ein Lied schriebe, wie Schuberts Ständchen, so würden Sie fühlen, daß ich über Ihre Seele eine Ruhe zu breiten wünsche, — wie ein Vogel, wenn er seine Flügel über das Junge breitet, wie eine Mutter, wenn sie ihr schlafendes Kind zudeckt. Die Sprache drückt entweder nichts aus, oder wenn sie es tut, so entblößt sie dann gleich das Nackteste der Seele, zerreißt alle Schleier und Vorhänge und beleuchtet alles mit ihrem gemeinen, kreideweißen Lichte. Wie klar ist es mir, daß die Dichter so viel ihre Geliebte besingen und so gar wenig die Frau! Es gibt eine Zeit, wo man zu sagen hat: nimm mich! Aber kann man das Genommene noch einmal nehmen? Es gibt eine Zeit, wo man zu sagen hat: ich liebe dich! Aber kann man das oft sagen? Eigentlich nur ein einziges Mal! —

Tochter, Geliebte, Braut, Gattin, Mutter, Witwe — alle diese Zustände sind bloß verschiedene Werkzeuge, welche ein Bildhauer an seine Statue anlegt, um sie feiner und feiner auszuarbeiten. In diesem

Augenblicke werden Partien an Ihrem Seelencharakter fertig gemacht, wozu das Werkzeug das Leiden heißt. Es ist gar schön, daß die katholische Madonna nicht nur eine glückliche Mutter mit dem Kind an der Brust, sondern auch eine schmerzhafte Mutter mit den sieben Schwertern im Herzen ist. Erst durch das letztere Bild wird das erstere vollendet. Nicht Eins von ihnen, sondern Beide zusammen geben das Weib. Glücklich sein kann auch die leere Seele, leiden kann nur die tiefe und volle.

Zwei Redensarten sollten die Menschen sich gründlich abgewöhnen: „ich langweile mich" und „ich bin unglücklich". Ein reicher Geist wird nie das erste sagen, ein reiches Herz nie das zweite. Wie die Männer geehrt werden, wenn sie für ihr Vaterland sterben, — auch auf dem Schafotte sterben, — so werden die Frauen geehrt am Sarge des Mannes, an der Wiege des kranken Kindes. Das erstere ist uns nur selten beschieden, das letztere ist euer tägliches Schicksal. Eure Leiden sind in der Regel die edleren.

Ich würde sagen: ich wünsche Ihnen nur die physische Kraft, sie zu ertragen. Aber das ist ein Punkt, wo ich gar starken Glauben habe. Das reinste Leiden tötet nicht, es erhebt. Zahllos ist euer Geschlecht aus Liebesgram gestorben, aber ist es nicht auffallend, wie wenig Geschichten oder Beispiele man hat, daß Mütter über den Verlust ihrer Kinder gestorben? Dieser Ver-

lust ist doch erhabener als Liebesgram; er trifft etwas in der menschlichen Natur, das fast göttlich ist. Aber das Göttliche stirbt nicht.

So möchte ich fort und fort die ernste Lage ihres jetzigen Lebens mit guten Reden begleiten, aber wie gesagt, ich schäme mich des Redens. Vom müßigen Zuschauer klingt auch das Beste — so müßig! „Er hat gut reden", pflegt man zu sagen. Was für ein Wort kann ein Mann sagen, wenn ein Weib ein Kind gebirt; was für ein Wort kann er sagen, wenn sie ein Kind begräbt? Auch das beste verrät höchstens einen guten Willen, aber er redet buchstäblich in Dinge drein, die er nicht versteht.

So empfangen Sie denn dieses Zeichen meines guten Willens. Ich möchte sie trösten, stärken, Ihnen Vertrauen zu sich selbst geben, aber fast jedes menschliche Wort dazu ist mir zu profan, und ich achte Ihr Schicksal, das Ihnen auferlegt ist, viel mehr, als ich meine Worte achten kann. Also lassen Sie mich stumm sein. Ich drücke Ihnen stumm die Hand.

* *

Wien, 31. Juli 1868.

Erst morgen gelange ich zu meinem Ausfluge ins Salzkammergut. Es war mir eine Überraschung ohnegleichen, als mich am Dienstag plötzlich — General

Haug grüßen ließ. Natürlich war an ein Abreisen jetzt nicht zu denken, sondern ich mußte noch bleiben und ihm ein paar Tage schenken. Morgen endlich geht's fort.

... Auch der diesmalige Figaro, wie der vorletzte, variiert wieder mein Thema: durch Wahrheit zum Licht, woraus ich sehe, daß die Satire gewaltig eingeleuchtet hat. Ja, ja, den Spaß verstehen sie! Ein Jeremias oder Demosthenes könnte sich die Lunge aus dem Hals reden, er fände kein Echo in Wien! Man mache einen Jux, und gleich ist Publikum da. Nun, wir wollen die lieben Kinder aushalten, solange wir müssen.

Mürzsteg, 29. September 1868.

Also ich gehe! Das heißt, ich ging. Montags erhielt ich noch abends um acht die erwarteten Freikarten und Dienstag vormittag fuhr ich fort. Vorläufig bis Mürzzuschlag. Der Zug (teilweise Schnellzug) brauchte 4 und 1/4 Stunden. Er ging um 1/2 11 ab und war um 3/4 auf 3 in Mürzzuschlag. Ich hatte unterwegs vortreffliche Würstel in Wiener-Neustadt gegessen und das war mein Mittagsmahl. In Mürzzuschlag nahm ich keines, um keine Zeit zu verlieren. Und wahrlich, ich mußte mit jeder Minute geizen, denn mein Weg war noch weit. Ich hatte mir als Nachtstation Mürzsteg vorgesetzt, und zwar, wie sich von selbst versteht, als Fußpartie. Schade, daß ihr

Frauen so wenig in Landkarten und in der Topographie zuhause seid, was just eine unserer Passionen ist. Kurz, von Mürzzuschlag nach Mürzsteg ist ein Weg ungefähr wie von Wien nach Gumpoldskirchen oder Greifenstein, d. h. circa 4 und 1/2 Stunden. Und wenn man diesen Weg erst um 3/4 auf 3 antreten kann, in einer Jahreszeit, wo es nach 5 Uhr schon dunkel wird, so hat man wirklich nicht Zeit, Diners zu halten.

Also ich gehe! Gleich hinter Wiener-Neustadt, bei Ternitz und dann Pottschach war das Gras schon alpenhaft frisch und grün, — seltsamerweise aber auf dem Semmering selbst nicht mehr. Wie aber jenseits des Semmerings! Hoch Ihr grünes lustiges Steiermark! Gleich die ersten steierischen Abhänge, bei Spital und Mürzzuschlag, lachten wie im Frühling. Ein Saft und ein Glanz des Wiesengrüns, daß Auge und Herz jauchzte. Ja, es gibt, es gibt einen ewigen Frühling! Menschen, laßt euch von Gras und Kraut nicht beschämen, — es gibt einen ewigen Frühling!

Man möchte hineinbeißen, nicht bloß hineinrennen. Wie glücklich war ich, als nun der Eisenbahnkäfig sich auftat und ich ausfliegen durfte!

Die grüne Mürz und ihre grünen Wiesen hinauf! Staub auf der Straße, Sonnenglut am Himmel — tut nichts. Die Sonne wird nur zu bald ein Ende nehmen und der Staub wohl auch. Ich kenne das Tal. Das geht so bis in die Mitte, bis Neuberg, wo die großen

Gußwerke sind, und mit Holz, Kohlen und Eisen viel Wagenverkehr herrscht, wodurch die Straße zermürbt und staubig wird, aber drüber hinaus im obern Mürztal wird die Straße reiner, ja vom vielen Schatten und Tau vielleicht sogar etwas feucht sein.

Bald, sehr bald wird es Nacht in diesen Bergen. Von Mürzzuschlag bis Neuberg ist das Tal etwas breiter; das Licht wirkt und verbreitet sich auf den Wiesen und Feldern, welche, Fluß und Straße entlang, ein wenig Raum finden. Das ändert sich oberhalb Neuberg. Die Berge rücken dichter zusammen, die Mürz ist wiederholt überbrückt, ein Zeichen, daß auch die Straße keinen rechten Platz mehr findet, sondern sich bald links, bald rechts drücken muß. Noch weniger Raum ist natürlich für Feld und Wiese, welche keine Talfläche mehr finden, sondern hie und da eine steile Berglehne hinangehen, ebenso für Hütten und Häuser, welche spärlich und selten werden.

In dieser Einsamkeit brach die Nacht an. Zwischen 5 und 6 herrschte noch die Dämmerung; aber in der letzten Stunde, zwischen 6 und 7, wo es schon schwarz und finster vor den Augen wurde, sah ich fleißig nach dem Mond zurück, der hinter mir im Osten aufgehen und meine Straße beleuchten sollte. Ja freilich ging er auf, aber leider in Wolken. Zwar es waren nur jene leichten Wolkenballen, bei welchen man meint, jetzt und jetzt müßte sie der Mond überwunden haben und heraus-

treten. Dabei reiht und schiebt sich aber doch alles ineinander, das Gestirn bleibt verdunkelt, obwohl höher hinauf und im weitern Umkreis die Wolkenränder silbern glänzen und vom Lichte durchbrochen auf den Lichtkörper selbst immer von neuem Hoffnung machen.

Ich fing meinen Nachtweg an bereits etwas unheimlich zu finden, da endlich war der Mondschein in voller Klarheit da, — aber auch schon Mürzsteg. Es war zwischen 7 und 1/4 auf 8.

Nach dem Abendessen ging ich noch ein wenig im Mondschein herum und an den Wassern, welche hier zusammenfließen. Die Mürz auf der einen Seite, ein Wildbach vom Niederalpel herab auf der andern. Just im Mündungswinkel liegt das stattliche Wirtshaus. Auf meinem Zimmer schrieb ich diesen Brief oder vielmehr den Anfang desselben. Das Fleisch war zu schwach und ich ging um 1/2 10 Uhr zu Bette.

Mariazell.

An der Ungleichheit der Schrift können Sie erkennen, was gestern abend in Mürzsteg auf einem Tische angefangen und was heute — auf den Knien fortgesetzt worden. Da, wo man von der Freien auf die Straße nach Mariazell hinübergeht, kurz vor dem steilen Anstieg des Höhenpunktes hielt ich zwischen 11 und 12 Uhr Rast und dinierte — von einem Diner

ist auch heute keine Rede — auf dem Tische, den ich mir auf den Knien deckte und von dem Gerichte, welches das Andenken an Sie heißt. Am Wege suchte ich mir einen schattigen Platz im Walde aus und traf es mit einem weitläufigen bemoosten Baumstrunk wunderbar gut. Ich sitze wie in einem englischen Sattel, stütze das Knie gut, auf dem ich schreibe, und sogar das Tintenfäßchen steht gut und sicher, wie auf einem Tisch. Nur die Ameisen fangen die menschliche Wärme zu spüren an und kriechen mir übers Papier, in die Feder und namentlich am ganzen Leibe herum. Doch das alles ist nicht nur temps present, sondern parfait. Diese Zeilen schreibe ich in Mariazell, wo ich nach fünfthalb Stunden totmüde angekommen bin. Es ist 1/2 5. Ich esse einen Rostbraten und gehe aber dann noch weiter, nämlich an den Erlafsee, der ein Stündchen von hier entfernt ist und wo ich im spiegelnden Mond auf der Seefläche übernachten will.

Graz, 5. Oktober 1868.

Freitag abends kam ich an und ging Sonnabend auf den Rosenberg zu Dr. Fischhof aus Wien. Fischhof ist zwar seinem Berufe nach praktischer Arzt, übrigens Politiker, der sich schon im Jahre 48 auf dem Wien-Kremsierer Reichstag einen Namen gemacht hat und seitdem den Namen und Kredit eines stimm-

gewichtigen Politikers bewahrt hat. Einige seiner Verehrer gehen sogar so weit, ihn den deutschen Deák zu nennen. Fischhof schreibt soeben eine Broschüre über die Lage Österreichs, eine Schrift, die ihm sehr am Herzen liegt und deren mußevollere Abfassung seiner Ferienzeit auf dem Grazer Rosenberge schon längst vorbehalten war. Es deuchte ihm von Nutzen, über das Konzept dieser Schrift in mancher Richtung meine Äußerungen zu hören, und ich hatte ihn daher schon in Wien bei meiner Durchreise durch Graz meinen Besuch versprochen. Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Frauen werden zwar lächeln, aber für Männer war der Gegenstand wichtig genug, um nicht im Fluge erledigt zu sein, und als wir uns am Sonnabend spät trennten, konnte ich nur das Versprechen hinterlassen, Tags darauf zu Mittag zu kommen, um nach Tische die Debatte fortzusetzen.

. . . Für Montag morgens um 6 Uhr hatte ich mir aber schon meine Weiterreise nach Marburg und Klagenfurt anberaumt. Nun begegnete mir gestern (nämlich Sonntags), als ich im Dunkel der Nacht in mein Hotel heimkehren wollte, plötzlich und unvermutet General Haug und das Erste war natürlich, daß ich diesen Montag noch zugeben mußte.

Graz, 18. Oktober 1868.

Ich bin zu Ende. Gestern abends kam ich um 1/4 auf 10 Uhr in Graz an, bleibe den Sonntag über hier und werde morgen, d. h. Montags, nach Wien wieder zurückkehren.

Was soll ich nun aber vom Totaleindruck meiner Reise sagen? Ich habe sieben neue Städte gesehen: Marburg — Klagenfurt — Villach — Görz — Triest — Laibach — Cilli — und das Resultat ist, daß man bleibend nur in der achten leben kann, — in Graz. Villach ist ein Gebirgsparadies, wie vielleicht nur noch Interlaken in der Schweiz, und Görz ist ein Gartenparadies. In beiden Städten könnte man recht gut zwei oder drei Jahre leben, um ihre Schönheit auszukosten; aber darüber hinaus finge die Melancholie an. Die „Intelligenzen“, mit denen ich gesprochen, machten mir alle den Eindruck von verschmachtenden Fischen im abstehenden Wasser! —

Zum Andenken an meine Reise bringe ich nichts mit als zwei Gedichte. No. I schrieb ich beim Anfange meines Ausfluges in der Mariazeller Gegend.

I.

Nun liebes, leichtes Ränzel baumle
Am Rücken wieder hin und her,
Und du, beschwingte Sehnsucht, taumle
Hinaus, ins grüne Freudenmeer!

Kristallner See, Smaragd der Wiese,
Am schönen Tag so oft erprobt,
Wer ist's, der euch genugsam priese?
Ich nenn' euch und ihr seid gelobt.

So gib dich hin, mein süßes Leben,
Dem Urgenuß, der rings so nah!
Was willst du weiter dir erstreben?
Aus diesen Quellen kommst du ja!
Ist's nicht der Spiegel aller Dichtung,
Wie die Forelle hier im See,
Wie dort auf hoher Buchenlichtung
Sein Leben lebt das junge Reh.

Solang' das Wasser in den Mühlen
Die Tanne des Gebirgs zersägt,
Verlang' ich von der Welt Gefühlen
Nur eins: das mich waldaufwärts trägt.
Da pfeift ein muntres Finkenknäblein,
Was sprichst du, trautes Vögelein?
Er schaut auf mich und wetzt sein Schnäblein:
Du solltest doch zu Zweien sein!

Als ich bei Ronzina und Canale im Isonzotale, einen halben Tagmarsch noch oberhalb von Görz, das erste italienische Landschaftsbild erblickte, — die Weinreben an den Obstbäumen hinaufgebunden und die flache italienische Bauart der Dächer, — ich kann nicht sagen, wie mir das Bild ins Blut fuhr! Es war etwas Aufregendes, Hinreißendes, kurz Begeisterung. Ich warf das Gedicht No. II in einer Viertel-

stunde hin; — ich weiß nicht, wie gut es ist, aber es ist das rascheste, müheloseste, das ich je gemacht.

II.

Flaches Dach im Rebengarten,
Seh ich dich zum erstenmal!
Fünfzig Jahre fast zu warten,
War mir süße Sehnsuchsqual.
Nun ich seh dich! Bild der Wonne,
Nordlands Söhnen ewig süß,
Sei gegrüßt, des Südens Sonne,
Unverlornes Paradies!

Nicht dem dummen deutschen Stocke
Bist du, Rebe, hier vermählt;
Seht, wie sich die ziere Flocke
Fruchtend an den Fruchtbaum hält!
Edles, heiteres Betrachten —
Denk' ich doch an dich und mich.
Fahre hin, mein deutsches Schmachten,
Sehnsucht, hier erfüllst du dich!

Liebe, Liebe, schau nach Süden
Und vertrau' dir und sei stark!
Hier entspringt dem Lebensmüden
Neue Jugend, neues Mark.
Soll ich denn umsonst erwarten,
Liebe, deinen schönsten Tag?
Flaches Dach im Rebengarten,
Hast du kein Orakel, sag?

Sie sehen wenigstens, in welchen Gedankenkreisen ich gereist bin. Und so leben Sie wohl!

* *

Wien, 8. Juni 1869.

Wir sind halt Wiener und denken uns halt nix. Und der Magistrat hat sich auch nix denkt, als er neulich die Wahllisten zu den Geschwornengerichten anfertigte und veröffentlichte und in besagte Listen — mehr als einen Toten hineinsetzte! Ja, sogar der Advokat Alexander Brix ist darunter, dessen Selbstmord vorigen Jahrs doch Aufsehen genug machte, woran jedes Kind sich erinnern konnte. Die Wahllisten gingen gewiß durch mehr als eine Hand, aber — es hat sich halt keiner was denkt! —

... Zwei Feuilletons (die aber erst später gedruckt werden) haben mich bisher aufgehalten, sonst wäre ich schon längst über alle Berge. Ich werde nun meinen ersten und kleinsten Ausflug — nämlich zu den Lunzerseen bei Mariazell — in den letzten Tagen dieser Woche machen. Ich veranschlage ihn auf vier Tage. Die dritte Juniwoche gedenke ich zu einem Ausflug in die Eisenerzer Gegend zu verwenden, — etwa fünf bis sechs Tage. Gegen Ende Juni und Anfang Juli wird dann der Ausflug kommen, dessen Mittelpunkt Graz ist. Ich werde auf der Hinfahrt ein wenig

in Graz verweilen, dann durch Kärnten und Krain (vielleicht auch bis Fiume) gehen und nach etwa zehn Tagen in Graz wieder eintreffen, wo ich wieder Station mache. Bei dieser Gelegenheit werden wir zu den Steinbergen fahren, welches die schönste Landschaft bei Graz und eine der lieblichsten in Mittel-Europa ist. Sehr freue ich mich schon darauf.

... Lesen Sie in Holteis 40 Jahren noch einmal die Stelle nach: im 5. Bande, Seite 298—300. Hier hat er wenigstens eine Ahnung des Besten und Edelsten. Ob eine Ahnung auch gleich Charakter, Fleisch und Blut wird, das ist freilich ein Anderes. Aber man muß es einem Menschen schon gutschreiben, wenn er das Schönste und Tiefste wenigstens in einzelnen Momenten rein zu empfinden fähig ist. Ein kurzes summarisches Absprechen reicht dann doch nicht aus.

Wie viel hat man im Laufe einer solchen Lektüre bemerkt, gedacht, empfunden und wie wenig teilt man sich schließlich davon mit! Man meint, man hat sich Gelegenheit dazu gegeben, wenn man sich das Buch mitteilt, — und siehe da, es ist nicht wahr! Man müßte das während des Lesens tun können, man müßte bei jeder Stelle, über die man etwas zu sagen hat, bloß von einem Zimmer ins andere zu gehen brauchen und frisch vom Blatt weg sich gegenseitig besprechen. Das ist Austausch, das allein; alles Übrige ist es nicht.

Da habe ich z. B. schon wieder die dritte Seite beschrieben und nichts gesagt! Wozu schreibt man denn eigentlich? Um sich zu grüßen! Das ist alles. Also — ich grüße Sie.

Wien, 19. Juni 1869.

Vor meiner Abreise habe ich Ihre Zeilen nicht mehr erhalten. Sie trugen den Poststempel vom 10., aber just am 10. morgens um 6 Uhr verließ ich das Haus. Ich fuhr mit der Westbahn bis Kemmelbach und marschierte dann von 11 Uhr bis abends 1/2 8 Uhr über Wieselburg, Purgstall und Scheibbs nach Gaming. Am zweiten Tag ging's von Gaming über Lunz nach dem Erlafsee bei Mariazell: von morgens 7 bis abends 1/2 9. Von Lunz an ist das Gebirg äußerst einsam und wild; im ganzen geht's über drei hohe Berge. Am dritten Tage hatte ich den Weg vom Erlafsee über Mariazell (wo ich mich gar nicht aufhielt) nach St. Aegid zu machen. Ein großer Teil des Weges geht über die außerordentlich einsame und menschenleere Knollenhalsalpe, auf die man in sachter und langgestreckter Dehnung hinaufkommt; aber wie hoch man war, merkt man erst jenseits, wo sich die Straße endlos lang in gähen Schlangenwindungen in die Tiefe stürzt. Grabesstumm und tod ist es hier stundenlang und nur der hohe Göller, ein sehr schöner Kalkfelsenberg, begleitet und unterhält mit seinem groß-

artigen Bilde den Wanderer. Gegen 8 war ich in der lang ersehnten Herberge in St. Aegid. Am vierten Tage ging's wieder morgens um 7 bis abends 1/2 9 von St. Aegid nach Hainfeld. Der Weg, den ich mir vorgezeichnet, wechselt zweimal in zwei verschiedenen Talsystemen: einmal von Hohenberg nach Kleinzell, dann aus der endlos langgestreckten Talfurche von Kleinzell, die sehr ermüdend ist, nach Hainfeld hinüber. Die beiden Bergübergänge sind ziemlich hoch und steil, namentlich der letztere. Ich kam in Kleinzell um 1/2 6 Uhr abends müde wie ein zerschlagener Hund an und machte Augen, als mir die „Schönleiten" gezeigt wurde, die Alpe, die noch nach Hainfeld zu überschreiten. Sie mag doch 1 1/2 Mal so hoch wie die Platte sein, ist aber um vieles steiler, namentlich am jenseitigen Abhang. Enfin, man leistet's doch und um 1/4 auf 9 war ich in Hainfeld. Bei Hohenberg sah ich eine Talbucht, welche äußerst anmutig zu einer Ansiedlung wäre; Kleinzell (so ermüdend der Weg dahin ist) liegt ebenfalls sehr hübsch und prächtig ist die Höhe von Schönleiten. Am fünften Tag — morgens von 7 bis nachmittag um 3 — ging's von Hainfeld nach Alland. Auf diesem Wege wollte ich namentlich beobachten, wie sich die Kalkalpenregion, die ich nunmehr verlassen, mit der Wienerwald-Sandsteinregion, in die ich jetzt eintrat, zusammensetzt, aber — das Studium ist der Strapaze nicht wert. Dieser Wegteil

war der ermüdendste von allen. Der belebende und erfrischende Hauch des Hochgebirgs, dieser wunderbare, der den Wanderer zu den unglaublichsten Anstrengungen befähigt, hob und trug ihn hier nicht mehr, die Straße hing wie Blei an seinen Sohlen und dazu brannte die Sonne ganz tötlich. Dieser Marsch war zu viel. Auch hätte jeder andere den Sonnenstich bekommen oder eine Herzader wäre ihm geborsten oder sonst ein kleines Malheur passiert. Glücklicherweise kenne ich das Maß meiner Kraft und pflege mich, bei aller scheinbarer Sorglosigkeit, eigentlich genau zu beobachten. So hatte ich lange meinen Kopf darauf gesetzt, nicht früher als in Alland einzukehren, wo ich ein ziemlich gutes Wirtshaus wußte; als ich aber merkte, daß mein Blut längst nicht mehr Wassergehalt genug besaß, und beim Anstieg zum Hafnerberg mich ein wenig unwohl angewandelt fühlte, wußte ich recht gut, daß das Risiko nicht mehr zu wagen, unerquickt noch zwei Stunden nach Alland zu marschieren, sondern nahm auf dem Hafnerberg Wein und Wasser zu mir.

Sie werden nun glauben, ich habe wieder einmal ordentlich Exzesse gemacht, und es ist nicht zu leugnen: ich ging täglich 10 Stunden und aß unter fünf Tagen nur einmal zu Mittag! Und das Letztere, nicht das Erstere ist eigentlich der Exzeß! Das Fasten, nicht das Gehen ist der Exzeß. Hier liegt aber die Schuld

nicht an mir, sondern an den Wirten. Fügt es sich, daß ich gegen Mittag zu einem guten Wirtshaus komme, wie z. B. in Lunz, so lasse ich machen und auftragen, was ich nur haben kann. Das fügt sich aber selten! In der Regel sind die Wirtshäuser so bäurisch grob und schlecht, daß ich doch lieber faste, als mir den Magen verderbe. Hätten wir Österreicher die Kultur der Schweizer, so würde ich natürlich prächtig zu Mittag tafeln, dann ein Stündchen schlafen und bis in die Nacht hinein wieder über Berg und Tal wandern, daß es seine Lust hätte. Aber drei Erdbeeren zu Mittag und höchstens ein Bad, das ist denn doch zu wenig. Am Fasten erschöpfte ich mich, nicht am Wandern. So war z. B. der Wegteil von Gaming über Lunz an den Erlafsee der rauheste und wildeste meiner Tour, und doch war dieser zweite Tag unter allen fünfen mein bester, wozu ich keinen andern Grund finden könnte, als daß es mir gelungen, in Lunz leidlich zu Mittag zu essen.

Da es aber nun einmal so ist, und ich allein die österreichischen Bauernwirte leider nicht zivilisieren kann, so habe ich endlich und für immer begriffen, wie man in Österreich reisen muß. Man darf sich seinen Reiseplan nicht nach dem Anblick der Landkarte machen, man darf nicht reisen vom Morgen bis zum Abend, sondern einzig — von gutem Wirtshaus zu gutem Wirtshaus. Diesen Grundsatz habe ich, durch

Erfahrungen klug gemacht, endlich als den einzig richtigen und allein seligmachenden entdeckt und ich will ihn von dem Konzilium in Rom zum Dogma erheben lassen.

Was das Wetter betrifft, so hatte ich wunderbares Glück. Es war immer frisch und schön; kaum saß ich aber am Ende meiner Reise, Montag um 3 Uhr, im Wirtshaus zu Alland, so brach mit Blitz und Donner jenes Wetter los, welches seitdem teils regnerisch ist, teils Tag für Tag wirklich Regen bringt. Ich hatte aber in Alland die Bequemlichkeit, direkt vom Wirtshause weg mit dem Postomnibus an den Bahnhof nach Baden und im Anschluß an die Eisenbahn nach Wien zu fahren.

Mit dieser magern Nachricht lassen Sie sich genügen; vielleicht schreibe ich ein oder zwei Feuilletons über den Ausflug.

Eins habe ich auf meinem Ausflug wieder empfunden, was zu den höchsten Reizen der Kalkfelsenregion gehört und was dem Grazer Boden leider fehlt: das volle, frische, überall reichlich sprudelnde Wasser. Der Alpenbach ist der reizendste Begleiter des einsamen Wanderers! In diesem Punkte ist Graz — die Mur ausgenommen — so dürr wie Wien. Ich habe im Tale von Kleinzell aus einer Quelle getrunken, welche der Ursprung eines Baches war, und in demselben Bache eine halbe Stunde abwärts schon baden

können! Solch ein Wasserreichtum erfrischt die Phantasie mehr, als man glaubt. Als ich wieder in unserem Wienerwald-Gebiete war, lugte ich auf der ganzen acht Stunden langen, gräßlichen, Sonnenstich-tötlichen Linie von Hainfeld bis Alland vergebens nach einer Badestelle. Das fühle ich: meinen letzten Aufenthalt müssen schöne Wasser umsprudeln.

Leben Sie recht wohl, machen Sie sich gute Tage, und wenn Sie Zeit zum Lesen haben, verschaffen Sie sich Turgenjews „Väter und Söhne".

Wien, 6. Juli 1869.

Ich kann Ihnen den Tag meines Ausflugs leider nicht nennen. Über meinen letzten Ausflug schrieb ich vier Feuilletons, aber erst zwei sind fertig; zwei habe ich noch zu schreiben: auch das hält mich auf.

Gestern sagte mir ein Redakteur (Freund Rothfeld vom Ungarischen Lloyd in Pest), in unsern Zeitläuften, wo alles sich Geld verdient, müßte ich eigentlich 200 fl. für ein Feuilleton fordern, denn ich sei ja doch gegenwärtig der erste Feuilletonist in der ersten Stadt des Reiches. Derselbe hat mir kürzlich zum Wiederabdruck in seinem Blatte den „Adulis" um 100 fl. abgekauft; den „Unentdeckten" druckte er bekanntlich im Original und 20 ungarische Blätter übersetzten und druckten ihn nach. Diese Piece hat

meinen Namen groß gemacht in Ungarn; man würde mir sonst auch nicht eine schon gedruckte Novelle noch einmal drucken, was ein Blatt von Rang nicht gerne tut, und noch dazu mit 100 fl. bezahlen.

Die Taubers sind von Franzensbad wieder zurück und ich erhielt die Nachricht ihrer Ankunft just am 3. Juli, also zu meinem Geburtstag. Die Schwestern haben mir ein Medaillon mitgebracht mit ihren Photographie-Porträten; die Melanie habe ich übrigens noch gar nicht gesehen; sie ging direkt in die Sommerwohnung nach Brünn, wohin die Übrigen heute gehen. Sie soll vortrefflich aussehen, der Kurzweck übrigens doch nicht ganz erreicht sein. Blumenbouquets brachten sie mit, ein ganzes Glashaus voll, und in Franzensbad soll ihr Tisch von den seltensten Blumen täglich bedeckt gewesen sein. Die Mutter erzählte mir, wenn nur jemand den Mund zu der Frage aufmachte: Wer sind . . ., so gaben die andern gleich zur Antwort: Eine Frau aus Wien mit ihren zwei Töchtern. So selbstverständlich war es bereits, daß die Frage nur sie anging.

* * *

Wien, 15. Juli 1870.

Seit ich nach Wien zurückkam, war ich ein gehetzter Mann. Sie müssen mich mit meinen vielen

Arbeiten entschuldigen, da ich so lange nicht geschrieben. Erst jetzt atme ich auf.

Diese Arbeiten sind oder waren:

Erstens habe ich Aussicht, das Fenderhaus im Wiederabdruck an die Tagespresse zu verkaufen. Hallberger in Über Land und Meer hat es seinerzeit wegen des Eheromans der Franche mit großer Prüderie, d. h mit Verstümmelungen abgedruckt. Da ich mir wohlweislich außer dem Abdruck auch die Urschrift des Manuskripts wieder ausbedungen, so benützte ich ein paar unproduktive Wochen meines vormaligen Grazer Aufenthaltes, das Ganze noch einmal abzuschreiben, um die Reinheit des Textes wiederherzustellen und bei dieser Gelegenheit auch sonstige Verbesserungen anzubringen. Jene Grazer Handschrift sollte ich nun verkaufen. Da ich mich aber schwer entschließe, etwas aus der Hand zu geben, was ich nicht selbst wieder in der Hand behalte, so dachte ich an eine Kopiatur der Grazer Handschrift, und da es eine alte Erfahrung von mir ist, daß man bei jedem Abschreiben eines belletristischen Produkts immer wieder Verbesserungen anzubringen findet, so schauderte ich vor dem Gedanken nicht zurück, noch einmal mein eigener Kopist zu sein. Aber es war eine gräßliche Arbeit! Auch habe ich mich im Fleiße des Schreibens dergestalt übernommen, daß mir schon vor meinem Ausflug Handnerven und -sehnen bis in den Arm hinauf zu schmerzen anfingen, so daß der

Ausflug eigentlich nichts als ein notwendiger Ruhepunkt und eine dringende Erholungspause war. Aber was half's? Bei meiner Zurückkunft mußte ich die Arbeit doch wieder fortsetzen, wenn auch in einem vorsichtigeren Tempo. Dafür aber fand ich

Zweitens eine neue Arbeit vor, als ich nach 5tägiger Abwesenheit wieder mein Zimmer betrat. Es war der Firdusi aus München. Die Rollen sollen jetzt ausgeschrieben und über den Ferien einstudiert werden. Daher brachte der Regisseur seine letzten bühnengemäßen Schluß- und Randbemerkungen an, die ich nun begutachten und beantworten sollte. Manches davon war richtig, manches halb verstanden, manches mißverstanden. Indem ich mich über alles explizierte, beschrieb ich — 16 Oktavseiten! Als ich mit dieser Arbeit fertig war und sie nun einsiegeln sollte, stellte sich auch meine alte Furcht wieder ein, Schriften ohne Abschrift aus der Hand zu geben. Wenn die Post den Brief verlor, so hatte ich die ganze Arbeit verloren! Genug, — der Gedanke war haarsträubend — aber ich setzte mich hin und schrieb auch diese 16 Seiten noch einmal ab. Und noch war ich in dieser Arbeit begriffen, so kam schon eine telegraphische Anfrage von Baron Perfall, worin er dringend anfrug, wann ich den Firdusi zurückschicke. Glücklicherweise hatte ich schon die 15. Seite und ich konnte Drama und Brief in der nächsten Stunde expedieren.

Inzwischen tat mir meine Hand wirklich schon ernsthaft weh. Namentlich meldete sich der Nerv am 4. oder Goldfinger, der durch den Hundebiß in Kaulbachs Haus einst gedrückt worden war und der jetzt nach 6 Jahren wieder anfing, mich vor Unmäßigkeit zu warnen. Ich kenne jetzt das Maß, wieweit ich gehen darf und wieweit nicht, und wenn ich im rechten Maße bleibe, so bleibt alles in Ordnung. Während und neben diesen Schreibereien ging aber erst

Drittens die Hauptarbeit vor sich, das Ausziehen!

... Gestern gab ich der Familie Emil Kuhs, um sie auf meine Aussicht zu Gaste zu bitten, einen Jausenkaffee und sie waren außer sich vor Bewunderung.

... Das beiliegende Feuilleton schrieb ich gleich am ersten Morgen meines Einzugs, als noch der Tisch wüst und kraus mit den Sachen bedeckt und kaum ein Fleck zu schreiben übrig war. Es ist wieder ein echter Kürnberger! Es sagt stark und ganz, was die Phrase nur phrasenhaft und halb sagt, und hat eigentlich zwei Stacheln: gegen die Afterpolitik und gegen die Afterpoesie. Als ich das Ding heute im Drucke las, hatte ich ein wahres Vergnügen daran. Es ist jene glühende Grobheit, welche vor lauter Glut — kaltblütig wird. Kurz, der echte Henker! Ich finde, wenn ich als Partei urteilen darf, den geistesverwandten Ton von Herzen darin.

Zum Verständnis des Anfanges muß ich Sie an folgendes erinnern. Nach der Schlacht von Solferino wurden die Tausende von Leichen sehr übereilt und eigentlich hundemäßig eingescharrt. Vor kurzem haben nun Frankreich, Italien und Österreich den ganzen Wust und Graus ausgegraben und die Gebeine der ihrigen menschlicher beigesetzt, wobei es sehr human und gefühlvoll herging, der Krieg bedauert, der Friede belobt wurde und außer den drei beteiligten Mächten auch auswärtige ihre Gesandten schickten, um die humanen Honeurs zu machen. Darauf sieht die Welt aus — — wie sie heute aussieht!!

Wien, 13. August 1870.

Ich lege Ihnen drei Feuilletons bei, welche innerhalb 4 Tagen erschienen sind. Ebenso rasch werden die nächsten folgen. In Kriegszeiten habe ich immer mehr zu sagen und sage noch das wenigste, denn ich dürfte zu schreiben gar nicht aufhören, ich müßte mich mit der Feder zu Bette legen. Die deutschen Siege machen mich unaussprechlich glücklich. Ich zähle die abgelaufene Woche zu den schönsten meines Lebens, zu den allerschönsten!

Der Gedanke eines Wiener Ratskellers ist wirklich ein Einfall von Hoffer, und da ich ganz damit einverstanden bin, so forderte ich Hoffer schon längst auf,

den Dombaumeister Schmidt, den Erbauer des Rathauses, dafür einzunehmen; ich meinerseits nehme die Publizistik auf mich und schreibe darüber ein Feuilleton. Den letzteren Vorsatz auszuführen, wollte sich nur keine passende Tagesgelegenheit ergeben. Endlich klammerte ich mich an den Umstand, daß just in diesen Tagen die Verlegung des künftigen Rathauses vom sogenannten „Kommunalloch" (vis-à-vis vom Stadtpark) auf das Josefstädter Glacis entschieden worden ist, und daß der Baumeister zu diesem Ende seinem Bauplan noch Einiges nachzutragen findet. Bei meinem Verhältnisse zu Hoffer gab ich ihm natürlich die vollste Ehre und stellte ihn fast wie im Brennpunkt hin, was das Publikum auch wohl empfunden hat. Dafür hat er mir auch mit seiner ganzen Emphase gedankt und mir wieder und wieder die Hand gedrückt — „Lassen Sie mich die Hand vom ganzen Herzen drücken und schütteln, welche so viel Schönes" — nun, Sie kennen ihn ja! Wie leid tut mir das! Die Natur hätte ein Meisterstück an seiner goldenen Ehrenhaftigkeit, an seiner stets verläßlichen und erprobten Treue und Hingebung gemacht, wenn sie diesem Manne ein wenig mehr männlichen Ton verliehen hätte. Ist das nicht dämonisch? Sein Wesen hat mehr Wahrheit als irgend eines Wieners und er trifft den Ton der schlichten Wahrheit so unglücklich! Vielleicht heißt die ganze Entschuldigung — Weiberverhätschlung!

Wenn man mitten im Krieg von Weinkellern schreibt, so muß man sich dazu einen Eingang suchen, wodurch man das Zechen über das Kriegführen setzt, denn das, was man ist, muß man ganz sein. Nicht leicht war das, denn der jetzige Krieg ist mir Herzenssache und nichts weniger als „Pomade". Wohlweislich nahm ich daher meinen Ausgangspunkt von einem ältern napoleonischen Krieg und nun, denk ich, klappt das Ganze vortrefflich. Das Feuilleton ist auch im Publikum wirklich goutiert worden.

Die „Redensarten" gedenke ich noch fortzusetzen, — wenn die Redaktion damit übereinstimmt. Denn allerdings wünschte ich noch manches zu sagen, was just nicht in der Mode ist.

Wien, 21. August 1870.

Ich habe vorigen Sonntag, Montag und Dienstag einen Ausflug gemacht. Derselbe bewegte sich zwischen der Mariazeller Straße und der Südbahn um die Gegend östlich von Lilienfeld, mit einem Worte um Hohenberg und Kleinzell und war fast genau der nämliche Weg, den ich schon im vorigen Jahre gemacht, und wo mir der bewußte alte Bauer begegnet. Einzelne Talstücke waren mir zu betreten noch übrig geblieben, was ich jetzt nachholte. Nächstens werde ich eine Seite dieser Gegend wieder durchstreifen, denn es ist meine Liebhaberei, die Land-

schaften in ihrem ganzen Begriff und Zusammenhang kennen zu lernen — fast wie ein Generalstabsoffizier, der darin Krieg führen will.

Aber da nenne ich ein Ding, wovon man jetzt allein reden soll. Sie fragten mich nach meinen Spaziergängen und so antwortete ich Ihnen, und Sie können sich wohl denken, daß mir heuer nicht der Sinn nach den Alpen steht, sondern — nach der Eroberung von Elsaß und Lothringen!

Welche Zeiten durchleben wir! Es ist nicht auszusprechen! Denken Sie, Sie haben über den Leichnam dessen, was Ihnen das Liebste ist, lange und lange geweint, fast sich die Augen ausgeweint, aber der Tod in der Natur ist nicht zu ändern, — die Männer kommen — legen den Sargdeckel über — fangen zu nageln an — da regt sich der Tote, er schlägt die Augen auf, er lebt, und das Wunder, das Ihnen die heißesten Gebete, das Ihnen Gott und die ganze Natur versagt hätte, — es ereignet sich von selbst! Der Tote lebt wieder.

So ging es uns mit Deutschland. Die Mütter Ihrer Mütter hatten Großmütter, welche Urgroßmütter hatten, und sie alle sind geboren worden und gestorben und haben Deutschland nur als Leichnam gekannt. Seit 300 Jahren war Deutschland in Ohnmacht und Nichtigkeit versunken, der deutsche Name verachtet, der deutsche Arbeiter, obwohl als der nütz-

lichste anerkannt, doch nur wie ein nützliches Haustier betrachtet, ein Knecht der Fremden, der bei fremden Konsulaten um Schutz betteln mußte, wenn er ihn brauchte. Wir waren ein Spott derer, welche wir selbst verspotten konnten. Wir waren die Juden unter den Völkern.

Und jetzt ist unser Messias gekommen! Nichts ist größer auf Erden als der deutsche Name! Daß Österreich zu Schlägen geboren ist; wir wissen warum? wir kennen seine Schuld. Daß aber diejenigen, welche Österreich geschlagen, vom deutschen Schwerte selbst wieder geschlagen, daß unsere Besieger besiegt werden, daß Mac Mahon, Canrobert, daß die Sieger von Magenta und Solferino auf ihrem eigenen Boden wieder ihr Magenta und Solferino finden und durch Deutsche finden, — das ist mehr, als eine Menschenbrust aufnehmen kann. Ich habe nichts, womit ich dieses Gefühl, wenigstens mein Gefühl vergleiche. Wenn Romeo eine Stunde, bevor er zur Julie geht, in seinen vier Wänden auf- und abrennt und einen Lebensmoment hat, in dem er sein Glück nicht fassen kann, so heißt dieses Glück doch nur Julie: eins gegen eins, Person gegen Person. Wie aber soll der Einzelne den ganzen Umschwung der Weltgeschichte und das Glück von 40 Millionen mit seinem armen sterblichen Herzen umfassen können? Was wir jetzt erlebt haben, wird uns noch verjüngen, wenn wir schon alt

sind; wir haben lange davon zu zehren; wir können's nicht auf einmal aussprechen, am wenigsten ausschreiben.

Meine ganze Sorge bewegt sich jetzt um den Punkt, daß die Früchte des Sieges, Elsaß und Lothringen, durch die diplomatischen Quacksalbereien nicht wieder verlorengehen. Möchte doch die öffentliche Meinung wie Ein Mann diesen Preis mit den Zähnen festhalten. Was mich betrifft, ich kann nur wünschen und schreiben. Beiliegend haben Sie ein Blättchen in diesem Sinne. Ein anderes schickte ich heute einer großen deutschen Zeitung, denn daß ich das Größte und Tiefste, was mich bewegt, in ein Wiener Greißlerblatt schreiben muß, ist eigentlich Kinderspott.

Wann ich nach Graz kommen kann, weiß ich nicht genau. Noch sind die Neuigkeiten zu brennend als daß man sich von einer Hauptstadt weg in die Alpen verlaufen möchte. Aber wenn der Krieg zur Neige geht und die Friedensverhandlungen anfangen, dann spannt man seine Rosse schon eher aus. Rasch, wie das alles verläuft, werden wir sehr bald vor diesem Wendepunkt anlangen. Schwirren doch die ersten Friedensgerüchte jetzt schon durch die Luft!

Wien, 1. September 1870.

Ein wenig allzu eifrig scheinen Sie mir doch Ihr Geschlecht zu verdammen, welches in Deutschland den

französischen Feinden nachläuft. Es ist nur schlecht weiblich, aber leider nicht unweiblich. Was ist das Weib? Der Träger des Naturlebens; ein Element. Schön. Jedes Kind weiß das; jeder Papagei sagt das; es gilt bloß zu wissen, wie viel damit gesagt ist. Und freilich ist damit nicht bloß alles Schöne gesagt, wie die Optimisten glauben, sondern auch alles Häßliche. Der Mann ist das Einseitige im Gedanken, das Weib ist das Allseitige im Gefühl. Der Mann macht Unterschiede, das Weib hebt sie wieder auf. Der Mann trennt, das Weib vereinigt und verbindet. Käm' es auf den Mann an, er würde in die ganze Natur seine Grenzpfähle einschlagen und auf jedem Grenzpfahl thronte ein Professor, welcher unduldsam herrschte. Da kommt das weibliche Element, wie eine breite wallende Meereswelle (nicht umsonst ist die Venus „schaumgeboren"), und spült alle Grenzpfähle hinweg und macht alles gleich und eben, was männliche Härte, Pedanterie, Begriffs-Tyrannei und Willens-Despotismus zerstückt und zertrümmert hat. Der Mann erfindet die Kriege; das Weib kennt sie nicht: ihr Geschäft ist die Liebe. Das Weib ist im Haushalt der Natur gegenüber dem Zerstörenden das Fruchtbare, gegenüber dem Tötenden das Lebendig-Machende, gegenüber der Zwietracht die Eintracht, das Versöhnende, das Vermittelnde, das Ausgleichende, das Gutmachende, das Billige, das Gerechte, das Unparteiische. Schön, schön, sehr schön!

Ein schöner Begriff, meine Herren. Nun laßt euch aber auch die Tatsachen schmecken, wenn euch der Begriff so gut schmeckt. Geht an die Bahnhöfe hinaus und seht zu, wie das Weib mit dem Feinde des Mannes liebäugelt! Das ist die Praxis der Theorie!

Ja, ja, meine Herren von der theoretischen Stubenphilosophie. Die Sachen schmecken nicht bloß gut, sie schmecken stark. Und es gehören starke Nerven dazu, die Natur zu schmecken, wie sie Natur ist, und nicht wie sie Einbildung ist. Ihr Herren von der Schmeichel-Philosophie schneidet euch von der Natur gewöhnlich ein kleines appetitliches Lieblingsstückchen heraus, nennt es Natur und verschmaust es mit dem hohen Selbstgenügen, die Natur zu verstehen. Aber la nature, meine Herren, ist noch nicht toute la nature. Und jeder Kriminalrichter weiß es, ein Zeuge kann noch immer ein verlogener Erzschelm sein, wenn er la vérité aussagt, aber toute la vérité verschweigt.

Aber vielleicht ist das doch nicht allgemein-weiblich, sondern nur deutsch-weiblich! Holtei macht ja ausdrücklich die Bemerkung, daß es just die deutschen Weiber waren, welche unter allen Völkern Europas den Franzosen am stärksten nachliefen.

Gut, daß Sie mich an Holtei erinnern; wir können das brauchen. Aber machen wir nur gleich die Bemerkung, daß es just auch die deutschen Männer sind, welche von allen Völkern Europas allem Fremden

am erpichtesten nachlaufen. Der deutsche Mann nimmt sich vom Griechen den Hexameter und die sapphische Ode, vom Italiener das Sonett und die Stanze, vom Araber das Ghasel, vom Inder übersetzt er die heiligsten Altertümer und vom Chinesen die unheiligsten Puppenspiele. In keinem Winkel der Erde verkriecht sich eine Sage oder ein Volkslied, das der Deutsche nicht haben müßte. Er buhlt mit den Philosophien und Literaturen aller Zeiten und aller Völker. Aber wir hüten uns wohl das „ein Buhlen" zu nennen. Im Gegenteile; wir sehen, und zwar mit Recht, den edelsten Reichtum der deutschen Natur in dieser Aneignungsfähigkeit alles Fremden. Nun; wie der Mann im Reiche der Begriffe waltet, genau so waltet das Weib im Reiche der Personen. Das deutsche Weib nimmt vom Griechen nicht den Hexameter und die sapphische Ode, sondern — den Griechen; es nimmt vom Italiener nicht das Sonett und die Stanze, sondern — den Italiener; es nimmt vom Araber nicht das Ghasel, sondern den Araber ꝛc. ꝛc. Da mag sich nun das höchste Lob in den höchsten Tadel verkehren, aber die Wurzel der beiden Erscheinungen ist doch die nämliche.

Lehrreich ist es, bei dieser Gelegenheit sich an den hohen Patriotismus der polnischen Damen, oder wohl auch der ungarischen, zu erinnern. Nicht wahr, das ist doch ein ganz anderes Ding als die Gesinnungslosig-

keit der deutschen Weiber? Ja, ja, und tausendmal ja! Aber Herr Professor, bilden wir uns nur nicht ein, in einer Welt zu leben, wo man gar so leicht Ja sagen kann. Da wäre es freilich ein Kinderspiel, Professor zu sein. Vielleicht ist die Welt, in welcher wir leben, ein so unvollkommenes, geheimnisvoll-widerspruchsvolles Ding, daß das Schönste unversehens eine häßliche Wurzel hat und jede Schand- und Spottwurzel an irgendeinem ungeahnten Punkte Schönheits- und Ruhmesblüten treibt.

Vor dem weiblichen Gefühl gibt es keinen Deutschen, Franzosen, Italiener, Portugiesen, sondern nur einen Mann. Die Natur hat dem Weibe keine andere Grenze des Unterschiedes gesetzt, als: ob ihr der Mann gefällt oder nicht gefällt. Tritt nun in dieses Naturreich ein polnischer und ungarischer Patriotismus hinein und spricht: der Mann im Schnürrock gefällt mir, und der im Frack gefällt mir nicht, so stinkt uns sofort ein Verwesungsbrodem entgegen, daß wir die Nase zuhalten! Wir sagen uns aufs bestimmteste: in diesem Staate ist nicht etwas faul, sondern alles ist faul; er ist schon krepiert und seine Leiche verpestet die Welt. Wir sagen uns so deutlich als möglich: ob Schnürrock oder nicht Schnürrock? das ist kein Standpunkt, auf dem sich leben läßt. Das ist kein gesundes Naturleben, sondern nur noch ein künstliches Scheinleben. Wann sich die ganze Lebenswärme eines Volks und selbst der

weitherzigen Weiblichkeit auf den engen und engherzigen Ideenkreis des Schnürrocks zusammenziehen kann, wie sich auf ein sonniges Mauerfleckchen die Fliegen zusammendrängen, so muß Frost und Winter herrschen und schon alles im Absterben begriffen sein. Und jetzt wird die Gesinnungslosigkeit der deutschen Weiber ein schönes Symptom, daß wir vollauf das Zeug haben, unsere Empfindungen verschwenden zu können, und der „erhabene" Patriotismus der Polinnen ein trauriges Zeichen, daß die armen Narren knausern müssen und **vis-à-vis de rien** sind.

Das ist meine Methode zu denken, die Ihnen so wohlbekannt ist. Nichts Neues, aber im neuen Zusammenhang und eine neue Deutung des Alten. Während das moralische Urteil sagt: das ist entweder gut oder schlecht; sagt das philosophische Urteil, sagt die Natur: alles, was ist, ist gut und schlecht zugleich.

Damit hören wir nicht auf, so *sittlich* zu empfinden wie andere Menschen; wir werden immer loben und tadeln, hassen und lieben, verehren und verachten. Aber mit unsern Violinschlüsseln wird immer ein Baß mitspielen und den haben wir allerdings vor vielen anderen voraus, welche nur auf dem Dudelsack denken, und nicht auf dem Fortepiano. Und diese zweite Stimme wird uns immer zuflüstern: Tu dem Sünder nicht allzu weh! Verachte das Verächtliche, aber erhebe dich zu dem Punkt, wo es aufhört, verächtlich zu sein;

erst so bist du wahrhaft erhaben darüber. Man muß das Schlechte nicht bloß sehen, sondern übersehen.

Wien, 11. September 1870.

Das letztemal war ich bei Hoffer am 3. September, an jenem denkwürdigen 3. September, wo Wien die Nachricht erhielt, daß Tags zuvor bei Sedan ein französischer Kaiser und eine französische Armee von 110.000 Mann der deutschen Macht sich kriegsgefangen ergeben. Hoffer schien mich — als deutschen Gesinnungsbruder! — erwartet zu haben, denn er empfing mich in seiner Weise mit großem Herzensjubel, und so verlebten wir den Abend miteinander. Wir tranken beim Souper eine Flasche Champagner (zufällig war an diesem Tage auch mein beiliegendes Feuilleton erschienen) und Nachts schlief ich wieder draußen, was schon lange nicht mehr vorgekommen und was mir die Frau selbst angeboten. Ausnahmsweise war auch das Wetter schön.

In der Korrektur der Druckfehler des beifolgenden Feuilletons bedeutet das Zeichen ♃, daß ein Buchstabe wegbleibt. Sonst habe ich zweimal noch Sedan hineinkorrigiert, denn der Aufsatz war vor dem großen Tage von Sedan geschrieben. —

In diesen Tagen hat die Berliner Börsenzeitung, ein anständiges Blatt, bei mir anfragen lassen, ob ich

auch ihm Feuilletons möchte zukommen lassen. Das Anerbieten kam mir just recht, denn soeben suchte ich selbst ein deutsches Organ, denn hier redet man wie in ein Ofenloch hinein, teils weil Österreich wirklich nicht mitzureden hat, teils weil das Beste, was man sagen wollte, in Österreich überhaupt nicht gesagt werden kann. Ich beantwortete daher die Frage bejahend. Darauf schreibt mir nun die Berliner Börsenzeitung folgenden Brief, den offenbar ein Sekretär geschrieben hat, denn er ist schlecht stilisiert, aber wir haben es mit dem Inhalt und nicht mit der Form zu tun. Der Brief lautet, wie folgt:

Sehr geehrter Herr! Wir danken Ihnen bestens für die Bereitwilligkeit, mit der Sie unserem Wunsche, in eine nähere Verbindung mit Ihnen zu treten, entgegen gekommen sind. Wir wollen auch unsrerseits uns ganz offen Ihnen gegenüber aussprechen. Wir sind seit lange Ihren feuilletonistischen Arbeiten gefolgt, und haben daher ein ziemlich klares Urteil in Begriff auf Ihre Leistungsfähigkeit. Dadurch wird es uns stets angenehm sein, wenn Sie regelmäßig für unsere feuilletonistische Sonntagsnummer, die unter dem Namen „Börse des Lebens“ erscheint, einen regelmäßigen Beitrag liefern wollen. Es läßt sich jedoch, ehe wir einige Beiträge von Ihnen erhalten haben, noch gar nichts Bestimmtes über das Honorar sagen; jedenfalls hoffen wir, daß Sie mit unseren Bedingungen zufrieden sein

werden. Wir geben uns, bis wir weiter darüber gesprochen haben werden, blind in Ihre Hand und versprechen das, was Sie schließlich fordern werden, zu bezahlen. Über unsere Prästierungen wird Ihnen Herr Rogge[1], mit dem wir seit lange in Verbindung stehen, hinlänglichen Aufschluß geben können.

Unsere Intentionen gehen nun aber weiter. Weil aber nur jede Woche einmal ein solches Feuilleton erscheint und wir fühlen, daß unserer Zeitung, die ja einen so großen Leserkreis hat, vielleicht noch weiter zu einem Renomee zu verhelfen wäre, wenn wir regelmäßig lokale Verhältnisse in feuilletonistischer Weise besprechen, so denken wir bei der Verbindung mit Ihnen an die Möglichkeit, daß Sie vielleicht ganz zu uns übertreten, d. h. ein festes Mitglied unserer Redaktion werden, um alsdann täglich über das, was sich gerade eben darbietet, in jener pikanten Weise, die Ihnen eigen ist, zu schreiben. Es wird uns angenehm sein, zunächst Ihre Ansicht zu hören ꝛc. (Folgen nur noch einige Schlußworte.)

Sie sehen, der Brief ist ziemlich konfus, denn die Worte ganz zu uns übertreten und ein festes Mitglied sind so schwerwiegend, als ob sie fast meine Übersiedlung nach Berlin verlangten, und doch

---

[1] Ein Berliner, Journalist in Wien und ein mir bekannter sehr honetter Mann.

scheint es wieder nicht so, denn eine so wichtige Forderung sagt man vor allem Andern ausdrücklich. Aber dem sei, wie ihm wolle, ich schreibe Ihnen den Brief nur ab als Zeichen meiner Anerkennung im Auslande, und weil ich weiß, daß Ihnen das große Freude machen wird. Nach Berlin gehe ich natürlich nicht, genug daß Sie sehen, man geht in Berlin zu mir.

Wien, 20. September 1870.

Da meine Schwester mit Ihnen korrespondiert, so seien Sie so gut und vergessen folgendes nicht. Sie waren ein- oder zweimal Mittelsperson, wenn sie eine kleine Geldunterstützung von mir brauchte. Schreiben Sie nun, ich lasse Ihr sagen, sie soll sich, da Sie jetzt fort sind, in Fällen solches Bedürfnisses mit ein paar einfachen Zeilen an mich wenden; ich werde immer einen Kreuzer übrig haben für sie. Vergessen Sie nicht, Ihr meine Adresse mitzuteilen.

. . . Ich schicke Ihnen mein neuestes Feuilleton. Da ich aber nicht weiß, ob Sie die Zeitungen, namentlich die Abendblätter regelmäßig lesen, also die Veranlassung des Feuilletons kennen, so habe ich Ihnen vom Abendblatt der Neuen Freien auch einen Ausschnitt beigelegt, enthaltend Viktor Hugos „Aufruf an die deutsche Nation“. Da dieser Aufruf mit allem, was er vorbringt, schwach und schief, seinem Geiste nach aber

zu allem Überfluße voll unerträglicher französischer Süffisance ist, so können Sie sich denken, was für ein Fressen das für mich war. Ich schrieb dagegen das Stärkste und Grausamste, was ich je geschrieben; eine wahre Hinrichtung.

Die Sache hat furchtbaren Lärm gemacht. Die Wiener Franzosen sind in Wutkrämpfe gefallen und hätten mich am liebsten auf dem Kraut gefressen; die Deutschgesinnten aber, namentlich die Norddeutschen strahlten vor Entzücken über diesen nationalen Gerechtigkeitsakt, haben das Blatt aufgekauft und nach Norddeutschland an ihre Freunde oder an Redaktionen geschickt, von denen es nun fleißig nachgedruckt wird.

Wien, 7. Oktober 1870.

Soeben ist mein Reisetäschchen gepackt und morgen fliege ich aus. Auerbach ist dreimal besucht, Emil Kuh ist seit Montag zurückgekommen und heute haben wir uns zum drittenmale gesprochen, meine Feuilletons, die ich machen wollte, sind fertig, meine neue Wäsche ist da und, was die Hauptsache ist, das schöne Wetter hält an und wird täglich nur immer schöner. Die Mägde sitzen im Mondschein strickend und plaudernd vor den Häusern und sogar im Stadtpark fürchtet das verzärtelte oder affektierte Publikum die Nachtluft nicht und gastiert im Mondlicht unter freiem Himmel.

Fort, fort, es ist hohe Zeit!

Ich werde nach Graz, aber nicht direkt kommen, sondern zuletzt und zur Ausruhe von meinem Gang.

Diesen projektiere ich wie folgt:

Samstag, den 8. Oktober, von Wien nach Stadt Steyr. 9. Leonstein. 10. Windischgarsten. 11. Lietzen. 12. Gröbming. 13. Schladming. 14. Radstadt. 15. St. Michael. 16. Millstadt. 17. Villach. 18. Klagenfurt. 19. Graz.

Natürlich ist das nur ein Voranschlag aufs Geratewohl und Sie müssen sich nicht beunruhigen, wenn es um einen oder zwei Tage gefehlt wäre. Sollte sich das Wetter entschieden verschlechtern, so breche ich die Tour natürlich ab; ein vorübergehender Regen- oder Nebeltag kann gleichfalls die Rechnung stören und endlich ist sogar nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ich irgendwo einem literarischen Verehrer einen Tag widmen muß. Auf dem Lande sind die Leute viel pietätvoller als in der Stadt und das ist dann mit Freundlichkeit aufzunehmen und zu erwidern. So waren z. B. einige Redaktionsmitglieder neulich in Pitten und sagten mir Wunders, wie lebhaft dankbar und gut dort mein Andenken ist, weil ich vor 1½ Jahren in einem Feuilleton „Ein vergessener Winkel“ von Pitten und seinen Honoratioren ein paar wohlgemeinte Worte gesprochen.

Radstadt, 12. Oktober 1870.

Zwei Drittel meiner Herbstwanderung sind vollendet, wenn ich Windischgarsten als das erste, Radstadt das zweite und Villach—Graz als das dritte rechne.

Ich habe von meinem Voranschlage zwei Tage erspart, — eines der vielen Zeichen, daß ich ein schlechter Österreicher bin, denn sonst müßte ich den Voranschlag überschritten haben. Das Ersparnis kam daher, daß ich am ersten Tage, 7 Stunden auf der Eisenbahn gelangweilt, mich unmöglich entschließen konnte, in Steyr sitzen zu bleiben, sondern gleich weiter marschierte. Ich komme mir in diesem verwünschten Dampfkerker immer wie mißhandelt und beleidigt vor und der erste Gebrauch, den ich von meiner wieder erlangten Menschenwürde mache, ist, daß ich mit einer Art zornigen Stolz in die Freiheit hinausrenne. Den zweit-ersparten Tag hat mir die Route Lietzen-Radstadt eingetragen, die ich auf 3 Tage veranschlagte, wovon aber einer so kurz gewesen wäre, daß mir gleich schwante, ich würde nur zwei daraus machen.

Sie werden von meiner Reise hören wollen. Nur ist die Frage, wie? Sie belletristisch schön zu erzählen, hat man zwischen Abendessen und Schlafengehen nicht wohl Zeit und Laune. Sie dann mündlichem Mitteilen aufsparen? Die Erfahrung lehrt, daß

wenn das ganze Feuerwerk abgebrannt ist, kein Mensch mehr die Papierhülsen sammeln will; nicht der Erzähler, nicht einmal der Hörer. Es bliebe also nur das Dritte übrig, daß ich die kurzen und flüchtigen Notizen meines Reisejournals abschriebe, welche keine Beschreibung, sondern nur Merkworte zu einer solchen sind, also trocken und farblos sein müssen, aber den Moment doch am unmittelbarsten haschen. Versuchen wir's also. Wenn es Sie langweilt, so bin ich gestraft genug, denn ich werde mich selbst langweilen, indem ich die hölzernen Striche so hinmale.

*

Samstag 8. Wien = St. Peter; St. Peter = Steyr. Ankunft in Steyr 1/4 auf 3. Sofort ausmarschiert. Gegen 3 Uhr die letzten Häuser der Vorstadt Aichet im Rücken. Steyr von Neuem als eine wunderschöne Berg- und Flußstadt erkannt; nur Salzburg nachstehend, wegen der gedrängteren und übersichtlicheren Form vielleicht Graz vorzuziehen. — Gegen 4 Uhr in Sierninghofen. Prachtvolles Priel-Panorama, daher das Gasthaus: Kaiser (od. Kaiserin?) von Österreich als Station sehr zu empfehlen. Unterhalb Pichl ein ähnlich gelegenes. Links reizender Hügelstrich von der Steyr bespült, die mit Bäumen eingekoppelten Felder, wegen der kräftigen Herbstfarbe der ersteren, schöner gezeichnet als bei allgemeinem Grün. Über Pichl hinaus

tritt der Hügelzug auch rechts heran und die Talform ist gebildet. Der Priel verschwindend und hervortretend. Unzählige Stellen allerliebst. Romantisch steile und höchst charakteristische Lage von Steinbach. Den Ort in tiefstem Dunkel (nach 7) erreicht und nur erstrebt, weil das Gasthaus Nußbaumer als trefflich von mehreren unterwegs Befragten empfohlen. Bewahrheitet sich. Tisch und Keller vortrefflich. Ein Tisch voll verständig-liebenswürdigen Honoratioren. Der Bürgermeister ein edler, feiner Kopf. Gerate bald in die Tischunterhaltung und ernte von dem jovialischen Obenansitzenden ein wiederholtes: „Ich schließe mich dem Vortrag des Herrn Referenten in allen Stücken an.“ Bekomme mein Zimmer direkt gegen Osten, vis-à-vis dem Ort, der am andern Ufer liegt. Phantastischer Anblick. Ich sehe im Nachtdunkel Weißes über Weißes an der grünen Bergsteile. Sind's Kalkfelsen? Kaum. Häuser? Wahrscheinlich. Dann ist aber die etagen- und terrassenförmige Ortslage eine der kühnsten und merkwürdigsten. Und so war's, als das Morgenlicht kam und alles enthüllte.

Über Steinbach hinaus: schöne Talbucht von Leonstein und Molln. Unzählig liebliche Punkte, geschmückt durch den Prospekt des Priel. Aber die Landschaft, voll Größe in der Vorschau, scheint noch immer flach auszulaufen im Rückblick, so tief man auch ins Gebirge schon eingedrungen. In der Gegend der

Kurvenbrücke bei Frauenstein schließt sich endlich auch die Rückschau zu einem vollkommenen Hochgebirgsbilde. Einsam-großartig ragt das hohe Schloß aus dem tiefen Talprospekt. Hochromantisch. Der erhabene Ernst der Szenerie erinnert mich an Tarvis. Die Straße fängt an, aus dem Kalk gebrochen zu sein, während die Geröllschichtung des tiefen Steyrbeetes fortgeht. An einem Punkte vor Frauenstein enges romantisches Felstor des Flusses.

9. Oktober. Gang von Steinbach nach St. Pankraz. — Mittag (3/4 auf 2) in Klaus. Abends bei der Post in St. Pankraz, vulgo Dirnbach. Die Landschaft schon gestern skizziert. Je näher man dem Priel kam, desto mehr verschwand er; bei dem sehr ansehnlichen Gasthaus Preisegg erscheint er aber plötzlich in ungeahnter Riesengröße, natürlich tief verschneit. Die Straße nähert sich auf Windischgarsten. Da, wo die Stoderstraße abzweigt, löst sich der Bergprospekt des Tales, bisher in Massen geschlossen, zu einer Gruppe vereinzelter Bergkogel auf. Der Priel verschwindet und bleibt rechts liegen. Man kommt nach Pießling nächst Windischgarst. Man schlägt den Weg ins Pießlingtal ein, um den berühmten Ursprung und den gastlichen Schreckenfuß auf der Roßleiten zu besuchen. Der Eingang ins Pießlingtal mit dem Wildbach, der auf große Tiefe dem Auge entgegenkommt, und dem Priel, der hier größer und sichtbarer als je in einem früheren

Augenblicke vollkommen nah dem Talgrund abschließt, gehört zu den unvergleichlichsten Alpenbildern. Gegen $^1/_4$ auf 12 beim Schreckenfuß. Die Herrenleute fort. Nur der jüngste Sohn, ein bildschöner Bursche, etwa 16jährig, zuhause. Ich wünsche einen Führer zum Ursprung, er schickt aus seiner Sensenfabrik einen etwas älteren Jüngling, den ich für einen Arbeiter halte und ganz unbefangen mit meinem Plaid belaste, der sich aber im (sehr verständigen) Gespräch als ein älterer Sohn dieses Hauses entpuppt. Ich entschuldige mich und bitte mir aus, da ich ihm kein Trinkgeld geben kann, ihm von Wien ein Buch zu schicken. — Um 1 Uhr bei meinem vielgeliebten Gleinkersee. Herrliches Alpenpanorama vom Priel, Sengsengebirg und Pyhrn; Windischgarsten bleibt eine der interessantesten Alpenlandschaften. Der bucklige Wirt hat mir nichts zu bieten als trockenes Brot und zwei Krügel süßen Äpfelmost: macht 7 kr. Ich gebe 40, nachdem er mich ein Stündchen auf dem See herumgeführt. Er ist sehr zufrieden mit mir. Von der Höhe des Gleinkersees geht der Weg schon näher auf Spital am Pyrhn als auf Windischgarsten; ich lasse daher letzteres, — bloß gesehen, aber nicht betreten — links liegen und gehe rechts auf Spital zu, unter Führung eines Bübchens vom Gleinker-Wirt, dem ich 30 kr. schenke. Abschied vom Gleinkersee um 2 Uhr. Es schlägt in Spital $^1/_4$ und $^1/_2$4. So früh beziehe ich kein Nachtquartier; ohne in Spital

zu verweilen, gehe ich noch über den ganzen Pyhrn, der kein furchtbarer, aber sehr schöner Berg ist, und bin Nachts um 7 Uhr in Lietzen. (Wirtsrechnung daselbst: 2 fl. 59 kr. Geprellt. Steiermark ist gegen Österreich ein Raubstaat. Ausnahmen.)

10. Okt. Wetterbericht: Schon Donnerstag d. 6. fiel mir ein Wind auf, weder Herbstwind noch Sommergewitterwind, der Himmel blieb frisch blau, die Luft aber, ohne just schwül zu sein, war doch seltsam weich und mild. Dasselbe auch Freitags. So fuhr ich am Samstag aus. Während der Eisenbahnfahrt aber erfüllte sich der Himmel mit einem allseits aufsteigenden Dunstgewölk, — welches das Oetscher-Panorama zwar nicht auslöschte, aber trübte und dämpfte. So geschah der erste Marsch von Steyr nach Steinbach bei warmer weicher Luft und umflortem Himmel, welch letzterer die Priel-Ansicht nicht eben benahm, nur leider auch nicht mit Strahlen beleuchtete. Jener seltsame Wind entpuppte sich, das wurde nun doch kenntlich, als eine Art Samum, wenigstens die letzte Luftwelle eines solchen. Dringend wurde die Sorge eines Wetterumschlags, umsomehr als morgens in Steinbach die Sonne purpurrot aufging. Inzwischen blieb dieser Tag doch schön, die verschiedenen Priel-Ansichten unverkümmert, nur die Schärfe von Licht und Schatten fehlte. Zweimal gegen Mittag sprengte das dünne Schleiergewölke etwas, was kaum tropfbarer Regen heißen konnte, in

einzelnen Perlen herab. Als ich um 5 Uhr (früher als sonst) das Nachtquartier in Pankraz-Dirnbach bezog, ahnte ich nichts Arges, sondern verfrühte die Einkehr bloß, weil es bis zum nächsten Orte doch zu weit gewesen wäre. Kaum aber befand ich mich unter Dach, so kam ein leichter Blitzschein, ein Donnerschlag folgte und reichlicher Regen ergoß sich. (Glücklicherweise war der Ort nicht schlecht. Fuchs und Reh waren hier — Haustiere! Der Fuchs an der Kette wie ein Hund, das Reh sehr jung, frei herumlaufend.) Nach diesem Regen war der nächste Tag klar und lauter, sonnig und doch frisch, entzückendes Wetter. Wonnevolle Stunden von Pießling und Gleinkersee! Erst abends beim Pyhrnübergang zog mir vom Süden her eine Schleierwolke mit einigen Tropfen entgegen und eine Stunde später trieben mit starkem Windesblasen rückwärts vom Norden tiefgehende, schwergeballte Nebelwolken. Kann man noch deutlichere Zeichen haben, wie das Wetter die ganze Windrose umläuft und in Krisen liegt? Der Abend ging glücklich zu Ende, aber die Sorge um das Wetter erneuerte sich. In Lietzen nachts Regen. Morgens darauf am 10. — keine Läuterung, vielmehr Winter und Schneewetter. Der Himmel voll Schleierwolken, welche mit einem scharfen Windstrich aus Westen trieben und Schnee wehten, wenngleich nicht viel. Auch verschleierten alle Wolken die Höhen nicht bis zur Unsichtbarkeit, sie blickten überall und

vollkommen kenntlich durch. Der Wanderer ließ den Mut deshalb nicht sinken, sondern schritt gegen Wind und Schneeflirren unverzagt fürbaß. Das Panorama der dreigliedrigen Schneebergkette des Grimming rechts, der Irdninger Alpen links und der Schneeberge, die den Hintergrund des Ennstales so ungemein großartig abschließen, hätte besser beleuchtet sein können, war aber doch nicht verdorben. Ende des Wetterberichts.

11. Okt. Aufbruch von Lietzen um 8 Uhr. Marsch über Steinach das Ennstal hinauf. Mittag in der Sägmühle bei St. Martin, wo das breite sumpfige Ennstal zwar sumpfig bleibt, aber enger wird. Preiswürdiges Gasthaus. Beim Austritt aus dem Wirtshause (von ½2 bis ¼3) das Wetter total verändert und verbessert. Das allgemeine grauliche Schneegeschleier hatte sich zu hohen silberglänzenden Wolken geballt, dazwischen Blau und Sonne. Von der Sägemühle bis Gröbming überragen die Schneehäupter nach wie vor und nur immer großartiger die Talregion; gegen Schladming aber ist die ganze Kette mit einer plötzlichen Schwenkung aufgelöst, zur Seite gedrängt, verschwunden. Daher diejenigen, welche zur Hochromantik ins Tiefste und Innerste der Alpentäler vorzudringen gedenken, im Ennstal fehlgehen. Scharfer Gang über Gröbming hinaus, wo ich um 4 Uhr ankomme und keinen Augenblick anhalte. Auch in Aich, wo mir der Grafenwirt als Herberge genannt war,

finde ich das Nest so armselig, daß ich um 6 Uhr noch weitergehe und erst gegen 7 Uhr im tiefsten Dunkel und totmüde in Markt Haus halt mache. Von Lietzen ein ungeheurer Weg! Doppelt extravagant, da auch der gestrige Marsch statt auf Windischgarsten auf Lietzen forciert genug war. Ich fürchte aber den Mandling-Paß, der morgen zu passieren ist, als einen kleineren Bruder des Radstätter Tauerns und glaube, nicht genug Vorsprung haben zu können. — In Haus beim Tischlerwirt hyperländliche Herberge. Doch wird alles durch den guten Willen der Bedienung ersetzt; das Schnitzel ist sogar sehr delikat und fein. Willige und unermüdliche Zimmer-Bedienung. Nachts geht schön der Mond auf.

12. Okt. Markt Haus—Stadt Radstadt.

Morgens kalt, aber schön. Klarer, sonniger Himmel. Wonnetag. Mittags kann ich den Plaid ablegen. Der Mandling-Paß nach Radstadt, den ich mir als einen schroffen Gebirgsübergang vorgestellt, erweist sich als ein vollkommen ebenes Tal! Das ist doch stark! „Paß“ heißt immer „Paßhöhe“ — Mandlingpaß ist geradezu ein Schwindel. Inzwischen habe ich mir auf Rechnung dieses sog. Mandlingpasses einen starken Vorsprung gemacht und gehe im kommodesten Spazierschritt nach Radstadt, wo ich noch immer um 1/4 auf 5 ankomme und einkehre. Das Tal war lieblich, aber nicht großartig, die Schneegipfel sind ver-

schwunden und erst bei Radstadt Dachstein und Radstätter Tauern, aber nur sehr teilweise sichtbar. Unterwegs um ½1 Einkehr beim Tafernwirt. Gegen halb drei an einem Hause Fischernetze gesehen, auf Forellen geschlossen und eingekehrt. Es ist der Himmelwirt. (Schilde führen die wenigsten.) Abgang um halb 3. Gegen 3 Uhr das schöne reizende Radstadt (auf einer Art Schloßberg) erblickt und eingekehrt in der Post.

*

So weit mein Tagebuch. Ich habe es aber während des Abschreibens, zwar in aller Eile, aber doch so stark transskribiert, daß ich es selbst nicht mehr kenne.

Morgens geht's über den Radstätter Tauern. Ein hübsches Stück Arbeit! Bericht von Villach!

Millstadt, 13.—16. Oktober 1870.

Morgentrost.

Die Sonne wärmt den kühlen Morgen,
Zufrieden ist mein Geist und still,
Zum schönen Wünschen wird sein Sorgen,
Zum Wünschen, das nur hofft, nicht *will*.
Ich denke dein, geliebte Ferne,
Du hebst wohl Aug und Herz wie ich —
Das Aug empor zum Morgensterne,
Das Herz zu mir und grüßest mich.

Warum wir fern, ich will nicht fragen;
Wir sind doch bei uns selbst zu Haus!
Laß Andre nach dem Glücke jagen,
Wir gehen unserm Glück voraus.
Die Menschenloose kommen alle!
Und wer da friert, ist längst belehrt:
Es hat mit goldnem Feuerballe
Noch jeder Tag den Reif verzehrt!

Dieses Gedichtchen komponierte ich am Morgen des 12., als ich vom Markt Haus den Gang auf Radstadt antrat. Es hätte also noch zu meinem Radstätter Brief gehört, — den Sie hoffentlich erhalten haben, — aber es paßte nicht recht hinein, und um alles zu sagen, es fehlte auch noch irgendwo eine Korrektur, die ich erst Tags darauf fand. Möge es Ihnen nun so, wie es ist, eine kleine Freude machen. Das „will" werden Sie nicht mißverstehen; Wille hat hier den niedern tierischen Sinn der Ich-Gier im Gegensatz zu jenem reineren Wollen, welches nichts will, als was die Natur will.

Der 13. Oktober gehörte dem Gang über den Radstätter Tauern. Mit welcher Spannung tritt der Tauern-Wanderer morgens an das Fenster, um nach dem Himmel zu sehen! Denn ein Gang über den Tauern gilt für ein großes Ding. „Gehen Sie über den Tauern? Kommen Sie vom Tauern?" fragen sich die Leute mit einem gewissen Respekt vor dem Unternehmen. Nun, das Wetter war schön. Teile des

Himmels bedeckten allerdings graue Wolken mit der Regenfarbe, aber es waren dünne, luftige Flöre und, was die Hauptsache war, der Halbzirkel, welchen die Sonne beherrschte, weit und breit blau und die Wolken darin nur silberne Inseln. Glücklich war ich.

Den Tauern will ich ein anderes Mal belletristisch beschreiben; der Zeitersparnis wegen, schreibe ich Ihnen bloß die Schilderung ab, welche der berühmte Alpenführer *Schaubach* von ihm gibt.

... Dies die Beschreibung von Schaubach. Es ließe sich manches dazu und auch dagegen sagen, was ich gelegentlich wohl in einem Feuilleton tue. Der höchste Punkt der Straße über den Radstätter Tauern ist 5500 Fuß, also bald so hoch wie der Schneeberg. Übrigens liegt Radstadt selbst schon 2472 Fuß hoch, was daher abzuziehen ist.

Ich verließ Radstadt morgens punkt 7 Uhr und war im Gast- und Posthaus Untertauern um ¾ auf 10. Sie kennen vielleicht in den Bauernhäusern die ungeheuren Vorhäuser oder Dielen, welche der Versammlungsplatz und Arbeitsplatz des ganzen Hauses und in Bezug auf den Verkehr mit Außen fast der Markt sind, wie man sagen möchte. Andern Orts sind sie mit schwarzbraunen Tram- oder Dippelböden eingedeckt, hier war die Decke ein Steingewölbe, in der Mitte des Raumes gestützt von einer kurzen stämmigen Marmorsäule, was sich sehr ritterlich ausnahm, unge-

fähr als träte man in die Halle eines hochschottischen Clans. Hier nahm ich ein Gabelfrühstück, denn es galt Vorrat auf einen weiten Weg. Mit innigem Vergnügen stieg ich hierauf die schöne Tauernstraße hinan. Der Radstätter Tauern ist um vieles, vieles schöner als der Rottenmanner Tauern, über den ich vor zwei Jahren ging; es ist in all seiner Wildheit eine schwungvolle Heiterkeit. Berge und bewaldete Talschluchten sind reicher an Formen und Wendungen und dann — die vielen Wasserfälle. Nur die schaurigen Schatten fand ich nicht in der Tauernklamm, es lachte vielmehr die helle Mittagssonne hinein. Aber wenn man von Radstadt morgens fortgeht (und wer wird es denn anders?), so muß man ja nahe gegen Mittag just in diesen düsteren Engen sein. Übrigens ging ich im bequemsten Spazierschritt, so recht vom Herzen lustwandelnd. Ich hatte die Empfindung, es sei der schönste Tag meiner Wanderung, — (ohne dem von Windischgarsten zu nahe zu treten). Bei dem berühmten Johannesfall war ich erst 20 Minuten nach 1. Ich prägte mir das schöne Bild gut ein, und wäre vielleicht doch noch länger geblieben, denn ich wollte mich über den schönen Radstätter Tauern buchstäblich hinüber „launlen“; da kam aber in Nordwest eine Regenwolke in Sicht, welche nicht so unschuldig aussah wie die übrigen, und ich erinnerte mich, daß der Berggeist eines Tauern nicht mit sich spassen lasse. So ging ich weiter. Die

Straße, bisher prächtig trocken, wurde gegen den Gipfel zu naß, — natürlich schneenaß — und der Schnee lag links und rechts am Wege. Meine Wolke kam mir inzwischen nachgeschlichen, verband sich und verschwand mit andern, und im Nu war der ganze Tauernhimmel eine Schneewolke, welche anfing, Sternchen herabzustreuen. In demselben Augenblicke — 20 Minuten nach 2 — war ich aber auch im Hohentauernhaus. Eine riesige Wirtsstube, wie eine sturmfeste Burg, aber unbehaglich. Hübsche Kinder, mit allerliebsten Kätzchen spielend, ich ganz allein. Ich bestellte mir sofort eine Portion Forellen und ein Seitel Wein mit Zucker. Zur Würze des Brotes bot mir die Wirtin sogar Butter und Honig an! Also nicht bloß die „Bedürfnisse", wie Schaubach sagt, sondern wohl auch ein bischen Leckerei ist hier zu haben. Man berechnete freilich 1 fl. 5 kr., was nicht eben billig ist; ich war aber so billig, von einem Hohentauernhaus, wo man jedes Stückchen Zucker und jede Messerspitze voll Mehl sechsspännig hinaufschleppen muß, nicht Billigkeit zu verlangen. Und bald ließ sich Frau Sonne wiedersehen, der Himmel war schöner als je; so brach ich guten Mutes wieder auf. Es war 20 Minuten nach 3 Uhr. Noch immer geht es empor und erst um 4 Uhr war ich auf der höchsten Höhe, beim Friedhof. Längst wächst kein Baum mehr, alles ist kahl, die letzten Berggipfel, welche die Straße noch

einsäumen, von einem grünlichen Gestein und mit Moos ärmlich angehaucht, — wirklich unheimlich. Und es war doch heller Mittag! Nachts muß es schauderhaft sein. Inzwischen — der Tauerntag war glücklich bestanden! Es ging wieder abwärts. Jenseits sind die Szenerien weitaus nicht so romantisch. Doch kam ich in der Tiefe noch an einem prächtigen Wasserfall vorbei, einer von denen, welche nicht senkrecht, sondern schräg fallen, ungefähr wie wenn durch die Sporgasse oder vom Theater herab durch die Bürgergasse Wildwässer rollten. Es ist mir für diese Form kein technischer Name bekannt; um sie zu taufen, möchte ich sie Streckfälle nennen, weil ihre Bahn gestreckt ist und nicht wie bei den Wasserfällen im eigentlichen Sinne die perpentikuläre oder Pendellinie hat. Abends um 6 war ich in dem ansehnlichen Gast- und Posthause Tweng. Ich bezahlte für Abendbrot, Frühstück und Zimmer — 1 fl. 56 kr. Und was für ein Zimmer! Sehr imponierte mir ein großer Trumeautisch mit einer reichen Holzborde eingefaßt, wirklich ein Prachtstück. Freilich bemerkte ich auf den Tauern eine Art Kalkstein, welche nahezu Marmor ist; das Material mag also wohlfeil genug sein, aber imposant ist es deßungeachtet. Ich lernte von Neuem; wer Haus und Zimmer verzieren will, der wende nur Marmor an. Es ist doch der beste Eindruck von vornehm und solid.

14. Okt. Morgens Schneeluft und Schneewolken. Es hatte auf dem Tauern geschneit und im Tal fiel einiger Regen. Deßungeachtet versuchte ich zu marschieren, bekam es aber bald satt. Nichts demoralisiert den Fußwanderer mehr als nasse Füße und mein rechter Schuh läßt Wasser ein. Mit Vergnügen griff ich nach einer halben Stunde eine Fahrgelegenheit auf, mit der ich nach Mauterndorf und weiter nach St. Michael fuhr. Als ich ihm einen Gulden gab, bedankte er sich so lebhaft, daß ich deutlich sah, ich habe ihm nach seinem Begriffe, wenngleich nicht nach meinem, zu viel gegeben. In Mauterndorf kleine Einkehr, in St. Michael Mittag gehalten. Mauterndorf ist ein hübscher, fast ansehnlicher Markt, der Postmeister Wallner, ein Ökonom, der sich, den Bauern zum Vorbild, nützlicher Neuerungen und Experimente befleißigt. Der Postmeister Ronacher in St. Michael denkt über Österreich und Preußen ganz so wie Unsereiner. Die Landschaft möchte ich in dieser Gegend eine Übergangslandschaft nennen; sie ruht aus vom Radstätter Tauern und holt aus zum Katschberg, welcher fast ein Rival von jenem ist. In St. Michael gab ich der jungen Mur Grüße an Sie. Das schlechte Wetter verhinderte, sie poetisch zu formulieren. — In St. Michael nahm ich wieder eine Fahrgelegenheit über den Katschberg, aber während des Fahrens wurde es schön und sehr schön. Ich dankte Gott, als wir jenseits des steilen und hohen Berges

bei der Poststation Rennweg waren. In Rennweg nahm ich eine Jause von Wein und Forellen. Ich bemerke, die Forelle wird überall zu 10 kr. gerechnet. Sie ist ungefähr so lang wie dieses Oktavblatt, auch 1 bis 3 Finger kürzer.

In der schönen warmen Sonne, mit unverbrauchten Kräften hüpfte ich nun das schöne Liesertal hinab wie im Tanz. Sonderbar! Rennweg, das zu oberst am Fuße des Katschberges steckt, möchte man sich am wildesten denken; aber just umgekehrt; erst gegen die Mitte zu wird es eng und klausenhaft schluchtig. Voll romantischer Winkel, zum Küssen schön! Der Bach bildet wiederholt die schönsten Streckfälle, sein Felsental umlockt ihn mit Tannen, Fichten und Lärchen, wie einen schönen wilden Rauwuzel, eins schmückt das andere. Und es wurde 5, und es wurde 6, ich kam an den schönsten Gasthäusern vorbei und ich dachte noch immer nicht an die Nachtherberge. Mein stiller Wahnsinn war — Gmünd noch zu erreichen. Von Rennweg nach Gmünd, ein ungeheurer Weg! Endlich war es 3/4 auf 7 und stockfinster. Da ergab ich mich und wählte, auf wiederholtes Anfragen unterwegs, ein Gasthaus zum Eisendraht zur Einkehr. Früher wollte ich nicht, jetzt aber wollte die Einkehr nicht. Nie habe ich ein so stupid vertrotteltes Volk gesehen. Längst kochte mir das Blut, wie sich erst gar niemand um mich kümmerte, als ob ich ein Bettler wäre; und wie

sie dann um ein Zimmer in Verlegenheit waren, als ob ich den Vatikan begehrte, — das Haus ist aber immens groß — und rat- und tatlos an dem Problem herumzappelten, da ergriff ich fast mit Vergnügen die Gelegenheit, von diesem Orte wieder loszukommen, sagte: ich sehe schon, daß ich Ungelegenheit mache, — und flugs fort war ich.

Tiefe Nacht und einsame Straße. Aber die Straße war gut. Die Einsamkeit nicht eben schauderhaft, die Landschaft keine von denen, wo die Nacht entschieden ein Schrecken ist; was ich soeben noch geliebt wie einen wilden schwarzlockigen Buben, das konnte ich ja jetzt nicht fürchten. Und endlich die Nacht selbst! Die schönste meiner Wanderung! Der große und kleine Bär, die Cassiopeia, der Schwan, die Lyra, von einem Himmelsende zum andern die Milchstraße, alle Sterne auf ihren Posten, ich glaube, mir zulieb waren noch einige Schock neuer ausgestreut. Ist's denn ein Unglück, einmal ein Stündchen länger in einer Sternennacht zu wandern?

Meine einzige Sorge war, wie sich der Markt überhaupt in der Nacht präsentieren wird, denn die Ortschaften krümmen sich oft so verzwickt um Berg, Fluß und Straße herum, daß des Tappens kein Ende wird. Auf einmal schneidet eine hohe lange Querlinie in den Nachthimmel hinein, — das ist kein Berg, solche Linien macht nur ein Baumeister, das kann nur

ein Gebäude sein. Aber in der täuschenden Nachtperspektive war der Bau so unermeßlich groß, daß ich vor Staunen fast erschrak, als sähe ich in der mir bekannten Welt etwas Neues und Unbekanntes. Ich komme näher, die Form wird immer deutlicher ein Bauwerk. Es geht unter ein großes Stadttor, und nun sehe ich das Gebäude auf der Innenseite, wo es noch länger ist als draußen, und ihm gegenüber ein ganz gleiches, daß mich eine Art Schloßhof umfing, aber ein Schloß von Riesen! Ein paar Schritte mehr und ich stehe auf einem unermeßlichen Marktplatz, kein Mensch kann seine Länge ermessen, denn nicht einmal in der Breite nimmt er ein Ende, er ist so breit, als wollten darin die Riesenkinder mit Heuwagen Wägelchen spielen. Und links und rechts stehen turmhohe Gebäude im Dunkeln, und in der Mitte sieht man die Lichter von drei Laternen in ungeheuren Abständen hintereinander und oben rauscht ein Brunnen und unten rauscht wieder ein Brunnen, und in der ganzen Riesenstadt kein lebendes Wesen, kein Laut, kein Fußtritt, kein Nachtwandler, kein Hund. Alles tot. Die Riesen schlafen oder sind zum Kampf ausgezogen oder seit tausend Jahren schon totgeschlagen oder in einem Zauber erstarrt, aus dem keine Erlösung. Und das ist gut, denn erwischte mich einer, ich wäre augenblicklich des Todes, weil es mein Zwergfüßchen wagt, sich nachts in seine Riesenstadt einzuschleichen.

So, meine Liebe, präsentierte sich Ihrem Wanderer die kärntnerische Stadt Gmünd bei der Nacht. Am Morgen war der Marktplatz ein großer Marktplatz und die Häuser zwei Stock hohe Häuser und das Riesenschloß das Schloß des Grafen Lodron, und der ganze Maßstab recht stattlich, recht raumverschwenderisch, aber alles doch menschlich. Für Vieles gäbe ich nicht den aufregenden, phantastischen Nachteindruck; nur Einmal kann man Gmünd so sehen. Ich existierte eine Minute lang wirklich im Zauber- und Märchenlande.

Aber ganz zu Ende war das Märchen doch auch im Postwirtshause noch nicht. Kein einziger Gast war da, als ich eintrat, -- also ein Schloß, kein Gasthaus. Meine fahrende Herrlichkeit wurde ganz allein bedient. Eine hübsche, 16jährige Kellnerin, klein, kindhaft, bescheiden, war offenbar das „sittige" Burgfräulein. Endlich wurde ich zum Schlafengehen auf ein prächtiges Staatszimmer geführt, riesenhaft groß, in rotem Damast möbliert und aufs zarteste in Rosa und Weiß ausgemalt. Es war ein vornehmer Anblick! Jene Sorte von ländlicher Pracht, die einst fürstlich war: einzelne Modelle sieht man zu seiner Verwunderung hie und da in guten Häusern alter Landstädte. Ferner schlief ich auf grünseidenen Kissen und hatte eine rotseidene, mit breitem Grün bordierte Bettdecke. Morgens zahlte ich für das Abendessen, Frühstück und Zimmer 1 fl. 12 kr.! Zum Abschied machte ich der schönen Stadt noch eine Morgen-

visite, besah die Stadtkirche, kletterte in die Schloßruine und beging den Kalvarienberg. Beim Abstieg grüßte mich freundlich ein Mädchen, welches vor einer Feldkapelle eine Andacht verrichtete und soeben ein Kreuz gemacht, — es war meine Kellnerin Mizzi. Sie ging, Postpakete austragen.

Um 9 Uhr verließ ich die Stadt. Unzählige Male blickte ich zurück, denn im Rückblick war ihr Bild besonders ganz und vollkommen. Fast glaube ich, von allen kleinen Landstädten, die ich gesehen, möchte ich Gmünd bevorzugen, ein gar guter Ort an der Mündung von zwei romantischen Flußtälern!

15. Okt. Dieser Tag heißt: Millstätter See! Wie ich mich von Lietzen nach Haus übermäßig beeilt, um die folgende kürzere Station für Radstadt zu haben, so forcierte ich nicht umsonst meinen Marsch auf Gmünd, denn ich wollte mir am Millstättersee in einer köstlichen Veranda irgendeines Seewirtshauses bei den berühmten Lachsen dieses Sees einen halben Tag lang gütlich tun. Gott, wie hast du deinen Knecht gedemütigt! Ich ging von Gmünd nicht nach Spital hinab, sondern wählte, der Landkarte nach, den Weg über Trefling; erstens weil er kürzer ist und zweitens weil er der höheren Lage wegen eine frühere und schönere Aussicht auf den See versprach. Der Anstieg nach Trefling ist aber fürs erstemal nicht leicht zu finden, doch gelang mir's mit Hilfe von zwei Hirten-

buben, welche sich zwei Zehnerln verdienten, — ich streue Geld mit vollen Händen aus — das Problem ganz kurz und leicht zu lösen. Trefling liegt auf einem Hochplateau, welches eine ungemein heitere Aussicht gewährt. Aber Aussicht ist nicht das rechte Wort. Die Stimmung wird frisch, frei, mutig und lichtvoll auf dieser Höhe, man weiß selbst nicht wie. Der Gang über das Treflinger Hochplateau war denn auch meine letzte gute, seit 36 Stunden!

Trefling selbst ist ein armes kleines Nest. Meine Fragen nach dem See wurden verstandlos beantwortet. Gott weiß, sie haben in Kärnten so schöne schwarze Augen, so gescheite offene, liebe lachende Gesichter und doch so viel Unverstand. Genug, ich kam zum See nicht bei Millstadt in der Mitte, sondern bei seinem Anfange und in der Nähe des Punktes, wo ich auf der Straße schon längst gewesen wäre. Von den Wegen auf der Treflinger Höhe geht keiner nur zehn Schritte lang grad, sondern sie winden sich um alle möglichen Grundstücke herum und in einer Stunde ist man kaum von der Stelle. Um $^{3}/_{4}$ auf 2 war ich erst beim Ausfluß des Sees, und hätte eine Stunde früher in seiner Mitte bei Millstadt sein können! Es waren aber jetzt nach Millstadt noch anderthalb Stunden. Dazu hatte ich in Trefling, seiner Ärmlichkeit wegen, nicht zu Mittag gegessen, sondern den vollen Anprall meines Hungers mir für die Lachse des Sees aufgespart. Ich

war müde, hungrig, verdrießlich. So fing ich an, mich weiterzuschleppen, als ich in den Wiesen am Seeende ein paar Häuserchen sah. Ich schloß, ein See muß mit Schifferhäusern anfangen oder endigen, und verließ die Straße, um mich zu Schiff fahren zu lassen. Mein Schluß war auch vollkommen richtig. Es waren Schifferhütten. Aber der Schiffer war ausgegangen. Ist kein zweiter da? Der hat sein Fahrzeug verliehen. Ich sah auch kein einziges an den Anländen. So mußte ich auf die Straße und auf die harte Erde zurück und hatte auch den Umweg verloren. Ich gehe gern, aber dieser Gang auf Millstadt hieß Lahmheit in allen Gliedern. . .

Halb vier schlug's endlich, als ich den Markt erreichte. Der Tod war niemals so totmüde. Um mich in dem bewußten Seehaus zu entschädigen, kroch ich aber noch eine ganze Stunde lang in allen Winkeln des Seeufers herum und siehe da — Millstadt, am schönsten See Kärntens gelegen, hat kein Seewirtshaus!

Es hat überhaupt nichts als Ruinen. Millstadt ist das scheußlichste Nest, das ich je gesehen. Es hat kein Inneres, kein Äußeres, keinen Marktplatz, keinen Platz vor der Kirche, es ist zu Ende, ehe es angefangen, man sucht es noch und denkt, es muß kommen, indeß schon alles vorbei ist — Millstadt ist ein formloser, wüster Kuhstall, auf ein Vorgebirge hinge-

schleudert, wie man einen Quarck an die Wand schmeißt. Von oben bis unten mit Kuhdreck . . ., kein Schritt ohne Kuhfladen, scheint es mir von Kühen bewohnt, welche sich bloß einige Menschen als Leiblakaien halten. Es ist ein rohes, barbarisches Nest, das der schmutzigsten Phantasie spottet. Das Wirtshaus, das man mir als das beste empfahl, beroch ich wie der Hund einen Knochen, ehe er anbeißt. Ich wäre tausendmal vorbeigegangen, ohne es einmal als ein Wirtshaus zu erkennen. Vor allem: von Fischen keine Spur! Die Zeit der Lachse hat schon aufgehört. Ein Tag des Fluches.

16. Okt. Noch ein Tag des Fluches. Es regnet ununterbrochen. Von allen Orten, die ich passierte, ist es nicht etwa Windischgarsten, Radstadt, Gmünd, — nein, just dieses Millstadt, wo ich einen Tag im Hafen liegen muß. Zufällig ist mein Hotel genießbarer, als man ihm ansieht. Es hat wenigstens Eine Gaststube auf städtischem Fuß, d. h. auf landstädtischem. Die Sache ist offenbar die: das Haus ist ein Bauernhaus wie jedes andere und das Wirtsgeschäft kam wohl erst später dazu. Selbst das Stöcklein, das ich bewohne, — von zwei Fenstern Front — ist nur ein späterer Zubau und steht in keiner planmäßigen Verbindung mit der Anlage des Hauses. Diese Anlage ist die streng bäuerliche: Giebeldach, Holzbühnen, Holzgalerien, Dielen, Böden; hier stehen die Truhen, dort

oben schlafen die Knechte, hier links und rechts die Familienkinder, es ist ein Labyrinth von ungeheuerlichen Holzkonstruktionen, von kunstloser Kunst und planlosen Plänen, von ungeheurem Material, mit den derbsten Fäusten bearbeitet, ein Chaos, das selbst ein Walter Scott nicht anschaulich beschrieben, aber man hat das Gefühl: das ist der echte und gerechte Typus, wie der deutsche Gebirgsbauer gebaut hat — vielleicht seit den Tagen der Völkerwanderung.

Und die bäuerlichsten Bauern sind meine Wirtsleute nicht. Die Frau hat Manier. Die Kinder sahen in Kleidern, Mienen und Sprache nach einem Schliff aus, ein Sohn ist in Villach im Real-Gymnasium. Meine Stube hat einen jener Prachtkachelöfen, wie sie in alten Grazer Herrenhäusern stehen, die Fenster blühend weiße Musselinvorhänge, das Bett ist gut und die Wände sind ausgemalt. Da man auch Chaudeaus kocht, so wissen Sie alles.

Kurz, nach den ersten Stunden ergab ich mich in mein heutiges Schicksal. Umsomehr als ich bald auf den Einfall geriet, ich könne mir den Tag eigentlich mit Schreiben am besten vertreiben. Wie ich schrieb, ist freilich die Frage. Ich mag es gar nicht überlesen. Es wird wohl regnerisch geschrieben sein. Am Schaubach habe ich im Abschreiben unwillkürlich einzelne Zeilen verbessert; vielleicht könnte er's umgekehrt auch an meinen Zeilen.

Vom Berge herab stürzt ein Bach, der mitten durch das Haus strömt, denn beim Haus ist auch eine Mühle. Da dieser Bach aber nicht meine Schreibfeder treibt, so bin ich endlich müde geworden. Adieu.

Nachmittag hörte es auf zu regnen, der Abend hatte Sonnenblicke und die Nacht hat Sterne. Ist's morgen schön, so bin ich morgen Abend in Villach. Dann schreibe ich meinen dritten und letzten Brief mit Meldung meiner Ankunftsstunde. Bis dahin — leben Sie wohl.

*

Villach, 18. Oktober 1870.

Gestern morgens war mein 24stündiger Millstätter-Arrest zu Ende. Die Morgensonne stach durch die Nebel und die Nebel gingen tief. Das bekannte Zeichen, daß es schön werden soll. Ich warf mich ins Schiff und ließ mich über den See setzen. Ich mußte daran denken, um wie viel wohler mir diese Seefahrt getan hätte, als ich vorgestern in der Schwüle des Mittags müde und lechzend an seinen Ufern hinkroch. Damals litt ich Tantalusqualen, jetzt ein bischen sibirische.

Es war empfindlich kalt auf dem See. Eine Nebelwolke um die andere stürzte sich auf die Wasserfläche, aber schön war es zu sehen, wie sie vom Seespiegel zurückprallend in Trümmer gingen und in

kleinen Säulen wieder emporwirbelten, als rauchte der See aus lauter unterirdischen Schornsteinen. Der ganze Kranz der Gebirge hatte vom gestrigen Regen frischen Schnee, welcher den Nebel mit feurigem Silber durchleuchtete. Es war wunderbar, wenn man mit dem Auge in den oberen Regionen herumsuchte, im weichen, wolligen Nebel auf einmal etwas Hartes und Steinernes durchstoßen zu sehen, in einer Höhe, wo man die Erde längst nicht mehr vermutet hätte. Einmal sah ich mitten aus der Himmelshöhe durch ein kleines, winziges Nebelloch, zart und fein wie ein Blumensträußchen — einen Tannenschopf herausschauen, scharf beleuchtet, in allen Zweigen, fast Nadelspitzen, wie mit der Papierscheere ausgeschnitten. Das war zauberisch anzusehen.

So vergaß ich das Frieren, denn der Wechsel der schönsten Nebelbilder zog wenigstens das Auge an sich. Nach 5 Viertel Stunden war ich ans Land gesetzt, eine Stunde ging ich über den Höhenrücken, welchen der Spiegel der Drau vom Millstätter Seespiegel scheidet, und gegen 11 saß ich in der Post zu Spittal vor einem guten Gabelfrühstück. Das breite sonnige Drautal gefiel mir ungemein. Im staubigen Sommer mag es vielleicht eine lästige Landschaft sein; jetzt aber war alles Reiz, was im Sommer Last ist; ungemein wohl tat mir eine Talweite, in der sich die Sonnenwärme recht ausbreiten kann, und wenn im

Sommer das eintönige Grün der Berge, die durch groteske schroffe Formen wenig entschädigen, eine Ermüdung erzeugen könnte, so lag jetzt über allem Grün der frische leuchtende Schnee, der den Geist nicht sinken läßt, denn er ist der kräftigste Zeuge für die Höhe des Hochgebirges. Ich leugne übrigens, daß selbst im Sommer das Drautal langweilig sein kann. Von Spittal bis Paternion, wo es weit und eben und das Flußbett entlegen ist, sieht es ungemein munter und wohnlich, ich möchte sagen gesellig aus, von Paternion bis Villach aber ist es geradezu romantisch, es wird schroffer, steiler, die Straße hält sich immer hoch und dicht unterm Waldschatten, der Fluß tritt heran, Nebenflüsse treten ihm zu und tausend Wasserspiegel rauschen. Die Wasser- und Mühlenpoesie von Feistritz z. B. werde ich wohl im Andenken behalten.

Inzwischen wurde die gute brave Sonne der Nebel doch nicht recht Meister, denn um 4 Uhr Nachmittag löschte die Tageslust aus, der Himmel trübte sich und kühl strich die Luft. Heute hätte es kein Wandern gegeben bis um 8 Uhr unterm flammenden Sternenhimmel wie nach Gmünd, und doch konnte ich nicht früher in Villach sein, nachdem ich von Spittal um ½12 mittags aufgebrochen und des stillen Wahnsinns lebte, die Riesenentfernung nach Villach noch zu bewältigen. Aber der Himmel war gescheiter als ich und schickte mir 8 Minuten nach 4 den Spittal-

Villacher Omnibus nach. Ich fand den Kutschersitz noch frei, den einzigen, den ich überhaupt bei einem Postomnibus einnehmen möchte, — setzte mich auf und legte die letzten zwei Meilen fahrend zurück. Um 1/2 7 kam ich in Villach an. Ich gab sogleich meinen Millstätter Brief auf die Post und nahm mit zwei Schreiben von Dr. Fischhof auch Ihren Postrestante-Brief in Empfang.

Als sich heute zwischen 8 und 9 Uhr die Sonne durch die Morgennebel wand und der Tag immer heiterer wurde, konnte ich es nicht über mich gewinnen, Villach schon zu verlassen, ohne von seinen beiden Seen, den Faaker- und Ossiacher-See, etwas gesehen zu haben; umsomehr da ich ohnedies schon zum zweiten Male hier bin. Ich gab also den Tag noch zu und machte mich auf den Weg nach dem Faakersee. Aber der Tag war verloren. Man muß den Faakersee nicht in Faak suchen, d. h. an seiner Westseite, sondern just umgekehrt an der Ostseite. Ich sah wenig vom See. Und noch dazu ist der Hin- und Rückweg nach Faak der längere und schwierigere, — was Einem alles die Wirtsleute nicht sagen, wenn man ausgeht, sondern bloß bestätigen, wenn man zurückkommt. Es ist doch, ich will nicht sagen eine Trägheit, aber eine Langsamkeit und Erstarrung im Denken der Kleinstädter, welche — vieles erklärt.

Wien, 28. Oktober 1870.

Allerdings war mein Reisetag schlecht; soll aber das Wetter schon schlecht sein, so sieht sich's doch noch am besten vom Bahnwagen heraus an. Gefroren habe ich für mich nicht, sondern im Geiste bloß für Sie. Als wir zum Semmering kamen, war der Regen auf der steirischen Seite Schnee und nur auf der österreichischen Wasser. Zu meinem Erstaunen hörte ich in Wien, daß während meines Wegseins nur zwei gute Tage waren, die übrigen Regenwetter. Auf meiner Gebirgspartie war's just umgekehrt. Ein neuer Beweis von der Ungenießbarkeit des Wiener Klimas.

Sie haben sehr recht getan, mir die Notiz der Tagespost zu schicken. Habe ich als Dramatiker so lange gewartet, so ist es gar nicht nach meinem Geschmack, in einer Zeit aufzutreten, wo nicht Verse, sondern Kanonen die erste Stimme führen. Ich schrieb darüber an Baron Perfall, wie folgt:

27. Oktober 1870.

„Sehr verehrter Herr Baron!

„Laut meinem Tageskalender habe ich am 11. Juli (in zufällig umgehender Antwort Ihrer telegraphischen Anfrage) die letzte Hand der Firdusi-Bühnenredaktion, begleitet mit einem Briefe, an Ihre verehrliche Adresse abgeschickt. In dem Briefe — erinnere ich mich —

meine Wohnungsveränderung, welche soeben bevorstand, angezeigt, resp. meine neue Adresse mitgeteilt zu haben. Hat Ihr Privatsekretär den Brief mit der Adresse verloren? Wenn nicht wahrscheinlich, doch möglich wäre es; wenigstens versah ich mich seit Anbruch des bewußten Firdusi-Oktobers, welcher nicht nur angebrochen ist, sondern auch schon zu Ende geht, eines Wortes von München und halte, da ein solches ausbleibt, eine gestörte Adressatur für das Wahrscheinlichste.

„Oder sind wir stillschweigend einig in ein und demselben Gedanken, in dem wir uns etwa begegnen möchten? Fast scheint es so. Wenn ich nicht irre, halten wir nämlich beide Firdusi für zu gut, als daß wir ihn spielten, bloß um zu spielen. Freilich will das Theatergewerbe, gleich jedem anderen, auch in den ungeheuersten Ausnahmszeiten sein hergebrachtes Tagewerk tun: es will und muß täglich spielen. Dazu mag sich denn ein Mittelgut eignen oder von den Klassikern die längst bekannten und habilitierten Namen. Ein neuer Name dagegen, und ein solcher, in welchem vielleicht das Zeug eines großen Erfolges steckte, wird sich wohlweislich zu schonen, d. h. aufzusparen wissen. Er wird nicht in Zeiten auftreten wollen, in welchen nichts poetischer, nichts pathetischer ist als die Wirklichkeit selbst; er wird der Poesie der Weltgeschichte zu weichen wissen — mit einer Achtung vor dieser,

welche zugleich Selbstachtung ist. Oder welcher Dichter möchte eine Szene geschrieben haben wie Mahmuds Zug und Firdusis Leichenzug und diese Szene auf die Bühne bringen in einem Augenblicke, wo ein Kurier auf die Bühne stürzen und dem Publikum Worte sagen kann wie diese: Metz hat kapituliert! Paris ist eingenommen! Der Friede ist unterzeichnet ꝛc. Das ist Poesie für sich selbst! Firdusi wäre daneben nur Spreu im Winde; aber wir beide sind gewiß überzeugt, daß Firdusi nicht Spreu im Winde ist, wenn er nicht tolldreist genug ist, in den Wind hinauszugehen.

„Was von Poesie in mir steckt, habe ich diesmal nicht in Versen, sondern in Feuilletons ausgesprochen, und ich möchte mir wohl das Zeugnis geben dürfen, daß ich hier Dinge gesagt und Töne angeschlagen, welche des Dichters des Firdusi würdig sind. Um keinen Preis aber möchte ich dieser großen und ruhmvollen Zeit mit dem Firdusi selbst kommen. Ich kann mir die Aufführung des Firdusi nur denken: einige Wochen nach dem Friedensschluße.

„Es scheint das Ihre eigene Meinung zu sein, denn nur so würde ich mir das Münchener Stillschweigen — den Verlust meiner Adresse ausgenommen — erklären können. Immerhin aber bitte ich Sie, in einigen wenigen Zeilen mir Ihr Einverständnis mit meiner Meinung ausdrücklich zu erklären.

„Ich zeichne mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

„P. S. Indem ich im Begriffe bin, den Brief zu kuvertieren, kommt mir von befreundeter Hand in Graz beiliegender Ausschnitt aus der Grazer ‚Tagespost‘ zu — mit einer Notiz, welche ich zufälligerweise in den Wiener Blättern noch nicht gefunden und welche dem Inhalte meiner heutigen Zuschrift ganz widersprechen würde.

„Ich will daher nur umso dringender wiederholen: Haben Sie den Firdusi dem Winterrepertoire nicht schon so fest einverleibt, daß er aus rein geschäftlicher Rücksicht in Rechnung bleiben muß und nicht mehr entbehrt werden kann, so bitte ich Sie inständig, die Aufführung auf eine Zeit zu verlegen, wo Dichterworte mit einer gesammelten Aufmerksamkeit und mit einem sachlicheren Interesse gehört werden können, als es während der Kriegsdauer der Fall ist. Catilina reponiert — Firdusi in den Wind geworfen — ich habe keinen dritten Pfeil mehr. Wenn ich mit Catilina Ihnen nachgegeben, so geben Sie mit Firdusi mir nach. Kann Ihnen doch das Letztere leichter sein, als mir das Erstere geworden! — —“

So schrieb ich. Ich bin neugierig, was er antworten wird.

Sonst habe ich mich in meine Tagesarbeiten noch nicht recht hineingefunden. Ich fühle, wie rasch die Zeit zu Ende geht, wo ich Wien ertragen konnte.

Emil Kuh ist gleichfalls bis über den Hals hinaus Wien-müde.

Sehr bedauere ich, daß ich diesen Sommer nicht all meine Reisen machen konnte, nämlich nach Freiburg, Chur, Bozen. Es hätte sich darum gehandelt zu beurteilen, ob ich es bloß in Wien oder auch in Österreich nicht mehr aushalte, ob von den außerösterreichischen Städten die österreichischen entschieden geschlagen werden. Ich habe nun für diesen Winter nicht einmal ein Phantasiebild der nächsten Zukunft — nichts zu beißen und zu naschen. Auf die Phantasie angewiesen, entbehre ich das schwer.

Gott gebe ein schönes Frühjahr, was nach wiederholten schlechten wahrlich nicht allzuviel verlangt wäre. Dann würde ich mich möglichst früh aufmachen und meine Studien auf der ganzen süddeutschen und südösterreichischen Linie vollenden. Man kann nur wählen durch Vergleichen und vieles Vergleichen.

Haben Sie etwas von den Nordlichtern gesehen? Sie waren an zwei Abenden: Montag und Dienstag überaus prächtig und merkwürdig. Das erstere entging mir noch, aber das zweite sah ich auf der Ferdinandsbrücke sehr gut. Es war ein Schauspiel — für unsere südliche Lage außerordentlich selten, wir werden es kaum jemals wieder sehen. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag raste hierauf ein Sturm, daß ich unter Getöse, Fensterklirren und Schornstein-Zer-

trümmern in meinem Bette das Bild und die Vorstellung einer heftig bombardierten Stadt hatte. Meinen eigenen Fenstern, — ich habe drei — geschah nichts Leides

Wien, 21. November 1870.

Schwer muß ich mich anklagen, denn ich habe eigentlich gar keine Entschuldigung. Ich bin gesund wie ein Fisch, morgens und abends beißen mich die Augenlider ein wenig, aber das ist auch alles; ich kann sie darum nicht krank nennen, sie hindern mich an gar nichts; ich beschäftige mich auch und schreibe wie gewöhnlich.

Nur das, was ich schreibe, macht mir einige Pein. Es ist ein Essay über das antik und modern Tragische, den ich vor einem Jahre geschrieben, dann vor einem halben Jahre umgeschrieben, der mir aber auch neuestens etwas zu wünschen übrig läßt, daher ich ihn noch einmal umschreibe. Und nun ist seine Zeit eigentlich doch schon vorbei. Das Feuer, der Tatendrang, der Strom der Ideen, die Bewegung der Gedankenmuskeln, die zartlienigen Verbindungsfasern zwischen ihnen, das alles ist eigentlich nicht mehr gegenwärtig, ist schon vergangen, ich muß es mit Gewalt dem gegenwärtigen Augenblick wieder vorzaubern. Dieses Muß ist eine Anstrengung und die Anstrengung ermüdet mich. Zugleich aber sehe ich ein, daß ich nicht ablassen darf, mich zu zwingen,

denn der Wagen rollt immer mehr in die Ferne und bald sehe ich ihn gar nicht mehr. Ich laufe ihm daher nach, und — bekomme müde Füße! Wenn ich die Feder weglege, so — möchte ich sie weggelegt haben! Ich hasse dann die Feder und fliehe sie.

Rechnen Sie dazu, daß mir gleichzeitig auch das Tagblatt schon zwei Feuilletonmanuskripte nicht gedruckt hat, was mich im Stillen auch wurmt und verdrießt. So habe ich der Feder gegenüber eine Art schriftstellerischen Rheumatismus, kurz eine Abneigung gegen die Feder. Sie werden wohl merken, was ich sagen will, aber fühlen kann es nur ein Schriftsteller selbst.

Von Baron Perfall erhielt ich am Donnerstag, den 10., folgendes Telegramm: „Firdusi, für 21. bestimmt, Ihrem Wunsche gemäß vorläufig zurückgelegt. Brief folgt nächstens.“

Ich erhielt es abends um 9 Uhr und war erschrocken. Ich liebe solche Überfälle nicht. Ich bitte Sie auch, telegraphieren Sie mir nie etwas, oder wenigstens nicht am Nachmittag und Abend, auch wenn es noch so wichtig wäre.

Der 21. ist heute. Also heute wäre der große kleine Tag gewesen! Alles ist eitel unter der Sonne. Ich bereue es nicht. Entweder recht oder gar nicht. Den versprochenen Brief hat übrigens Perfall noch nicht geschickt.

Wien, 20. Dezember 1870.

Ich nahm mir fest vor, sobald nur die Winterdecke ein wenig sich lüftet, gleich eine Kaltwasserkur zu gebrauchen, denn ich gehöre nicht zu den Menschen, welche ihre Krankheiten in tatlosem Raunzen dahinschleppen und erst anfangen, wenn alles aus ist. Ich bin überzeugt, daß die meisten der grämlichen Stadtpatienten ihre Krankheiten aus Faulheit besitzen, weil sie im ersten Augenblick aus ihrer lieben Gewohnheit sich nicht aufraffen können. Was mich betrifft, ich liebe nur meine Gesundheit und Rüstigkeit, denn das ist meine wahre Gewohnheit. Wenn ich einem Übel bei Zeiten den Herren zeige, so hoffe ich wohl auch der Herr zu bleiben.

Aber von was Angenehmeren. Perfall hat mir endlich doch noch geschrieben. Da ich sonst nichts habe, wenigstens nichts Gutes, so will ich Ihnen den Brief, der sehr hübsch ist, abschreiben, damit ich nicht ganz mit leeren Händen komme. Mich wenigstens hat das Schreiben wirklich erheitert und getröstet. Perfall schreibt:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

„Wie recht hatten Sie, daß Sie auf die Sistierung der Aufführung des Firdusi drangen. Es wollte mir nach Empfang Ihrer Zeilen durchaus nicht behagen. Waren wir doch schon mitten in den szenischen Vorbereitungen, hatten sich doch alle schon in ihre

Rollen versenkt, so daß, als ich Ihren Wunsch verkündete, niemand sich mit einem Verschiebungsgedanken befreunden wollte. Ich danke Gott, daß ich mehrmals Ihren Brief zur Hand nahm, denn je öfter ich ihn las, desto mehr fühlte ich die Verpflichtung, Ihnen zu folgen, bis ich zuletzt in voller Überzeugung, Ihrem herrlichen Werke den schuldigen Dienst zu erweisen, die Zurücklegung desselben anordnete. Welche Schwankungen hatten wir unterdessen in der Stimmung des Publikums zu bestehen! Im Oktober noch Siegestaumel und mit ihm der Drang nach patriotischen Stücken, welche dem Publikum Gelegenheit boten, seinen hochgehenden freudigen Gefühlen Luft zu machen. Jetzt — wo die traurigen Folgen des Kriegs mehr und mehr empfunden werden, wo die Trauergewänder sich mehren und der hereingebrochene Winter die Sehnsucht nach dem Frieden steigert, da will man neben der in Frankreich noch immer fortspielenden Tragödie keine auf der Bühne, man will die Gelegenheit zu heiterer Stimmung geboten haben, um an sich zu prüfen, ob man noch heiter zu werden vermag. Woher aber das lustige Zeug nehmen — es ist doch viel verlangt, nach Rosen zu greifen, und doch — die Armut im deutschen Lustspiel ist groß, helf', was helfen kann, um über diese Zeit hinwegzukommen, die, so wunderbar groß sie ist, für unsere Bühnen doch nur eine Übergangszeit ist, die, so Gott will, zu einer eben

so großen herrlichen führt, wie sie dem deutschen Reiche erstanden ist.

„Einige Wochen nach dem Friedensschluß wollen Sie Firdusi – einverstanden, mein lieber Doktor, aber da kommen Sie sicher hieher, nicht wahr? Sie müssen sie hören von den Brettern herab, diese herrliche Sprache, die im Bewußtsein eines errungenen dauerhaften Friedens wunderbar erquicklich wirken muß. Firdusi soll mit zu unseren Friedensfesten zählen und Sie will ich als einen lieben Friedensboten in die Arme schließen und Ihnen nachträglich danken für all die großen schönen Worte, die Sie während der großen Tage in der Presse geschrieben. Hatte ich doch keine Ahnung, daß Sie mit teilgenommen an dem Hocherbaulichen, was dieses Blatt gebracht! Leben Sie wohl, wenn die Glocken den Frieden eingeläutet haben, werde ich Ihnen über den Tag der Aufführung Nachricht geben.

München, am 7. Dez. 1870.

Ihr ergebener

Baron Perfall m. p."

Wie gefällt Ihnen dieser Brief? So schreibt München! Nie hat Wien zu seinem Sohne so gesprochen. Aber dabei feiert es fortwährend seine Söhne und kommt aus dem Leiern und Feiern gar nicht heraus. Ja, vielleicht feiern sie mich auch noch einmal

nach meinem Tode — soll ich aber das erleben, oder vielmehr ertoten, so trage ich Ihnen als meiner Witwe testamentarisch auf, Wiens sämtliche Brunnen zu vergiften, um diese freche Brut mit einem Mal auszurotten!

Beiliegend wieder einmal ein Feuilleton, wenn auch ein kleines. Es ist das erste nach einer längeren Pause körperlichen Mißbehagens und es ist trefflich geworden. Ob ich kränklich und grämlich bin, soll man mir wenigstens nie — mit der Feder in der Hand anmerken.

Wien, zweite Februar-Hälfte 1871.

Sie werden schon längst einen kurzen Brief gewünscht haben anstatt eines langen, der auch lange ausblieb. Aber meinem Tage fehlt der Abend, und das ist viel im Winter. Mein Augenkatarrh hat nämlich nie ganz aufgehört, ist vielmehr nach und nach wieder zudringlicher geworden. Man widerrät mir nun Lesen und Schreiben beim Lichte. Ein starker Abzug meiner Tätigkeit! Vormittag arbeite ich; nachmittag, wenn ich nicht etwa einen Besuch mache, lese ich, wie Sie wissen, gerne liegend auf dem Sofa, um nach dem Essen meinen schwachen Magen nicht durch Sitzen zu drücken; — was bleibt nun noch übrig? Schier gar nichts! So z. B. schreibe ich jetzt doch beim Lichte und erwarte das Verschwinden meines Augenkatarrhs

weder vom Augenwasser, das nichts half, noch vom Schonen beim Lichte, das sich nicht durchführen läßt, sondern einfach vom Sommer.

In diesem Briefe nun will ich mit Ihnen von allerlei Angelegenheiten plaudern, und zwar umso mehr, als dieselben schuld sind, daß ich nicht nach Graz kam.

Zu meinem Grazer Besuch hatte ich mir ungefähr den Monat Jänner ausersehen. Zufällig war auch das Wetter ziemlich gut, wenigstens von Wien aus betrachtet; Gesundheitssorgen, die ich gehabt hatte, hätten mich zwar begleitet, aber doch nicht mehr so ernstlich, wie sie im Anfange auftraten, — kurz alles war ziemlich richtig. Aber lebe ich denn nicht unter Österreichern? In dieser faden Kinderstube ist von einem Tag zum andern kein Plan möglich. Mit derselben Veränderungssucht, womit sie alle Jahr' eine andere Verfassung, alle Halbjahr ein anderes Ministerium haben müssen, zerzappeln sie sich auch ihre Privatverhältnisse, daß kein Stich zu einer Naht wird. Wenn dieses große Genie für das Neue etwa „fesch" sein soll, so find' ich es einfach langweilig, — so langweilig, wie wenn die kleinen Kinder mit ihren tausend Albernheiten unaufhörlich zu Vater und Mutter laufen und sie in jeder Tätigkeit stören.

Der Eigentümer des Tagblatts, Szeps, war also so fesch, wieder einmal etwas Neues zu wollen, und

schrieb mir am 3. Januar — mit Begleitung der Gage — folgendes Billet:

„Sehr geehrter Herr und Freund. — Indem ich mir erlaube, Ihnen beiliegend das Honorar zu überweisen, bitte ich Sie folgende Bemerkung über unser Verhältnis gütigst entgegenzunehmen.

„Die Mitarbeiterschaft, die Sie dem Neuen Wiener Tagblatt zugesagt hatten und die uns nicht bloß vom großen Nutzen war, sondern uns auch ehrte, scheint Ihnen nicht mehr in der bisherigen Form zuzusagen, indem Ihre Beiträge zum Bedauern unsrer Leser seit drei Monaten immer seltener wurden und endlich ganz aufhörten.

„Die Stabilität scheint Ihnen eben nicht zu behagen und Ihrer Tätigkeit fehlt möglicherweise ein Sporn. Ich proponiere Ihnen deshalb, daß Sie von nun ab in das frühere freie Verhältnis zum Neuen Wiener Tagblatt treten. Daß Ihre tief gedachten und glänzenden Arbeiten uns stets willkommen sein werden, brauche ich Ihnen nicht zu sagen und um Ihnen einen Beweis dafür zu geben, bitte ich Sie, für jede der Arbeiten aus Ihrer Feder, die Sie uns widmen wollen, selbst das Honorar bestimmen zu wollen.

„Indem ich die Hoffnung hege, daß Sie mit meiner Proposition einverstanden sein werden, zeichne ich mich hochachtungsvoll als Ihr ergebenster . . ."

Sie werden so gut wie ich augenblicklich empfinden, daß es bei dem Grundgedanken dieses Billets keine Form gab, welche trotz ihrer Höflichkeit nicht so durchsichtig gewesen wäre, um den unhöflichen Grundgedanken nicht durchblicken zu lassen. Ich war gereizt und verletzt und in starker Versuchung, mich stark zu erklären. Bald aber fand ich, daß es am stärksten sei, überhaupt gar nichts zu äußern, als nur das geschäftsmäßig Notwendigste. So schrieb ich denn am 5. Januar Folgendes:

„Sehr geehrter Hr. v. Szeps. — In Erwiderung Ihres Geehrten von vorgestern, dem 3. dieses, gehe ich auf Ihren Wunsch, das Engagement aufzulösen, bereitwillig ein; dagegen bin ich nicht gesonnen zum System der Stück-Arbeit, das Sie mir vorschlagen, zurückzukehren. Ich habe mich für diesen Fall vielmehr entschlossen, vom 1. Februar an meine Mitarbeiterschaft am Tagblatt in jeder Form überhaupt einzustellen. Ergebenst F. Kbgr."

Diese Störung in meinem Stillleben mußte nun auf irgendeine Art wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Allerlei Gedanken setzten sich in Bewegung. Was das Erste und Nächste betrifft, so war mit Sicherheit vorauszusetzen, daß das Tagblatt seinen Kinderstubenstreich bereuen würde, sobald es meinen Ernst sah, und da wollte ich doch abwarten, ob es solche Versuche der Wiederanknüpfung machte, die mir

anständig wären. Zweitens hatte ein Miteigentümer der alten Presse, seit ich sie verlassen, nie aufgehört, mir eine Aussöhnung anzubieten, was ich schon darum nicht annehmen konnte, weil es wenig charaktervoll ist, Einen Redakteur zu verlassen, bloß weil der Andere winkt. Jetzt aber, wo das Tagblatt selber an meinem Verhältnisse ändern wollte, war allerdings ein Grund da, es ganz abzubrechen und der alten Presse wieder Gehör zu geben. Diese Wendung überlegte ich mir durch eine Reihe von Tagen ziemlich ernsthaft. Drittens endlich brauche ich Ihnen kaum zu sagen, wie sehr mir vor allen miteinander zugleich ekelte, wie sehr mir Wien durch seine nichtswürdige Franzosenheuchelei überhaupt zum Greuel geworden und der letzte Faden Geduld, den man auch mit der schlechtesten Heimat hat, im deutsch-französischen Kriege unwiderbringlich gerissen. Ich glaubte, bei einer der neu zu gründenden deutschen Zeitungen in Elsaß und Lothringen viel richtiger als in Wien an meinem Platze zu sein, und dachte nun mit meinem ganzen innersten Menschen darüber nach, ob ich es überhaupt noch der Mühe wert finden sollte, in Wien etwas Neues anzufangen. Was hindert mich, nach Deutschland zu gehen, wohin mich mein Herz zieht, und mir bei einer deutschen Zeitung mein Brod zu suchen? Zuletzt aber und viertens, — um die Vierzahl der Elemente voll zu machen, bin ich von Haus aus Poet und nur durch

die Umstände Journalist; — wie wär's also, wenn ich den Journalisten gar nicht brauchte und vom Poeten leben könnte? Eine Frage, auf welche die nächste Antwort in München lag. Aber diese Antwort beschränkte sich nicht bloß auf den Firdusi allein!

Ich muß Ihnen jetzt ein kleines literarisches Geheimnis anvertrauen, das ich 3 Jahre lang sogar vor Ihnen verborgen gehalten!

Ich habe ein Lustspiel geschrieben!!

Ich schrieb es vor mehr als 3 Jahren, als Halm bald nach seinem Amtsantritt am Burgtheater einen 200 Dukaten-Preis für ein Lustspiel ausschrieb.

Während ich mitten in meinem Lustspiel war — starb der Anton. So lang ist die Geschichte schon!

Ich war auf meinem 3wöchentlichen Ausflug, der von Mariazell ins Isonzotal ging, als die Frist ablief, wo die Preisrichter ihr Urteil zu verkünden hatten. Mein Weg führte mich fern ab von allen Zeitungen, — aber ich habe in solchen Dingen Geduld. Als ich endlich die Zeitungen mit dem Preisrichterurteil zu Gesichte bekam, traute ich meinen Augen nicht, daß mein Lustspiel weder den 1. noch einen 2. und 3. Preis erhalten, ja nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung und Empfehlung zur Aufführung gewürdigt worden. Aber nicht etwa hatte mich ein so großer Überfluß des Vortrefflichsten in Schatten gestellt, sondern es war ausdrücklich geklagt — über

den Überfluß an Schund und den Mangel alles Guten!

Natürlich war mein erster Eindruck ein enttäuschter, aber schon mein zweiter ein befriedigter. Es hätte ein großes Loch in meine Philosophie gemacht, wenn es in Wien fünf vernünftige Menschen gegeben hätte; — so viel waren die Preisrichter. Meine Philosophie aber war nun gerettet und nur meine Poesie verkannt.

Von dieser Sache nun habe ich Ihnen nichts gesagt — zuvor: weil ich Sie überraschen wollte, wenn ich einen Preis gewonnen hätte, und hernach: weil ich Sie nicht erzürnen wollte, daß ich ihn nicht gewonnen.

Mein Lustspiel aber ließ ich liegen — aus natürlicher Gleichgiltigkeit für alle literarische Kaufmannschaft.

Nun erinnern Sie sich an den letzten Brief an Baron Perfall, den ich Ihnen abgeschrieben, oder noch besser, holen Sie ihn hervor und überlesen Sie ihn noch einmal. Er klagte darin über bitteren Mangel an guten Lustspielen. Ich mußte lächeln, — wie wenn sich der Dichter des Firdusi mit einem Lustspiel einstellte? Ein Mädchen für alles! Es war ein Spaß, ein Jux, und halb im Scherz schrieb ich ihm einen Brief, mit dem ich ihm mein 3jähriges Geheimnis, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, preisgab. Das war am 16. Dezember.

Als ich nun am 3. Januar das ärgerliche Schreiben von Szeps erhielt, können Sie sich denken, wie ich mit all meinen Lebensinteressen für eine Antwort aus München interessiert war. Wenn etwa das Lustspiel wirklich angenommen würde, — der Firdusi ist es schon, — so hätte ich immerhin einen Anhaltspunkt als Poet, inwiefern ich den Feuilletonisten entbehren könnte. Ich benützte daher das schöne Feuilleton Größen-Schauer, es an Baron Perfall zu schicken (welcher früher meiner Feuilletons mit Ehren Erwähnung getan) und mich dabei mit einem ganz gelegentlichen Apropos nach meinem Lustspiel zu erkundigen. Das war am 5. Januar, an demselben Tage, an welchem ich dem Tagblatt mit meinem gänzlichen Rücktritt geantwortet. Vormittag hatte ich an Szeps geschrieben, nachmittag schrieb ich an Perfall. Es war ein Tag, der mich in Spannung setzte!

Wenn Perfall umgehend antwortete, so konnte ich am 9. einen Brief von ihm haben.

Aber schon am 7. erhielt ich — ein Telegramm von ihm! Ich glaube nicht, daß ein österreichischer Intendant mit all seiner k. k. Gemütlichkeit so viel — Höflichkeit zu erfinden imstande wäre. Baron Perfall telegraphierte Folgendes: „Erhalten, gelesen, gefallen. Schriftlich mehr, sobald Regisseure es gelesen. Perfall.“ —

(Fortsetzung:)

„Schriftlich mehr, wenn die Regisseure es gelesen", sagte das Telegramm. Wer hätte dieses „Schriftlich" nun nicht mit Spannung erwartet?! Sehen Sie, mein Herz, so ging's im Januar! Mein kleines dunkles Leben ist immer ein stillstehendes Wasser, ich bin frei in jedem Jahre, jeden Monat, jede Woche; just aber als ich meine Freiheit benützen und nach Graz gehen wollte, konnt' ich es nicht! Das stillstehende Wässerlein fing an, sich zu bewegen, ich mußte in Wien bleiben und alle diese Bewegungen abwarten.

Bis zu Perfalls „Schriftlich mehr" vergingen aber noch viele Tage. Vom 7. bis zum 21. Januar. Endlich am 21. Januar erhielt ich Perfalls versprochenen Brief, den ich Ihnen abschreibe, wie folgt:

„Geehrter Herr Doktor! —

(Der Anfang dieses Briefes steht in der beiliegenden Abschrift meines Briefes an Szeps. Es ist auf der vierten Seite die Stelle „Ich darf wohl sehr stolz darauf sein" bis „gleichzeitig gesprochen werden können." Hierauf fährt der Brief fort:)

„Nun zu Ihrem reizenden Lustspiele, das ich Ihnen hiemit zurücksende — warum? Weil ich es entschieden zur Darstellung bringen will und Sie mir recht bald das daran ändern sollen, was meiner Meinung nach geändert werden muß, damit wir entschieden durch-

schlagen, denn das verdient, weiß Gott, der geistreiche und elegante Dialog, die glücklich damit verbundene Charakterzeichnung, wie sie weder Rosen noch viel höher stehende Herren nicht im entferntesten zu schaffen vermögen, im vollsten Maße. Und nun — was verlange ich? Bedeutende Kürzung, denn von der Bühne herab würde sich die große Breite der dramatischen Ausführung bei der zwar höchst originellen, aber nicht reichen Handlung und kleinen Intrigue entschieden rächen und den Eindruck des so außergewöhnlich reizenden Dialogs schmälern. Wäre denn eine Reduktion auf zwei Akte nicht möglich?[1] — Nicht wahr, ich verlange viel, aber seien Sie mir nicht böse, denn ich meine, da außer mir noch zwei Andere (denen gegenüber ich selbstverständlich das Geheimnis strengstens gewahrt habe) der gleichen Meinung sind, sicher das Richtige. Bitte, schlagen Sie ein und gehen Sie an die Arbeit, die ich Ihnen unbarmherzig oktroyieren muß. Was sagen Sie dazu, wenn ich Firdusi nach dem Karneval gebe, da wir bis dahin im schlimmsten Falle doch sicher nicht mehr weit vom Frieden sind. Nach Firdusi alsdann im Frühjahr das lustige Trauerspiel — wäre herrlich. Schreiben Sie mir doch bald und versichern Sie mich zu meiner Beruhigung, daß Sie mich im

---

[1]) Es hat drei, und mein Lustspiel heißt — Das Trauerspiel!

Gedanken nicht vergiftet haben ob meiner unerhörten Forderung, die ich aber aufrecht erhalten muß, weil ich Sie so sehr lieb gewonnen und ich Sie meiner Bühne so recht gründlich einverleiben möchte. Mit herzlichen Grüßen Ihr ergebener Bar. Perfall. — München, am 21. Jan. 71."

Sehen Sie, mein Kind, so hat eine Stimme aus Deutschland zu mir gesprochen! Wer sprach je in Österreich so, wo man die Gemütlichkeit doch gepachtet hat? In dieser Pestgrube der Lüge und Heuchelei ist es schon ihre holdseligste Leistung, wenn sie Einen mit sanfter Gleichgiltigkeit umbringen und nicht mit Faustschlägen — weil sie nämlich zu faul sind, um die Faust zu ballen.

Aber Sie begreifen nun, daß das Briefe sind, welche man abwarten muß, welche man selbst empfangen muß. Meine Hausleute sind nicht eben dumm, aber doch gute Österreicher, nämlich Leute, welche die Dummheit durch Phlegma und Schlamperei zu ersetzen imstande sind. Sie könnten „halt vergessen haben", mir den Brief nachzuschicken, und war er einmal vergessen, so könnten sie ihn „halt verlegt und verloren haben".

Inzwischen rührte sich auch das Tagblatt wieder, wie ich vorausgesehen hatte. Durch Wengraf, mit welchem ich noch vom Grazer Telegraphen her, seit er in Wien ist, fortwährend in nahem Verkehr stehe, ließ mir Szeps unter der Hand sagen, er biete mir für

das Feuilleton 40 fl., wenn ich dem Blatte wieder schreiben wolle. Sie werden mich im ersten Augenblicke vielleicht tadeln, daß ich dieses Angebot mit tauben Ohren aufnahm; aber wenn Sie den beiliegenden Brief gelesen haben werden, so bin ich sicher, daß Sie Ihren alten Ferdinand darin erkennen und ihm zustimmen: Recht haben Sie! Essen Sie lieber trockenes Brot, als daß Sie sich gegen diese Leute etwas vergeben. Nach einiger Zeit lief im Redaktionsbureau noch ein Brief an meine Adresse ein, und als ihn Szeps mir zuschickte, „ergriff er die Gelegenheit" und drückte wiederholt seinen Wunsch und seine Hoffnung aus, daß ich wohl noch „eine andere Form" finden würde, am Tagblatt wieder mitzuarbeiten. Der Auslaufer stand dabei und wartete auf meine Antwort. Ich versprach auf einem Zettel, meine Antwort ausführlich zu geben, und im beiliegend kopierten Brief hielt ich dieses Versprechen. Damit sind wir jetzt im Februar, nämlich am 5. Mir war die Gelegenheit übrigens willkommen, denn endlich schaffte ich mir nun alles vom Herzen, was ich dem Tagblatt zu sagen hatte. Sie werden nirgend die Absicht finden grob zu sein, aber die Wahrheit und die Tatsache selbst war es. Es versteht sich von selbst, daß damit die Trennung besiegelt war. Eh' Sie zu lesen anfangen, überlesen Sie den 3.-Januar-Brief von Szeps, den ich Ihnen abgeschrieben.

„Sehr geehrter Hr. v. Szeps. — Ich versprach, ausführlicher zu schreiben, und tue es hiemit.

„Um anzufangen, muß ich auf Ihr Geehrtes vom 3. Januar zurückkommen.

„Indem Sie mir bezeugten, daß meine Mitarbeiterschaft dem Tagblatt ‚nicht bloß von Nutzen war, sondern uns auch ehrte', haben Sie — ich schmeichle mir — meinem Talente eine Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche Sie meinem Fleiße gleichzeitig versagten. Sie meinten nämlich, daß ‚seit 3 Monaten' meine Beiträge, immer ‚seltener geworden' — ‚und zuletzt ganz aufhörten.' (!)

„Im Oktober, den ich größtenteils auf einer jedem Angestellten vergönnten Ferienreise zubrachte, sorgte ich doch dafür, daß ich vor meiner Abreise dem Blatte 3 Manuskripte hinterließ. Sie stehen in No. 177, 180, 181.

„Im November übergab ich dem Blatte 4 Feuilletons: Monsieur mon frère — Ein staatsrechtliches Monstrum (in der Redaktion leider verloren worden) — Europäischer Kohlenmeiler — Tiedche'n auch eine Pille. Ich wiederhole: 4 Feuilletons, denn ich werde weiter unten beweisen können, und zwar nach Ihnen selbst, daß schon 3 die normale Anzahl wäre.

„Im Dezember war ich bis in die Mitte des Monats von Zahnschmerzen geplagt; in der zweiten

Hälfte aber, wo ich wieder aufatmete, gab ich dem Blatte zwei Feuilletons: Zufälle, — Stimmungsebbe. Ich habe mich über meine Zahnschmerzen schriftlich entschuldigt, und als ich Zufälle brachte, konnte ich durch Ihren eigenen Augenschein meiner Zahngeschwulst umso mehr entschuldigt sein. Deßungeachtet war ich es nicht! In Ihrer 3.-Januar-Zuschrift nämlich war mir zu meiner schmerzlichsten Überraschung diese Pause als ein ‚gänzliches Aufhören‘ nachgetragen!

„Die 3.-Januar-Zuschrift war demnach eine Ungerechtigkeit, ja eine Härte, — um vom Zartgefühl nicht zu sprechen. Ich hätte viel darauf zu antworten gehabt, aber ich verschmähte es, und antwortete lakonisch mit meinem Rücktritt.

„Wenn Sie mir jüngst durch Wengraf 40 f. als Stück-Honorar anbieten ließen und noch jüngeren Datums ‚die Gelegenheit benützen‘, um in Versuchen einer Wiederanknüpfung fortzufahren, so scheine ich glauben zu dürfen, daß Sie auf meinen Rücktritt nicht gefaßt waren, daß Sie ihn nicht erwartet haben. Erlauben Sie mir, mich aufs äußerste zu verwundern, daß Sie auf jene Zuschrift etwas Anderes erwartet. Bei der geringsten Rücksichtsnahme auf meinen Charakter, dem gar nicht das Prädikat der Empfindlichkeit, nur der Selbstachtung zuzukommen braucht, mußte doch die Wirkung jener Zeilen auf mich mit astronomischer Gewißheit vorauszusehen sein.

„Wie berechtigt meine Empfindlichkeit war, erlauben Sie mir noch an zwei Beispielen anzuführen.

„Noch in derselben Stunde, als ich am 5. Januar auf Ihren |Brief vom| 3. antwortete, klopfte es an meine Türe, ein Diener trat ein und brachte mir nachstehend kopiertes Billet der Fr. v. Kompert. Ich nenne den Namen, weil Sie die Frau vermutlich auch kennen und sie gewiß nicht als eine verrückte Enthusiastin, sondern als eine verständig nüchterne Natur kennen. Ich muß aber hinzusetzen, daß die Komperts gewohnt sind, Ansprüche auf meine öfteren Besuche zu machen, daß sie fast gereizt sind, wenn ich länger nicht komme, und daß ich damals schon seit zwei Monaten nicht gekommen! Die Stimmung war daher sicherlich eher gegen mich, und doch schrieb die Frau über mein Feuilleton Größen-Schauer, an demselben Morgen, wo es erst seit 2, höchstens 3 Stunden auflag, folgendes:

‚Lieber Dr. Kürnberger! — Dank, tausend Dank für Ihr heutiges einziges Feuilleton, das mein Herz, lahm und abgespannt darniederliegend durch alles Andere, was geschrieben wird, neu belebte und aufrichtete. Ihr mächtiger Gedankenbau, der in den Rahmen eines „Feuilletons" gerade so paßt, als wenn in der Naturgeschichte der Elefant zu den Mücken gezählt würde, und welchen Sie nicht „machten", sondern welcher nach Ihrer Auslegung in Ihnen wuchs und wurde, für welchen Sie eigentlich ebenso wenig Dank

verdienen als für die schöne Tat, daß Sie überhaupt leben und denken, hat Kompert und mich mächtig und gewaltig ergriffen. Ich habe aber dadurch zugleich eine so mächtige Sehnsucht nach Ihnen bekommen wie nach meinem 15. Lebensjahre und bitte Sie, da dieses für mich doch unerreichbar, aber Ihr Kommen nur in dem „Walten" Ihres Willens liegt, so kommen Sie, und zwar haben Sie zu erscheinen morgen Freitag 2 Uhr mittags zum Speisen. Bitte, bitte, kommen Sie. Mit aller Verehrung Ihre Marie Kompert.'

„Ich habe hierauf Größen-Schauer, das ich selbst auch zu schätzen wußte (ich gestehe die Schwäche), an Baron Perfall in München geschickt, mit dem ich dramatisch in einem gewissen Kontakt stehe. In einem Geschäftsbriefe unterm 21. Januar tat nun Perfall dieser Sendung in folgenden Worten Erwähnung:

‚Geehrtester Herr Doktor! — Ich darf wohl sehr stolz darauf sein, daß Sie mir Ihr neuestes Feuilleton sandten, es konnte nur durch einen Akt eines Meingedenkens geschehen, und das ist enorm viel und ehrenvoll einem Manne gegenüber, dem so herrliche Worte aus der Seele quillen. Ich schreibe Ihnen meinen herzlichen Dank hiefür an dem Tage, an welchem endlich unsere Kammer den Versailler Vertrag angenommen. O diese ekelerregenden Kammerverhandlungen! Sie hat dieses deutsche Siegervolk, von dem Sie begeistert schreiben, nicht verdient. Ihre Worte und die von ver-

dorrten Pfaffenseelen gesprochenen, wie ist es möglich, daß sie in dieser großen Zeit unter dem einen großen deutschen Himmel gleichzeitig gesprochen werden können! —'

„So antworteten über Größen-Schauer zwei Stimmen aus Österreich und Deutschland. Wie antwortete die eigene Redaktion? Raten wir einmal! Sie hat vielleicht gedacht: nun, wenn er auch manchmal feiert, aber gibt er dann was, so weiß man doch, was man hat! Und weil sie so gedacht hat, so hat sie vielleicht geschrieben: Geehrtester Herr und Freund! Wie prächtig haben Sie wieder durch Ihr Feuilleton Größen-Schauer das Neuejahr in unserm Blatte eröffnet! Herzlich danke ich Ihnen für Ihre erfolgreiche Mitarbeiterschaft im alten Jahre, und indem wir ins neue hinübergehen, lassen Sie mich hoffen, daß uns noch manches Jahr die Früchte Ihrer Feder, welche uns ehren und nützen, zugute kommen. — Ach nein! Sie hat weder jenes gedacht noch dieses geschrieben. Sondern der unmittelbarste, der frischeste Eindruck meines Manuskripts, das ich am 2. abgab, war die umgehende Erwiderung am 3., welche keine andere Empfindung als diese ausdrückte: Wir zahlen dir zu viel — oder du schreibst uns zu wenig — kurz, du verdienst deine Gage nicht ab! Denn das war doch der bittere Kern einer bloß äußerlich süßen und schmeichelhaften Schale! ‚Ihre tief durchdachten und glänzenden Arbeiten' — ‚Ihre Mit-

arbeiterschaft, die uns bisher von Nutzen war und auch geehrt hat‘ — nun, was ist's mit diesen schönen und guten Dingen? Worauf läuft's hinaus? Auf folgendes: Du hast Kaviar, aber messe ihn in Erdäpfel-Metzen! Du hast Sandelholz, aber hacke es klafterweise wie jeder andere Holzhacker! Du bist ein Bureauchef, aber leiste in der Vielschreiberei so viel wie ein Diurnist! Wenn nicht, so zahlen wir dich lieber stückweise, und da wollen wir doch sehen, ob du die Courage hast, für deinen Dezember, wo du zwei Stücke abgabst und gar nur eines gedruckt wurde — 120 f. zu verlangen?

„Natürlich habe ich diese Courage nicht! Wer möchte auch so unverschämt sein? Und doch ist ein Feuilleton wie Von Himmel und Hölle oder Neutralität im Himmel, ein Feuilleton wie Ein Tollhäusler mehr oder Größen-Schauer, ein solcher Treffer ist 100, 200, 500 f. wert, was ist er nicht wert? Jene zwei haben im Inlande, diese zwei im Auslande dem Blatte eine Reklame gemacht, deren moralischer Gewinn überhaupt als Geldgewinn nicht zu berechnen ist. Da nun der innere Wert solcher Stücke nicht zu taxieren ist, was ist natürlicher, als daß ich den ganzen Mann verkaufe und nicht in Stücken? Gebt mir jährlich 14 hundert Gulden und dafür habt ihr einen Mann, von dem ihr sicher seid, daß er in jedem Quartal ein oder ein paar Aufsehen machende Sachen bringt. Daß er just in jeder Woche Holz hackt, das will er euch nicht ver-

sichert haben; dafür sind wieder andere da. Jede Kraft in ihrer Weise! Frage: ist dieses Offert 14 hundert Gulden wert oder nicht? Ja, just für das Tagblatt müßte ich mehr Wert haben als für jedes andere Wiener Blatt. Schreibe ich für die alte oder neue Presse, so schreibe ich für ein Publikum, in dessen Kreis sich das Blatt ohnedies schon bewegt; im Tagblatt schreibe ich für ein neues Publikum und erweitere seinen Kreis. Wie viele Frauen (Frau v. Kompert selbst), welche das Tagblatt seiner letzten Seite wegen niemals berührten, habe ich gezwungen, es zu berühren — meiner ersten Seite wegen! Wie viele meiner Verehrer, wenn sie mir meine Feuilletons loben, setzen hinzu: schade nur, daß man Sie in diesem Blatte findet! Eh bien, ich habe sie gezwungen, in den sauren Apfel zu beißen und in diesem Blatte mich zu suchen! Ich habe in Österreich und Deutschland, ich habe in einem Sprachgebiete von 70 Millionen Menschen eine Unzahl von Lesern, die ich Ihnen allerdings nicht vorrechnen kann, gezwungen, vom Tagblatt Notiz zu nehmen, was sie ohne mich nicht getan hätten. Das ist's, wofür ich mein Geld verdiene. Von Stück zu Stück sollen es wieder andere verdienen und durch die Menge einbringen, was ich durch die Güte einbringe.

„Ist doch keine Geschäftsrechnung richtig, die bloß mit Zahlen und Ziffern rechnet und nicht mit den

inneren Werten der Dinge. Aber sei's. Ich habe auch die Zahlen und Ziffern nicht zu scheuen. Rechnen wir. Ich gab im Oktober für 3 Nummern, im November 4 Feuilletons, im Dezember 2. Also in 3 Monaten 9, macht auf 1 Monat 3. Nun bieten Sie mir durch Wengraf 40 f. für das Stück, macht für 3 Stück 120, also genau mein Engagement! D. h. ich habe in denjenigen Monaten, die Sie als meine schlechtesten bezeichnen, in denen meine Beiträge ‚immer seltener‘ wurden und ‚zuletzt ganz aufhörten‘, ich habe in diesen Monaten bei Heller und Pfennig noch immer meine Gage verdient!

„Was sagen Sie dazu?

„Ich bedaure wirklich, daß Sie nicht die Zeit hatten, eine kleine Durchschnitts-Bilanz zu machen, sondern am 3. Januar schrieben — unter dem nächstliegenden Eindruck des Dezembers. Ich bin zwar kein Geschäftsmann, aber wenn ich nicht irre, so macht man Bilanzen nicht eben so.

„Sie sehen also, ich habe just keinen Vorteilsgrund, das Engagement dem 40 f.-Stück-Honorar vorzuziehen. Wenn ich sogar in den schlechtesten Monaten mit der Gage al pari stehe, so hätte ich in den besseren offenbar mehr verdient.

„Sieht man die Sachen flüchtig und obenhin an, so wäre das 40 f.-Offert schön und annehmbar und

allerdings der ‚Sporn‘, von welchem die 3.-Januar-Zuschrift bedauerlicherweise spricht, von welchem aber zwischen dem edlen Araber und seinem edlen Roß niemals die Rede ist. In den schlechtesten Monaten mit einer Gage al pari, hätte ich in solchen, wo ich 5 Feuilletons schrieb (und auch das kam vor), nicht 120 f., sondern 200 f. verdient. Und doch gefällt mir die letztere Erwerbsart nicht einen Augenblick lang und einzig anständig ist mir nur die erstere.

„Meine Gründe sind folgende:

„I. Ich brachte obige Rechnung von 9 Feuilletons auf die 3 letzten Monate nur dadurch heraus, daß ich die Ziffer der geschriebenen, nicht der gedruckten ansetzte. Im November ist Ein staatsrechtliches Monstrum, welches verloren ging, im Dezember Stimmungs-Ebbe aus Redaktionsraison ungedruckt geblieben. (Auch von den 3 Feuilletons des neuesten Monats Jänner ist Dichter und Welt ungedruckt geblieben.) Wenn aber in 3 aufeinanderfolgenden Monaten 3 geschriebene Feuilletons ungedruckt bleiben, so ist das ein Entgang von 120 f. und das Offert: Szeps will Ihnen für das Stück 40 f. zahlen, wird dadurch illusorisch, real geringer, nach Umständen viel geringer, als nominell.

„II. Ich habe manches Feuilleton von zwei oder dritthalb Spalten geschrieben. Es war gut, es war in dieser Schlankheit einzig gut. Einmal ist der Stoff ein leichter Pfeil, ein andermal eine schwere Krupp-Kanone.

Noch heute begegnet mir ein Verehrer, der immer und immer wieder preist, wie sehr ihm Schicksalsworte gefallen; ein ganzes Kompendium der Theorie vom Tragischen läge darin. Aber Schicksalsworte hatten zwei Spalten. Solche Geburten müßte ich zu unserm beiderseitigen Schaden künftig im Keime ersticken, wenn ich sie nicht auf das stattliche Maß eines 40 f.-Feuilletons ausrenken, d. h. ihre angeborene Kürze und Leichtigkeit verderben wollte.

„(Ich weiß, was Sie sagen werden. Sie werden ad I sagen: gut, ich bezahle dir auch das nicht gedruckte Feuilleton. Sie werden ad II sagen: gut, ich gebe dir auch für zwei oder drei Spalten 40 f. Alle Ehre für Sie! — Desto weniger für mich! Kann ich für ein Feuilleton, das mir unbenützt zurückgeschickt wird, mit Ehren 40 f. in die Tasche stecken? Kann ich es für eine Kleinigkeit von zwei Spalten? Die Formen wollen doch auch etwas sagen! Und diese Form, von Zeit zu Zeit einen Großmutsakt annehmen zu sollen, wäre demütigend und verletzend, aber die rechte und anständige Form dafür trifft nur das Engagement, wo en bloc, nicht en detail gerechnet wird, wo ein Feuilleton für alle, alle für eines stehen.)

„III. Hätte nie ein anderes Verhältnis zwischen uns bestanden als das 40 f.-Stück-Honorar, so könnte ich gar wohl damit zufrieden sein. Aber es hat das Vertrauens-Verhältnis des Engagements bestanden,

und eine Änderung dieses Verhältnisses annehmen hieße, nun das Mißtrauen annehmen, es stillschweigend gutheißen, legitimieren und sanktionieren. Sie begreifen, daß das eine moralische Unmöglichkeit ist. Ich dränge mich nicht in Ihr Vertrauen, ich erzwinge es nicht, wenn ich es aber 10 Monate lang gehabt habe, so will ich es nicht unverdient verloren haben. Es ist das ein Ehrenpunkt, der eine Kontroverse nicht zuläßt, bei dem jedes gewechselte Wort schon zu viel war.

„Wenn ich deßungeachtet Worte bis auf die fünfte Briefseite zu schreiben gehabt, so wäre es allerdings wünschenswerter gewesen, Sie hätten mir dieselben erspart, aber ich wenigstens wollte und durfte mirs nicht ersparen, Ihre wiederholten Annäherungs-Versuche mit diesem Zeichen von Achtung zu erwidern, nämlich meine kurze und kalte Erklärung vom 5. Januar mit liebevollem Fleiß auszuführen und mit sachlicher Deutlichkeit zu motivieren. — Ergebenst Ferdinand Kürnberger."

(Fortsetzung:)

Wien, Anfang März 1871.

Ich war leider nicht imstande, an meine letzte Fortsetzung die gegenwärtige unmittelbar folgen zu lassen, denn die Lichtarbeit bei Nacht mußte ich doch wieder aufgeben und am Tage nahmen mich vorige Woche durchreisende Freunde in Anspruch, die Sie wohl kennen — Engländer und General Haug.

Nehmen wir also den Faden der letzten Fortsetzung jetzt wieder auf.

Der Brief von Baron Perfall wird Sie entzückt haben — mich auch —, aber zugestimmt hab' ich ihm doch nicht. Als ich mein Lustspiel geschrieben hatte und mich an seiner netten Schlankheit erfreute, dachte ich mir: Nun, da haben die Theater doch einmal was, woran nichts zu kürzen ist! Das Ding ist schlank und kurz genug, es braucht nur so, wie es ist, auf die Bühne zu hüpfen. Ich traute nun kaum meinen Augen, als mir Baron Perfall von Kürzungen und zwar von starken Kürzungen sprach. Ich hatte buchstäblich den Eindruck und die Erinnerung jenes Kapellmeisters, welcher von seinen Bläsern ein leiseres und immer leiseres piano verlangte, bis sie zuletzt gar nicht mehr bliesen, sondern bloß die Instrumente in der Nähe des Mundes hielten, worauf er sagte, so ungefähr sei's recht, nur noch um einen kleinen Grad leiser! Ich dachte mir, man könnte den Theaterdirektionen statt eines geschriebenen Theaterstücks bloß ein weißes Buch Papier einschicken, das man soeben aus der Papierhandlung geholt, und, von ihrer fixen Kürzungs-Idee besessen, würden sie sagen: so endlich ist ein Theaterstück kurz genug, nur noch ein klein wenig kürzer!

Ich schreibe Ihnen nun meine Antwort an Baron Perfall ab. Ich bitte Sie aber, seinen eigenen Brief

wieder zu überlesen, — auch mit dem Anfang, der sich auf mein Feuilleton bezieht und der in meinem Briefe an Szeps steht.

Folgendes ist mein Schreiben an Baron Perfall:

„Hochverehrter Herr Baron! — Wahrhaft dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mein Feuilleton so liebenswürdig an- und aufgenommen! Ist es doch immer gewagt, mit seiner Ideensphäre in eine andere hinüberzugreifen, — in einer Welt, wo jeder Stern um seine eigene Axe sich dreht und fast alles, was lebt, auf den Widerspruch gestellt ist. Ich tue es immer mit einer Art Grauen, wenn ich das Eigene dem Fremden anheimgebe, — nie sicher, in welche Welt ich da trete. Habe ich recht daran getan, so fällt es mir wie ein Stein vom Herzen.

„Z. B. in Bezug auf das Lustspiel stehen wir gleich vor jenem harten Naturgesetze, welches dem Daseienden gebietet, sich durch Widerspruch zu behaupten.

„Was die Münchner Regie meint, steht im völligen Widerspruch mit meiner eigenen Meinung.

„Die Münchner Regie beantragt Kürzungen, starke Kürzungen. Das heißt, sie denkt sich das sogenannte r a s c h e S p i e l, das Drängen zur Katastrophe. Just das Gegenteil denkt sich der Autor. Ich will nicht sagen, daß ich mir ein schleppendes Spiel denke: nein, was leicht und munter ist, soll leicht und munter gespielt werden. Aber der Grundton meines Lustspiels

ist doch nicht die rasche Flucht des Augenblicks, nicht die Kaskade und Stromschnelle, sondern gelegentlich und sehr gelegentlich wohl auch der ruhige Wasserspiegel, welcher die Welt mit ihren Charakteren und Zuständen im behaglichen Verweilen anschauen läßt. Wenn man mir sagt: mache hier Schleusen, um ein rascheres Gefälle zu erzielen, so habe ich zu antworten: das ginge ganz wider den Sinn meiner Parkanlage; dort will ich die Kaskade, hier will ich den Seespiegel, — nicht überall will ich die Kaskade. Es ist freilich wahr, und ich als Naturschwimmer, der sich erst spät und autodidaktisch geübt hat, muß es am besten wissen: das fallende Wasser trägt besser als das stehende. Wenn der Schauspieler im Teiche zappelt wie ein ohnmächtiger Naturschwimmer und nicht wie ein schöner majestätischer Schwan, so ist der Teich von Übel. Aber ist er an sich von Übel? Ist der Schwanenteich nicht so malerisch wie die Kaskade? Ist er in seiner Ruhe nicht ein ebenso angenehmes Schauspiel als jene in ihrer Bewegung?

„Ein anderes wäre es, wenn man mir sagte: der Teich ist ein Sumpf, er verdirbt die Luft. Dann bin ich der Mann, der das halbe Lustspiel zum Lustspiel hinauswirft; ich habe bewiesen, daß ich kürzen kann! Aber das sagt man ja nicht. Habe ich doch mit Dankbarkeit anzuerkennen, daß man vielmehr das Beste und Anerkennendste sagt, was je einem Lust-

spiel nachgesagt worden: ‚im vollsten Maße‘ — ‚geistreicher und eleganter Dialog‘ — ‚glücklich damit verbundene Charakterzeichnung‘ — ‚wie sie weder Rosen noch viel höher stehende‘ — ‚im entferntesten zu schaffen vermögen‘. Im Ernste, Herr Baron, ist da nicht schade um jedes Wort? Zwar möchte ich es dem geistreichsten und elegantesten Dialog nicht raten, durch sich selbst gelten zu wollen; überflüssige Causerie, die mit ihrer eigenen Schönheit kokettiert, ist nicht im höheren Sinne schön. Hat aber der geistreiche und elegante Dialog den Zweck einer ‚glücklichen‘ Charakterzeichnung, welche ihrerseits wieder eine amüsante Handlung bezweckt, so hebt ja eins das andere und stützt sich in gegenseitiger Berechtigung. Warum sollte dieser Dialog gehalten sein, sich kurz zu fassen wie ein Kammerdiener vor seiner Herrschaft, wie eine Ordonnanz vor ihrem General? Ist er doch selber Herrschaft und General! Er wirft sich in sein Fauteuil, macht sich's bequem und konversiert mit aller Aisance eines vornehmen Mannes. Es fällt ihm gar nicht ein, wenn er gekommen ist, daß man ihn gern wieder gehen sähe. Es fällt ihm gar nicht ein, was der Philister seine Höflichkeit nennt: vielleicht störe ich? vielleicht bin ich überlästig?

„Wenn im Philister-Lustspiel der Dialog, welcher nichts zu sagen hat, rasch zur Handlung, welche auch nichts zu sagen hat, rasch zur Katastrophe hastet, so

wissen sie, warum sie rennen und hasten. Ein Gentleman aber rennt und hastet nie, das überläßt er einem Laufburschen. Und wie mein Lustspiel, so habe ich auch meinen Schauspieler als Gentleman gedacht. Ich nahm ihn als einen Künstler, welcher die eleganten und geistreichen Dinge mit dem vollkommensten Selbstvertrauen sagt. Hat er dieses Selbstvertrauen nicht, ist er schwankend und unsicher gemacht durch die lange Benedix- oder Rosen-Praxis, wo die Platitüden allerdings Eile haben, nicht ‚überlästig‘ zu sein, so ist nichts natürlicher, als daß er auch bei mir auf Kürzungen dringt, daß er sich nur wohl fühlt in der Benedix- und Rosen-Schablone. Noch natürlicher aber ist es, daß ich meines Orts mich unwohl dabei fühle und daß ich mein Lustspiel, welches vielleicht im Bette der Venus empfangen worden, nicht in das Bett des Prokrustes lege.

„Denn das sagt mir mein Gewissen: für die Ökonomie des Stückes ist kein Wort zu viel. Auch die Münchner Regie möchte das zugeben wollen. Nicht um die Ökonomie handelt es sich, sondern um den Gesichtspunkt. Der praktische Regie-Gesichtspunkt scheint zu sein: Handlung! Katastrophe! Dem Dialog mißtrauen wir, wir kennen ihn nur als plattes Zeug, eigentlich als ein notwendiges Übel, welcher der Handlung handlangert — trivial wie ein Handlanger. In deine Grenzen, Zwilchkittel!

„Die Praxis ist eine rauhe Schule, sie wird wissen, an wie vielen Erfahrungen sie diesen Gesichtspunkt gelernt hat; gewiß geschieht den meisten Theaterstücken damit nur ihr Recht. Den meisten, aber nicht allen! Hat die rauh geschulte Praxis doch auch an der Minna von Barnhelm gekürzt — wie oft sah ich sie ohne die ‚verschleierte Dame‘ und den ‚Riccaut‘ —, welche späteres Schamgefühl wieder hergestellt hat. In der Lästerschule — um auch Geringeres zu nennen — hat sich Beckmann die kleine Rolle des Juden wenigstens fünfmal größer geschrieben und hat daran wohl getan. Stücke mit so mäßiger Handlung wie die genannten gewinnen nicht durch Kürze, sie verlieren. Vielleicht ließen [sich] diese Beispiele noch vervielfältigen.

„Wenn Sie daher sagen, ‚die große Breite der dramatischen Ausführung würde bei der zwar höchst originellen, aber nicht reichen Handlung und kleinen Intrigue entschieden sich rächen‘, so gehe ich diesen Rachegöttern lieber ganz aus dem Wege und ziehe mein Lustspiel zurück, als daß ich sie mit Opfern versöhnte, die mein Gewissen als Götzendienst des Schablonen-Lustspiels beschweren würden. Es klingt mir das, als sagte man dem Kunstgärtner, welcher gefüllte Nelken produziert: die Armut der Grundform verträgt das nicht, stelle die Blume in ihrer natürlichen Einfachheit nur wieder her. Aber eben deshalb füllt er sie ja! Er hat ja mit der Füllung des Kelches auch die Duftmasse

der Blume vermehrt; das ist schon etwas! Warum sollte eine kleine Intrigue und nicht reiche Handlung sich nicht füllen dürfen mit einem eleganten und geistreichen Dialog, welcher wahrscheinlich Duft haben wird?

„Wohin käme die Minna von Barnhelm mit ihren 5 Akten und wie müßte sie einschmelzen und einschrumpfen, wenn ihre gewiß sehr kleine Ring-Intrigue und nicht reiche Handlung ihr Eins und Alles sein sollte?! Zwar wird man sagen: es ist denn auch ein altes Pietätsstück und heute schreibt man nicht mehr so. Sehr wahr. Aber ist es an dem, so bin ich selbst auch ein Alter und fühle meine ganze Unmöglichkeit, modern zu sein. Bei Lessing unter der Erde liegt meine Zeit, wohl dem, der mit Rosen und Benedix nicht mehr braucht zu leben, sage ich frei nach Attinghausen.

„Nach meiner ganzen Gewissenslage muß ich demnach die Kürzungen ebenso entschieden versagen, wie sie gefordert worden. Glücklich macht mich jetzt das Präzedenz des Firdusi, das mich vor dem Verdachte der Autoren-Eitelkeit wohl für ewige Zeiten schützen wird. Warum kürzte ich so janitscharenhaft-blutig an meinem geliebten Firdusi? Weil er bei allen Kürzungen seinen Grundton immer behielt. Die Münchner Vorschläge haben dagegen den Sinn, den Grundton meines Lustspiels zu verändern.

Ihre Regie will zusammendrängen und -rücken und den Ton offenbar auf die Handlung und Katastrophe, kurz auf den Stoff legen, während ich einen großen — ich trau' mir's kaum laut zu sagen, sag's aber bei mir im Stillen —, eigentlich den größten Wert just auf das Nicht-Stoffliche lege. Also ein unvereinbarer Gegensatz, denn ein Gegensatz im Prinzipe! Es ist, als ob München mein Stück nach einem Metronom spielen wollte, welches ich selbst um vieles anders beziffert und wodurch ich den Charakter meiner eigenen Intention völlig vergriffen fände. Dazu kann kein Musiker Ja sagen . . ."

Wien, 6. April 1871.

. . . Nun wieder von meiner Sache. Nie haben Sie mich wohl so verkannt, als wenn Sie mir raten, ich soll nach München reisen, da ich ihm doch nicht einmal einen Brief gönne! Was soll ich mir holen in München? Ein Achselzucken, eine Ausflucht und das schadenfrohe Lächeln meiner Neider? Liebes Kind, wir leben in einer Welt, wo man diese Dinge wohlfeiler haben kann als um 70 f., die ich auf das Abenteuer ungefähr hinauswerfen müßte. Ich begreife Sie gar nicht, was Sie von einem „Unmöglich" phantasieren! Haben Sie Ihre eigenen Erfahrungen schon vergessen? . . . Daß der Perfall einen guten Willen hat, will ich ja glauben, aber daß er einen schwachen und

unmännlichen Willen hat, muß ich glauben — nach dem Präzedenz mit Catilina. Dieses Präzedenz bricht ihm den Hals. Wer das getan hat, tut alles. Eigentlich liegt die Schuld an mir, daß ich mich mit dem unmännlichen Mann wieder einließ. — Sie sagen, er hat den Firdusi schon geben wollen (nämlich im November). Damals wäre er vielleicht, unbemerkt von den Neidern, noch durchgeschlüpft. Inzwischen hat sich der Ruf des Firdusi in München verbreitet! Am 21. Februar schrieb mir Paul Heyse, er gedenke einen deutschen Novellenschatz herauszugeben, eine Sammlung guter und vorzüglicher Stücke, und holte meine Erlaubnis zum Abdruck einer meiner Novellen, die er mir bezeichnete. Diesen Brief schloß er mit folgenden Worten: „Glückauf zum Firdusi, von dem die Herren Mimen ein großes Wesen machen. So etwas sollte unsereiner nicht erst aus drittem Munde hören". Ich gestehe, ich witterte infolge dieser verdächtigen Worte schon damals Unrat. Ich wußte jetzt, daß die Münchner Dichter von Firdusi wissen, ich wußte, daß sie dagegen intriguieren würden, und wußte leider aus Erfahrung, daß sie an Perfall ihren Mann dazu finden. Als er mich von Hermann Lingg verdrängen ließ, hatte er noch die Naivetät, es mir zu gestehen; jetzt im Wiederholungsfalle, schämt er sich endlich doch und schweigt nun ganz. Das ist einfach!

Warum schrieb er nicht? Sein Brief soll verloren gegangen sein! Aber müßte ihm dann mein eigenes langes Schweigen nicht unbegreiflich sein? Würde er nicht telegraphisch anfragen, ob ich krank bin, oder würde er nicht den bayrischen Gesandten in Wien, mit dem er gut Freund ist, veranlassen, durch einen Amtsdiener nachsehen zu lassen, was ist denn das mit diesem Kürnberger, den man aufs ehrenvollste zu einer Aufführung einladet, oder dem man den Triumph einer Aufführung meldet, und der kein Lebenszeichen von sich gibt?! Sie meinen, er könne mir wegen des Lustspiels schmollen. Nicht umsonst habe ich Ihnen alle diese Sachen so sorgfältig und mühsam abgeschrieben. Sie haben nun selbst Einsicht in die Dinge. Lesen Sie seinen Brief. Er fürchtet, ‚daß ich ihm böse sein werde‘, er fürchtet, ‚daß ich ihn im Geiste vergiften werde‘ — d. h. er ist auf meinen Widerspruch gefaßt. Und mein Widerspruch war weder bösartig noch vergiftend, sondern ruhig, zivilisiert, wie ein Künstler mit dem andern spricht. Sie wissen es ja, ich schrieb Ihnen ja auch meinen Brief ab.

Nein! Überdenken Sie alle Seiten dieses Falles und Sie finden keine Erklärung, die rein und lauter wäre. Eine einzige Erklärung bleibt übrig, und das ist eben die unlautere.

Und nun genug davon. Sprechen Sie von

München und Perfall nicht mehr — Sie werden mir eine wahre Wohltat tun. Ich bitte Sie darum! — —

Der Chefredakteur der alten Presse, den ich vor anderthalb Jahren unzart gefunden, ist abgetreten und eine Person, mit der ich ganz gut stehe -- sogar ein einstiger Schulkamerad -- an seine Stelle gekommen. Möglich, daß ich dem Blatte mich wieder zuwende. Inzwischen habe ich noch einen andern hübschen Einfall, wovon aber erst später zu sprechen sein wird.

Wien, 12. April 1871.

Die Verhältnisse bei der Presse scheinen wieder die alten bleiben zu wollen. In Gottesnamen! Gegen Ende April werde ich wohl hören, was mein — geheimes Projekt für eine Aussicht hat; bis dahin habe ich eigentlich nicht viel Gefühl für Lebenssorgen. Was mich recht packen kann, das sind nicht Lebenssorgen, sondern nur Dinge aus der moralischen Welt. Das gute oder das schlechte Verhalten der Menschen. Apropos; Perfall hat endlich geschrieben. Am Ostersonntag, als ich von einer Fahrt nach Schönbrunn zur Blumenausstellung zurückkam, lag der vermaledeite Brief endlich auf meinem Tisch. Er lautete, wie folgt:

„Verehrtester Herr Doktor! — Mit etlichen Worten eine ergebenste Anfrage. Bisher habe ich Firdusi gegenüber vollkommen korrekt gehandelt und

meinen Schutzbefohlenen sorgfältigst gewahrt[1] vor den Stürmen des großen Winters 70/71, soll ich ihn nun im Wonnemonat bei herzerwärmendem Sonnenstrahl vertrauensvoll der Menschheit übergeben[2] (die Rolle der Ziegler, welche kontraktlich beurlaubt ist,[3] kann ich ganz gut besetzen) oder soll ich warten, bis mit dem Einzug unseres Heeres endlich der definitive Abschluß des gewaltigen Dramas gekommen ist, der das Ihre so lange unverdienterweise in den Hintergrund drängte? Schreiben Sie mir doch umgehend Ihre Meinung und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem ergebenen Baron Perfall. — München, am 7. April 1871."

Sie können sich denken, was ich antwortete. Ich antwortete: Laß' mich ungeschoren. Ich bin es müde, dein Narr zu sein. Ich bin der ewigen Schwätzereien müde, bei denen nichts herauskommt. Mach', was du willst, ich kümmere mich nicht mehr darum. Wärest du kein Brief, sondern eine anwesende Person, so würde ich dir die Türe weisen.

Das alles hieß in der Sprache der Zivilisation so:

[1] Das habe ich getan!

[2] Wenn die Menschheit im Bierkeller sitzt, statt im Theater!

[3] „Mit jedem Jahr bei frommen Hirten" erscheint ein Münchner Brief, daß die Ziegler auf Urlaub geht. Nicht früher!!

„Ew. Hochgeboren Zeugnis, dem Firdusi gegenüber bisher vollkommen korrekt gehandelt und Ihren Schutzbefohlenen vor den Stürmen des großen Winters 70/71 sorgfältigst gewahrt zu haben, bestätige ich umso bereitwilliger, als es mir selbst gegönnt war, seine intendierte Aufführung im November, d. h. mitten in den Stürmen eben dieses Winters und im peinlichen Stadium der Pariser Belagerung zu Ew. Hochgeboren eigenem, wenngleich nachträglich, doch lebhaft ausgesprochenen Beifall noch rechtzeitig verhindert zu haben.

„Von meiner gegenwärtigen Abstimmung bitte ich mich gefälligst entheben zu wollen, denn da Firdusi nach Ew. Hochgeboren Geehrten vom 21. Jänner ‚gleich nach dem Karneval' (zusammenfallend mit dem Frieden) gebracht werden sollte, so finde ich mich zwei Monate nach dieser versprochenen Frist allzusehr desorientiert, die Frist seiner Aufführung überhaupt und noch immer als einen Fragefall an mich herantreten zu sehen.

„Im März 1870 wurde Firdusi auf den Herbst, aber, wie die Weltereignisse bestimmten, auf ein ganzes Jahr zurückgelegt, weil Frl. Ziegler ihren Urlaub antrat; wenn ich nun heute zu vernehmen habe, daß die Rolle auch anders besetzt werden kann, so blieb mir die Frage übrig, ob diese Besetzung nicht schon im vorigen Winter möglich, also der Verlust eines Jahres notwendig war, oder es bliebe mir der Zweifel übrig,

ob diese Anders-Besetzung, wenn möglich, auch vorteilhaft, da nach Ew. Hochgeboren eigenstem Ausdruck vom 24. Februar 1870 die Ziegler ‚jedenfalls‘ die Gildisda spielen müßte; — aber anstatt mit Fragen und Zweifeln Ew. Hochgeboren zu behelligen, bescheide ich mich überhaupt, in dieser Sache klar sehen zu wollen, sondern bitte Ew. Hochgeboren inständig, in alle Zukunft nach Ihrem eigenen, mich ganz aus dem Spiele lassenden Belieben zu handeln. — Ergebenst Ferdinand Kürnberger.“

Wien, 22. Juni 1871.

Sie hatten wohl unrecht, ungeduldig zu werden, denn ich habe ja ausdrücklich gesagt, daß ich durch München gewarnt bin, nur von fertigen Dingen zu sprechen. Wenn ich also von meinem Projekte, seit ich es angemeldet, nicht weiter sprach, so war es eben ein Zeichen, daß die Lichter noch nicht angezündet, der Tannenbaum noch nicht aufgeputzt, und das Kind erst gerufen würde, wenn alles fertig sei. Gestern kam ich von einer Reise nach Pest zurück, und erst jetzt kann ich sagen, daß mein Projekt — ein Projekt ist und keine Chimäre.

Also hören Sie.

Als im Winter Engländer da war, sprach er mit Freude von den vielen Eisenbahnen, welche jetzt in Ungarn gebaut würden. Ich erkundigte mich nach einer,

welche in die Marmaros gehen soll — ein großes ungarisches Waldland an der galizischen Bukowina-Grenze. Er sagte, es werde fleißig an ihr gearbeitet und er habe kürzlich selbst einen Teil ihrer Linie bereist. Bei dieser Gelegenheit habe er in der Gegend von Szigeth eine wunderliebliche Landschaft, eine Art Arkadien gefunden und meinte, das wäre wert, von mir gesehen und beschrieben zu werden. Natürlich war ich sehr leicht geneigt, diese Meinung zu teilen, denn ich brauche solche Töne nur zu hören, um gleich Feuer zu fangen. Aber wer soll die Reisekosten tragen? Bloße Feuilleton-Honorare wahrhaftig nicht, denn man reist in jenen Gegenden, wo man nicht geht, sondern fährt, doch kostspieliger als in unsern wohlfeilen Alpen. Wie aber wenn die Eisenbahn-Gesellschaft die Kosten trüge? Wenn sie vielleicht der Meinung wäre, daß ihr meine Beschreibungen von Nutzen sein könnten? Solche Gedanken liegen jetzt in der Wiener Luft, worin alles zur Reklame und zum Geldgeschäft wird. Diese Luft atmet ein jeder, auch ein so unpraktischer und zeitlebens arm gebliebener Poet wie ich. Wenn ich mit unschuldiger Dichter-Begeisterung das Lob schöner Landschaften singe und hinterher reiben sich ein paar Aktienjuden die Hände — der Schlemihl macht uns ganz umsonst Reklame, seine Landschaften sind ja „unsere Eisenbahn-Linie", — so bin ich selbst nicht unpraktisch genug oder kann es wenigstens in der Wiener Luft

nicht bleiben, um mit meiner Begeisterung der Narr für andere zu sein. Dazu habe ich außer meiner Begeisterung doch wieder zu viel Verstand und zu viel Stolz auf meinen Verstand. Arm will ich bleiben, aber ein Narr will ich nicht sein. Ich dachte also im Stillen an die Möglichkeit, jene Tour nach Oberungarn auf Kosten der Eisenbahn-Verwaltung zu machen, und so, daß mir ein Stückchen Geld noch übrig bliebe.

Das ist der erste Abschnitt meines Projekts, gleichsam das Ei desselben.

Nun wissen Sie, wie viel ich mit Dr. Fischhof umgehe und wie äußerst peinlich er in diesem Winter an seinen Kopfnerven litt. Er konnte nicht lesen, nicht lesen hören, nicht sprechen hören, er liebt die Gesellschaft und mußte sie doch entbehren. Von all seinen Bekannten und Freunden wußte ich allein mit ihm umzugehen. Wenn er andere schon nach 3 Minuten verabschiedete, so sah er es gern, wenn ich 3 Stunden da blieb.

Da haben wir denn viel projektiert über seinen Sommeraufenthalt. Daß er die erstere Sommerhälfte bei seinem Bruder im Pester Stadtwäldchen zubringen würde, das stand bald fest. Über die Zuflucht der heißesten Hochsommertage aber phantasierten wir hin und her. Graz, das er auf dem Rosen- oder Ruckerlberg früher zu bewohnen pflegte, konnte diesmal nicht in Betracht kommen; seine Nerven forderten eine ent-

schieden frischere Gebirgsluft als die sonnenreichen niedrigen Grazer Hügel. Gastein, Berchtesgaden, Hohenems — Dinge, die durch andere Freunde zur Sprache kamen, hielten der Kritik nicht lange Stand, denn ich stellte den leitenden Gesichtspunkt auf, bei seiner Krankheit dürfe er nicht allzu lange auf der Eisenbahn fahren und am wenigsten Orte wählen, welche von einer Eisenbahn-Station noch entfernt lägen, wie z. B. Gastein oder Kitzbüchel. Ich riet ihm, die Alpen auf der kürzesten Linie von Pest zu suchen, und da es sich um Seen, um pittoreske Gesichtskreise (und nicht etwa enge Täler), wünschenswerterweise wohl auch um billige und doch nicht unwirtliche Gegenden handelte, so riet ich ihm alles in allem Klagenfurt-Villach, wo sich die Hauptsachen der praktischen Erfordernisse so ziemlich vereinigt fänden. Das leuchtete ihm ein und ich erbot mich nun, jene Region selbst zu bereisen, um ihm eine Villa ausfindig zu machen. Dazu kam es zwar nicht, denn sein alter Grazer Freund hatte inzwischen Gelegenheit, ihm diesen Dienst zu erweisen, aber — um so lieber wäre es ihm wohl gewesen, wenn ich ihm einen Teil des Sommers Gesellschaft geleistet hätte, wozu ich auch gerne bereit gewesen wäre und was ich vielleicht auch wirklich tun werde, wenigstens in einer kleineren Portion. Aber in der Hauptsache konnte ich mich allerdings nicht so strikt binden. Abgesehen daß ich an Sie und an Graz dachte, so

war, wie gesagt, auch meine ungarische Phantasie entstanden und auf die Frage: was werden Sie in diesem Sommer machen? antwortete ich freilich: vielleicht komme ich ein bischen zu Ihnen; — ich antwortete aber auch . . . mit meiner ungarischen Phantasie. Und nun bin ich bei dem Punkte, ohne welchem das alles eine zwecklose Plauderei gewesen wäre. Es ergab sich nämlich, daß Fischhof selbst der Mann war, aus meiner Phantasie vielleicht Ernst zu machen. Durch seinen Bruder im Pester Stadtwäldchen hat er einen Schwager — welcher just Direktor der Eisenbahn ist, um die es sich bei meinem Projekte handelt. Fischhof versprach mir, wenn er nach Pest komme, mit seinem Schwager zu sprechen, und durch diesen Umstand fing meine Phantasie an, wirklich — Projekt zu werden.

Fischhof ging also in der zweiten Aprilhälfte nach Pest. Alsbald hatte ich die Nachricht zu empfangen, daß sein Schwager auf meinen Gedanken mit Freuden eingehe. Ja noch mehr. Gleichzeitig eröffnete sich eine ähnliche zweite Verbindung, denn der General-Direktor der Siebenbürger-Bahn, ein anderer Pester Freund Fischhofs, sagte, daß er mich und meine Feder längst schätze, daß er sich's zur Ehre rechnen würde, seine Bahn von mir beschrieben zu sehen, und daß er mein Honorar aus eigener Tasche zahlen würde, wenn etwa der Verwaltungsrat der Bahn zu dieser Ausgabe nicht geneigt sei. So hatten wir denn im Nu zwei

Bahnen. Nun wurde der Geldpunkt diskutiert. Ich verlangte für beide Reisen 2400 f., was ich erstens zu verdienen glaubte, weil ich es zweitens auch für einen literarischen Ehrenpunkt hielt, nicht einer Kleinigkeit nachzulaufen. Fischhof aber fand die Summe zu groß und bewies es mit Gründen, während ich mit Gegengründen antwortete. So schrieben wir lange und im raschen Briefwechsel hin und her. Einer meiner stärksten Gegengründe war, daß ich in wilden Ländern reise, wo jeder Komfort kostspieliger sei als in kultivierten, daß ich alle Preise zahlen müsse, die man verlange, daher ich mich auf eigene starke Barauslagen gefaßt mache. Darüber beruhigte mich Fischhof nun gänzlich. Ich reise längst Bahnlinien, sagte er, wo schon überall die technischen Beamten, größtenteils Deutsche, ihre Standorte besetzt hielten, man rüste mich mit Empfehlungen an sie aus, sie würden mir überall an die Hand gehen, ich sei keineswegs, wie ich mir vorstelle, blindlings in die Hände der Ureinwohner gegeben. Das wirkte natürlich. Es wäre Eigensinn oder schmutziger Geiz gewesen, meine Geldforderung als ein Dogma durchzusetzen. Ich erklärte mich zu einer billigen Nachgiebigkeit bereit. Damit war die Sache endlich im Fluß. Es fehlte nun nichts, als daß ich selbst nach Pest kam, um mit den Herren persönlich Wort und Handschlag zu tauschen. Auf Ihren Brief wollte ich nicht anders antworten als mit etwas Gewissem, d. h. meine Pester

Reise abwarten. Ihr vorletzter Brief war vom 7. und am 17. trat ich meine Pester Reise an. Ich brachte 4 Tage damit zu, und als ich gestern wieder zurückkam, fand ich Ihren letzten Brief vor. Aber ich hätte jetzt so wie so geschrieben. Jetzt nämlich habe ich zu schreiben, was ich früher nicht hatte.

Die Reise nach Oberungarn, die größtenteils auch das Tokaier Weingebirge betreffen wird, gedenke ich erst zur Zeit der Traubenreise zu machen; die Siebenbürger-Reise aber werde ich ziemlich bald machen. Ich verlangte 800 f., was keinen Augenblick Anstand hatte, ja der Direktor wollte mir die Summe sofort in die Hand übergeben. Natürlich fand ich es nicht anständig, so viele Noblesse anzunehmen; ich sagte, bei meinem Reiseantritt würde ich vielleicht eine Art Handgeld oder Viatikum annehmen, aber die größere Summe erst nach getaner Arbeit. Mit dem Chef von Oberungarn habe ich die Geldziffer einstweilen noch nicht vereinbart; es genügte mir, daß ich auch an ihm einen Mann fand, dessen Noblesse mir keinen Zweifel leidet. Die Reise war gut, das persönliche Zusammentreffen hat den Briefwechsel mit einem glücklichen Ende gekrönt.

Das sind also die kleinen Lorbeeren, die ich Ihnen jetzt zu Füßen lege. Es wird ein tätiger Sommer werden, aber ich werde ein Stückchen Geld daran haben. Rechne ich dazu, daß ich mir vorgenommen habe, mit meinem lang ausgearbeiteten Aufsatz über das antik

und modern Tragische diesen Winter Vorlesungen in Deutschland zu halten, so war es in den Sternen geschrieben, daß das Jahr 71, das Jahr, wo ich 50 Jahre alt werde, das tätigste meines Lebens sein wird. Aber ich werde zuletzt ein paar tausend Gulden haben. Und wie sagt der Wachtmeister im Wallenstein?

Wer's erst zum Korporal gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht! —

Déva in Siebenbürgen, 18. Juli 1871.

Ich habe endlich, wie Sie sehen, meine Reise angetreten, aber der Anfang war echt Kürnbergerisch, d. h. unglücklich genug. Nachdem ich bereits in Wien auf Kohlen gestanden, kam ich nach Pest und stand wieder auf Nadeln. Samstag, den 8., fuhr ich mit dem Dampfschiff hinab und Sonntags hatte ich vom Direktor der Siebenbürgischen Bahn zu hören, daß Wolkenbrüche, Hochwasser, die Überschwemmungen der Maros mit allen Nebenflüssen die Bahn an vielen Punkten zerstört. Ein Hagel von Telegrammen habe ihm gestern Nachricht auf Nachricht über die allseitigen Verwüstungen gebracht. Wann die Bahn wieder fahrbar sein werde, sei nicht abzusehen, wenigstens in diesem Augenblicke nicht.

Sie können sich meine Verlegenheit denken. Aber nicht nur von Siebenbürgen, auch von Wien selbst war

ich abgeschnitten und konnte in mein Logis nicht mehr zurück. Ich hatte es der Hausfrau auf mindestens drei Wochen übergeben, da sie sich schon lang pränumeriert, es von Grund aus renovieren zu lassen, wozu ich ihr einen Sommerausflug versprochen. So hatte der Ausflügler die Brücken hinter sich abgebrochen. Ich schwebte in der Luft und zwar in der teuren Pester Luft.

Nur ein Notnagel war mir geblieben. Ich hatte noch vom Mai her eine Freikarte von Wien nach Graz und Klagenfurt, um Sie und Fischhof zu besuchen. Sie war des schlechten Wetters und meiner Reise-Verhandlungen wegen länger, als beabsichtigt war, liegen geblieben. Diese Karte ließ ich nun umschreiben für die Route — nicht Wien-, sondern Pest-Graz-Klagenfurt. Freilich mußte sie zu diesem Ende an die Wiener Zentral-Direktion wieder hinaufgeschickt werden. Ich hatte nun auf ihr Zurückkommen zu warten.

Ich wartete in Pest 4 Tage. Es war ein peinliches Warten, wie Sie leicht denken können. Inzwischen belohnte es sich in der entscheidenden Hauptsache, denn am 4. Tage war zwar — noch nicht meine Karte, dagegen besserer Bericht aus Siebenbürgen da. Was im ersten Wüten der Elemente so arg geschienen, hatte sich mit rascher angestrengter Arbeit zur Not reparieren lassen, so daß wenigstens täglich ein Train wieder gehen konnte. Zuletzt blieb freilich noch eine große eingestürzte Brücke übrig, aber glücklicherweise

schon gegen das Ende der Eisenbahnlinie — eine kurze Strecke, die ich mich leicht entschließen konnte, mit der Post zu fahren. So war ich auf diese Nachricht hin und bei dieser unverhofft milden Wendung des Unsterns augenblicklich bereit, die Siebenbürger Reise ohne Verzug anzutreten.

Doch ja, einen Tag Verzug hielt ich noch. Ich stand Dienstag am Ufer, um mit dem Lokal-Dampfschiff auf die Margarethen-Insel, einer Pester Berühmtheit, zu fahren, da begegneten sich meine Blicke — mit Engländers Frau! Sie war mit Engländers Mutter im Ofner Kaiserbad zur Kur, begleitet von einem jungen sehr hübschen Mädchen, die Enkelin der Mutter und die Nichte Samuels. Die Frau sagte mir, Samuel selbst würde morgen abends in Pest ankommen. Er kam auch und nun brachten wir flüchtiggeschenkte Stunden miteinander zu. Ich sah ihn in der Mitte der Agenten und Mäkler; es ist von großen Geschäften die Rede und er spielt die Rolle eines großen Kaufmanns. Die Nichte spricht das Deutsche mit ihrem ungarischen Akzent allerliebst und spricht für ihre 16 Jahre recht gescheit und charaktervoll. Von der Jüdin keine Spur! Sie war mir ein recht angenehmes Studienköpfchen, wie die Weiblichkeit unter einer männlichen Nation gewinnt, aber nicht verliert. Wenn die Wiener Männer selbst ein bischen Weib und ihre Weiber doppelt weibisch sind, so ist die Ungarin, wo sie nicht direkt zum Mann-

Weib wird, durch einen kleinen, zarten Stich ins Männliche gegen die Wienerin im großen Vorteile.

Engländer kehrte gleich wieder nachhause. Donnerstag abends (den 13.) fuhren wir gemeinsam bis Czegléd; auf dieser Station ging seine Bahn nach Debreczin, die meinige nach Arad. Freitag morgens um 6 Uhr war ich in Arad.

Ich muß hier ein Wort über das Deutschtum sprechen. Durch den Krieg 66 wurde Deutsch-Österreich aus Deutschland ausgeschlossen und durch den Ausgleich mit Ungarn im Jahre 67 der deutsche Einfluß aus Ungarn verbannt. Das ist so das, was man die Politik nennt und wovon der Zeitungstratsch lebt. In der lebendigen Wirklichkeit aber müssen Sie sich das ganz anders vorstellen. Pest ist so deutsch wie Wien und Arad so deutsch wie Pest. In Pest sind alle Aufschriften deutsch und ungarisch; in Arad sind sie ungarisch allein und der Ankömmling meint nun, jetzt fängt das Stockungarische endlich an. Alsbald aber hört er auf Gassen, Straßen und Märkten, in Wirts- und Kaffeehäusern nichts als Deutsch. Was soll ich Ihnen mehr sagen? Ich erstaunte, daß ich überall als Verfasser des Amerikamüden begrüßt wurde. Im Kaffeehause hatte ich mit meinem Arader Gastfreunde kaum zu sprechen angefangen, so kam aus irgend einem Winkel ein anderer Einheimischer heran: entschuldigen Sie, ich glaube zu hören, daß Sie der Hr. v. Kürnberger sind?

Auf der 3. Station zwischen Arad und der Siebenbürger Grenze, in Radna-Lippa, zwei kleinen Orten, stellte ich mich dem Stationschef vor, welcher sogleich antwortete: Ah, Sie sind der Verfasser der Preisnovelle Das große und das kleine Loos? So blühen tief in Ungarn frisch und grün meine Lorbeeren, die ich schon längst verblüht glaubte. Der Wiener aber spricht von Barbaren. Es ist fast peinlich, als Wiener zuzusehen, wie die Wiener Zeitungen die hiesigen Bilder verzeichnen. In Wien bilden sie sich ein, weiß Gott wie viele Nachsicht sie mit den zurückgebliebenen Barbaren haben müssen, und die zurückgebliebenen Barbaren müssen umgekehrt Nachsicht haben mit den Wiener Krähwinklern, welche nicht aufhören zu schreiben und zu drucken, als ob mit der Lerchenfelder Linie die Kultur zu Ende wäre. Man schämt sich über die Kleinstädterei der Großstädter.

Ich brachte den Freitag ganz vergnügt in Arad zu. Samstag (den 15.) morgens ¾ auf 7 ging der Zug gegen die siebenbürgische Grenze ab. Aber nur anderthalb Stunden war ich gefahren, da gefiel mir die Landschaft von Radna-Lippa so gut, daß ich ausstieg, um zu verweilen. Meine Freikarte gilt natürlich zum beliebigen Unterbrechen und Fortsetzen der Fahrt auf allen Stationen und ist begleitet mit einer General-Empfehlung an alle Stationschefs, meine Wünsche mit Rat und Tat zu fördern. Sogar ein eigenes

Lokomotiv zu einem Separatzug für mich allein könnte ich mir heizen lassen, wovon ich aber nicht Gebrauch machen werde. Es ist artig, nicht alle angebotenen Artigkeiten anzunehmen.

Freilich war es kein Wunder, daß der Stationschef in Radna-Lippa meine Schriftstellerei kannte, denn er hieß — Anton Hanslik und ist ein Bruder des Eduard. Er hat eine schöne Frau, im Genre der jugendlichen Maria Theresia und drei hübsche Töchterchen. Die Frau nahm mich mit einer Unbefangenheit und Leichtigkeit auf, als ob wir schon seit Jahren bekannt wären, und ohne in Blick, Wort und Gebärde anders zu sein, als es ihr Mann hätte sehen können, ging sie völlig vertraut mit mir um. Ein echtes Wiener Kind! Aber die Wienerin von guter Art. Sie ist gut erzogen, erzieht ihre drei Kinder in Ermanglung einer Schule selbst und spricht und denkt nach den vernünftigsten Grundsätzen. So viel Tüchtigkeit des Wesens bei so viel Ungeniertheit der Form könnte unserem Typus zur Ehre gereichen, nur kommen leider tausend Gänse und Putzdocken erst auf eine solche Wienerin. —

Sonntag (den 16.) fuhr ich wieder fünf Stunden weiter und hielt an hier in Déva. Es ist eine Landschaft voll Großheit und Heiterkeit und dem Schönsten vergleichbar, was unsere eigenen Alpen berühmt macht. Der Ort ist wallachisch mit vielen deutschen Bürgern,

einigen Ungarn und einem Schweif von Zigeunern. Vor meinen Fenstern schläft, liegt und bettelt eine Familie von Feld-Zigeunern, der ich rasch eine Kundschaft geworden bin. Die Buben betteln mich an, rückwärts mit einem Mantelfetzen, vorne bloß mit der braunen Hautfarbe bekleidet, und selbst die älteste Schwester streckt ihre Hand nach meinem Kreuzer aus. Es ist ein vollkommen erwachsenes Mädchen und wahrscheinlich selbst schon Mutter des kleinsten Kindes, obwohl ihre kleinen festen Brüste noch jungfräulich aussehen. Wenn sie geht, oder vielmehr wandelt (denn der Gang hat einen unnachahmlichen Anstand), so hält sie die Lumpen über der Brust zusammen, aber nur wenn sie die Hand dazu frei und müßig hat; ist die Hand zufällig beschäftigt, so dürfen die Lumpen des Oberkörpers ungeniert auseinanderfallen. Es ist ihr das Nämliche und nicht mehr, als wenn eine Dame im Straßenkot den Rocksaum ein wenig hebt. Kauert oder streckt sie sich nieder, so dürfen die Lumpen über Knie und Oberschenkel zurückfallen, wie sie wollen. Die deutschen Frauen und Mädchen in ihren Wiener Kleidern gehen an dieser Exposition ihres Geschlechtes so gleichgiltig vorüber wie ein Flaneur an langweiligen Schaufenstern. Auch ich finde keinen Reiz daran, eher das Gegenteil. Auch wenn man es tausendmal weiß, daß die braune Zigeunerfarbe von Indien ist, wo sie unterm feinsten Musselin und in den duf-

tigsten Bädern echtfärbig bleibt; hier hält man es doch nur für Schmutz, nicht für die Naturfarbe. Das Auge ist eben stärker als alles Wissen von Indien. —

Ich mache Ausflüge in die Umgegend, natürlich zu Wagen, denn kein Mensch geht hier. Auch wäre das Gehen teilweise unmöglich, weil die Straßen noch immer überschwemmt sind. Heute z. B. durchschnitten wir einen reißenden Wasserschwall, die Flut ging bis übers Wagenrad und der Wagen neigte sich auf die Seite. Es war ein unheimlicher Augenblick. Und doch waren wir auf der Straße, aber der Fluß hatte sein Bett verlassen und sich mit all seinem Wasser quer über die Straße und durch die Kukuruzfelder gewälzt. Auf dem Rückweg gelang es uns, eine bessere Furt zu entdecken. Aber doch sagte der tapfere Ungar, der das erstemal mit fester Ruhe die Zügel gehandhabt, als wir zum zweitenmal durch waren: Jetzt möcht' ich sieng-gen!

Dieser Mann ist Hr. v. Spanjik, ein ältlicher Herr, einst von schönen und jetzt noch von feinen Zügen, ein Mann, der mir überaus sympathisch ist. Er erweist mir mit der einfachsten Liebenswürdigkeit seine gastlichen Dienste; sein ganzes Wesen ist eine ruhige Grazie, eine höfliche Herzensfeinheit, kurz eine Güte, die Schönheit ist. Rückwärts hinter seinen 62 Jahren sitzt ein klein wenig der Schalk, der in der Abendlaune mit naiver Bescheidenheit zum Vorschein

kommt. Er ist vom Szeklerstamme und die Szekler sind die lustigsten unter den Ungarn. Er war Stabsarzt und dabei Kommandant eines Bataillons unter Bem und ist jetzt noch Komitatsarzt. Als er s i e n g g e n wollte, tat es mir leid, keine Singstimme zu haben; ich rief daher bloß ein Éljen, was ich zu einem éljen a szabadság erweiterte. (Es lebe die Freiheit!) Der alte Bem-Offizier antwortete mit einem rasch-kräftigen: Bravo!

Petrosény, 23. Juli 1871.

Ich hoffe, Sie haben meinen Brief aus Déva erhalten; wenigstens habe ich ihn, als ich ihn Donnerstag, den 20., zur Post gab, rekommandiert, damit er den Weg von Déva nach Graz, den ein Brief wohl nicht oft geht, nur ja sicher und wohlbehalten zurücklege. Déva betrachte ich für das erste Drittel meiner Reise, Petrosény für das zweite, Karlsburg für das dritte, worauf noch Hermannstadt als Zuwage kommt. Von Arad nach Karlsburg (wo die Bahn endet, denn nach Hermannstadt geht sie noch nicht) ist Petrosény eine Flügelbahn und liegt seitwärts, ungefähr wie wenn jemand in Graz durch die Herrengasse etwa in den zweiten Sack zum Badhaus ginge, aber im Vorbeigehen Lust hätte, in die Sporgasse hinaufzugehen, um nicht immer im Tale zu bleiben.

Bald nachdem ich meinen Brief aufgegeben, gab ich mich selbst auf die Eisenbahn auf und fuhr an

diesem Tage noch nach Hátszeg, welches auf jener Flügelbahn nach Petrosény ungefähr in der Mitte des Weges, aber seitwärts liegt, — und zwar so sehr seitwärts, daß man vom Bahnhof in die Stadt einen Gulden bezahlt, weil der Wagen drei Viertelstunden fährt. Der Wagen könnte einen kürzeren Weg auf der Talsohle nehmen; der Weg aber ist, wie jetzt überall, überschwemmt und eine Brücke weggerissen, daher er einen großen Umweg über eine Bergstraße macht. Und doch ist dieser Umweg ein sehr dankenswerter Umstand und einen Gulden reichlich wert, denn von der Höhe der Bergstraße herab gewährt das Panorama der amphitheatralischen Hátszeger Talbucht einen so großartig prachtvollen und überraschenden Anblick, daß man vor Bewunderung und Freude aufschreien möchte. Wer zu Tale gekommen wäre, müßte daher ohnedies diesen Berg begehen oder befahren, um sich jene Aussicht zu verschaffen, und so ist der Zufall eigentlich ein günstiger, welcher ihn gleich zuerst zu passieren nötigt.

Ich kannte übrigens diese Schönheit des Hátszeger Tales aus Büchern und sie zu sehen gehörte ja mit zu dem Zweck meiner Reise. Daher hielt ich eine Nachtstation hier. Von Déva, wo man mittags fortfährt, erreicht man noch am Abend Petrosény; Hátszeg aber schon nach 3 Stunden, noch am frühen Nachmittag.

Der Ort ist um vieles stiller und unbelebter als Déva; im Gasthaus aber bekam ich ein fast prächtiges Zimmer, was in Siebenbürgen eine Seltenheit ist, und es kostete nur pro Tag 1 f. 20 kr., was gleichfalls eine seltene Wohlfeilheit ist, denn mein Arader Zimmer um 1 f. 50 kr. war bei weitem nicht so schön. Siebenbürgen ist in sehr vielen Punkten teurer als Wien.

Das Gasthaus lag an einem strömenden Bache und mein erster Gang, nachdem ich mein Gepäck abgegeben, war, wie gewöhnlich, nach einem Badeplatze. Ich geriet dabei ins Zigeunerdorf und eine junge, gar nicht häßliche Zigeunerin deutete mit grandios pathetischer Gebärde, als ob eine Ristori die Weltgeschichte zu erklären hätte, dem domnulu (wallachisch Herr) die einzuschlagende Richtung an. Wir lachten beide; sie aus Humor über das fremde Abenteuer, ich aus Humor über das Theaterspiel. Angebettelt wurde ich von den zahlreichen braunen Kindergruppen nicht. Es scheint (auch in Déva schien es mir so), der Zigeuner bettelt nicht in seiner eigenen Niederlassung, sondern nur auf den fremden, wenngleich nächsten Straßen. Übrigens fand ich mich auch ohne die Ristori, die ich ohnedies nicht verstand, aus dem Zigeunerlager und zu meinem gewünschten Ziele. Ich orientierte mich leicht und im Auffinden von Badeplätzen bin ich ein Meister. Bald gesellte sich ein Zweiter zu mir, ein

kleiner pensionierter Steuerbeamter. Er war — aus Lunz und freute sich ungemein, in mir einen österreichischen Landsmann und guten Kenner seiner Gebirgsheimat zu finden. Er hätte mir seine Hütte angeboten, verfiel aber sogleich in scheuen Respekt und in die angeborne deutsche Bescheidenheit, als ich ihn bloß bat, mir die Adressen meiner eigenen Gastfreunde zu beschreiben — Bürgermeister Petrovits und Staatsanwalt Szanczally. Zufällig begegnete uns der letztere von selbst.

Mit diesen Männern brachte ich nun beim Souper im Gasthausgarten den ganzen Abend bis Mitternacht zu. Natürlich politisierten wir. Ich hörte hier wallachische Standpunkte, wie ich in Déva ungarische gehört und in Hermannstadt deutsche hören werde. Jeder hat recht und nur der unrecht, der sie vereinigen will und nicht begreift, wie unvereinbar sie auseinandergehen. —

Andern Tags (Freitag, 21.) fuhr ich zu derselben Stunde, wie ich gestern gekommen war (es gibt leider nur einen Zug), nach 4 von Hátszeg fort und war nach 8 in Petrosény. Diese Eisenbahnfahrt müssen Sie sich als eine kleine Semmeringbahn denken. Petrosény liegt schon jenseits der Wasserscheide, ungefähr wie Spital am Semmering für den Wiener Zug. Man fährt einem Wasser entgegen, die Strell, welche nach Siebenbürgen hereinfließt, und hinter dem Tunnel einem Wasser entlang, die Zsil, welche in die Türkei hinauf-

fließt. In Petrosény sind wir der türkischen Grenze schon so nahe, wie Mödling bei Wien liegt. Es gewährt mir einen eigenen Reiz, aus diesem Orte an Sie zu schreiben.

Petrosény ist ein Hochalpental und heimelte mich an wie Steiermark oder das Salzkammergut. Die Wasser, überall trüb und schlammig, sind hier kristallrein und spielen bläulich-grün, ganz wie unsere Alpenbäche. Ich blieb im Gastzimmer des Bahnhofes zwei Tage Gast und fand am Strecken-Vorstand Damis und seiner jungen munteren Frau liebenswürdige Wirte. Heute machten wir einen Ausflug ins Zsiltal. Erst zu Wagen, dann zu Fuß. Nachdem die wallachische und die ungarische Zsil zusammengeflossen, bilden sie einen wilden Bergstrom, ungefähr wie die Enns im Gesäus bei Admont, und stürzen sich in eine romantische, fast unzugängliche Schlucht. Am steilen Abhang ist mühselig ein rauher Fußweg hineingebohrt, beständig abrutschend oder von Geröllsteinen übersät. Auf diesem Weg, hangend über den brausenden Wassern, ging die junge zarte Frau mit großer Tapferkeit und Leichtigkeit zwei Stunden lang vorwärts, bis wir unter einer Buche von einer gebratenen Gans und drei Flaschen Wein, welche uns ein Wallache in seiner malerischen Sonntagstracht mitgetragen, einen fröhlichen Mittag hielten. Dieser Ort war von der türkischen Grenze kaum eine halbe Stunde entfernt. Ich trank das erste

Glas im Geiste auf Ihre Gesundheit. Es war ein schöner, poetischer Tag. Morgen früh (Montag um halb sieben) fahre ich von Petrosény wieder fort, wo ich Freitag abends angekommen.

Hermannstadt, 30. Juli 1871.

Ich bin seit 3 Tagen am Endpunkt meiner Reise. Es ist wohl möglich, daß ich am nächsten Sonntag schon wieder in Wien bin.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen von meinen Reise-Stationen sprechen soll, wenn Sie die Spezialkarte von Siebenbürgen nicht vor sich haben. Es könnte leicht langweilig werden. Also so kurz als möglich!

Von Petrosény nach Broos fährt man in einem Tage, wovon noch ein starkes Stück zur Besichtigung von Broos übrigbleibt. Broos ist die erste Stadt der Siebenbürger Sachsen. Die Deutschen, mit denen ich bisher überall zusammengetroffen, sind diejenigen, welche sich naturgemäß über die Monarchie verbreiten und bei weitem nicht zu verwechseln sind mit den deutschen Siebenbürger-Sachsen, den alten Ansiedlern des Landes, deren Gebiet erst in Broos anfängt. Übrigens hat mir Broos keine Freude gemacht; ich fand es leer, öde und langweilig. Von Broos nach Karlsburg sollte noch die Eisenbahn gehen, aber hier sind die Wasserschäden durch Einsturz zweier Brücken am stärksten. Für das Publikum

ist der Verkehr gesperrt und nur ich kam darauf fort, — dank meinem offenen Empfehlungsbriefe an die Stations-Vorstände. Erst fuhren wir mit einem Material-Lastzug, dann saßen wir auf einem offenen Rollwagen, welcher von Wallachen auf den Schienen geschoben wurde, und die letzte Strecke legten wir auf einer Lokomotive allein zurück, welche nach Karlsburg fuhr, um einen Lastwagen Baumaterial für die Eisenbahn abzuholen. Wenn ich sage wir, so meine ich außer mir selbst den Eisenbahn-Inspektor Stiny aus Arad, mit dem ich in Broos zufällig zusammengetroffen und welcher, als Leiter der Reparaturen reisend, nun sehr paßlich mein eigener Führer und Leiter auf der fragmentarischen Eisenbahn wurde.

Zwischen Broos und Karlsburg ist eine größere Station, Alvincz, wo wir übernachteten. Wir waren Gäste beim Stationschef Clement und seiner jungen liebenswürdigen Frau. Diese Eisenbahnchefs haben alle junge hübsche Weibchen, — noch der einzige Trost in ihren öden Verbannungen. Ich schlief unmittelbar neben dem Schlafzimmer der jungen Gatten und am Morgen hörte ich das kleine Frauchen in einem ununterbrochenen krampfhaften Gelächter, ungefähr wie Kinder, wenn sie sich gut ausgeschlafen haben, in der Tollheit der ersten Morgenlust übereinander herfallen, sich kitzeln, balgen, necken und das ganze Spielteufelwesen mit ausgelassenem Gelächter begleiten. Das Pärchen war erst seit 6 Wochen

verheiratet. Mir gefiel diese halbbarbarische, ungenierte Sittenfreiheit. Er war ein Ungar und sie die Wienerin. Mir scheint, die Ungarn sind schon heute ein Mischvolk aus Ungarn und Deutschen und keine reinen Ungarn mehr. Es ist ganz müßig, auch über ihre politische Germanisierung lang und breit zu salbadern. Das Ehebett germanisiert.

Tags darauf (Dienstag) fuhren wir die letzte kurze Strecke nach Karlsburg hinauf. Dieser Ort ist merkwürdig, denn ich aß hier zum erstenmale an einer bischöflichen Tafel. Ich hatte eine Empfehlung an den katholischen Bischof von Siebenbürgen, einen alten lieben Herrn, von dem ich mir die Einladung zum Mittagstisch schon gefallen ließ. Der Tisch war übrigens wie jeder bürgerliche — Suppe, Rindfleisch, Braten und Mehlspeise. Den bischöflichen merkte man höchstens zuletzt am Roszamaler-Ausbruch, ein feiner feurig-süßer Siebenbürger-Wein. Der Rest des Tages, nachdem wir die Festung, den Dom, die Bibliothek gesehen, wurde verbadet und im grünen Gartenschatten verkneipt. Nachts schliefen wir im Fremdenzimmer des Bahnhofs. Der Tag war unerträglich gewitterschwül, die Nacht aber flammte von heftigem Wetterleuchten und gegen Mitternacht entlud sich ein rasender Wolkenbruch.

Morgens (Mittwoch) trennte ich mich von Stiny, der mir seit anderthalb Tagen ein sympathischer Gefährte gewesen; mein Eisenbahnfahren hörte auf und

es ging mit dem Biasinischen Eilwagen nach Hermannstadt. Bald nach dem Antritt der Fahrt hatten wir eine Wasserüberschwemmung zu passieren, gegen welche die von Vajda Hunyad reiner Kinderspott war. Ihr kommt nicht durch! ihr kommt nicht durch! rief uns alles entgegen, als wir die Stelle erreichten, wo die Straße weit und breit unter tiefem reißenden Wasser lag. Grauenvoll war das Geschrei und die Verwirrung an den beiden abgerissenen Straßenenden und wie die Wallachen, bis an die Lenden aufgestreckt, in den Fluten hin und her wateten, um ihre Marktwagen durchzubringen. Der unsrige wurde endlich all seines Gepäcks entladen, welches die Wallachen auf den Schultern durch die Flut trugen, es wurden an die Wagendecke Stricke gespannt und links und rechts vier Wallachen angestellt, damit sie den Wagen, auf welcher Seite er zum Umstürzen neigen würde, mit den Stricken rasch auf die entgegengesetzte herüberrissen, und so kam endlich der bange Augenblick, wo wir die Pferde vom Straßenspiegel hinab in den Straßengraben hineinpeitschten, wo der Wagen sofort bis an die Räder verschwand. Noch heute staune ich, daß das Ganze doch ohne Unfall ablief. Ich werde die Szene in einem eigenen Feuilleton beschreiben.

Hermannstadt endlich ist eine reine deutsche Stadt, in Bauart, Straßenanlage, Handel und Gewerbe, kurz in der ganzen Physiognomie des bürgerlichen Lebens.

Sie können sich die Stadt ungefähr vorstellen wie Salzburg oder Marburg. Übrigens wäre mir hier der Faden der Gastfreundschaft bald abgerissen, denn der Mann, an den ich anzuknüpfen gedachte, war zufällig fort. Ich stand fremd und verlassen da. Ich hätte mir nicht zu raten gewußt; da fiel mir ein, den Zauber meines Namens zu probieren. Ich ging in eine Zeitungs-Redaktion, nannte mich dem Redakteur und bat ihn, falls er selbst keine Zeit habe, mich an irgendeine Person zu adressieren, dergleichen jede Stadt zu besitzen pflege als Honneur-machende Fremdenführer. Er sagte, er sei viel zu sehr Egoist, um mich einem Andern zu gönnen; er habe schon in der Arader Zeitung gelesen, daß ich unterwegs sei, und auf meine Ankunft gespitzt. So war ich denn geborgen. Gestern Abend nach einem Tischgespräch sagte er mir, solch ein Ideenaustausch komme leider allzu selten, ich hätte da Dinge gesagt, die ihm neue Gesichtspunkte eröffneten und über die er nachdenken wolle. So kommt man denn durch die Welt.

Wien, 7. August 1871, abends.

Ich habe gestern abends um 6 Uhr das Dampfschiff in Pest bestiegen und bin heute um 5 Uhr angekommen. Die Fahrt stromaufwärts dauert 23 Stunden. Glücklicherweise war der Tag nicht sehr heiß, und nachts ist auf den Dampfschiffen um vieles besser zu schlafen als auf den Eisenbahnen.

Entschuldigen Sie meine wenigen Zeilen; ich habe nach einer monatlangen Abwesenheit viel zu tun beim ersten Wiedereintritt in meine Wohnung.

Wien, 24. August 1871.

Sie haben sich vollkommen geirrt. Ich wollte mir als Stoff meines nächsten Schreibens bloß vorbehalten, Ihnen zu sagen, wann ich nach Graz kommen werde, aber die nahe Möglichkeit, das zu wissen und zu sagen, verzögerte sich; das ist alles.

Ich habe nämlich dem Dr. Fischhof schon längst versprochen, zu ihm zu kommen und ihm ein paar Wochen Gesellschaft zu leisten; ich bin es ihm schuldig, denn er hat mir meine Reisen verschafft. Es war die Verabredung, daß ich meine Siebenbürger Feuilletons in der ländlichen Muße bei ihm verarbeiten würde; aber es versteht sich von selbst, daß man dazu auch einige Bücher braucht, man kann von Siebenbürgen nicht schreiben wie von Mariazell; das bloße Durchreisen und Anschauen will Einem hier doch nicht genügen.

Bücher aber sind jetzt in Wien schwer aufzutreiben, da alle Bibliotheken geschlossen, alle Freunde und Bekannte auf dem Land, in den Bädern, auf Reisen sind. Daher die Verzögerung. Auch in Siebenbürgen habe ich zwei Männer um schriftliche Notizen

ersucht; der eine hat am Montag geschrieben, der andere aber noch nicht. Das sind die Dinge, die mich von Tag zu Tag aufhalten, sonst wäre ich schon längst in Klagenfurt und auf meiner Durchreise in Graz.

Schauen Sie den Mond an. Er war gestern schon Halbmond und ich habe für sicher gehofft, den Vollmond schon am Wörthersee zu sehen. So nahe steht immer meine Abreise bevor, und wenn ich schrieb, so wollt' ich was Rechtes schreiben, nämlich gleich sagen, wann ich komme.

Wien, 23. September 1871.

Es geht mir nicht gut, nicht schlecht, sondern selbst nicht wissend, wie? Meine zweite ungarische Reise habe ich darum noch nicht angetreten, weil ich mit meinen Feuilletons über die erste kaum zum dritten Teile fertig bin. Gewisse Dinge gehen Einem nicht von der Hand und mit meinen Siebenbürger Feuilletons ist das in einem so merkwürdigen Grade der Fall, daß ich wie verhext bin. Ich sage es in allem Ernste: im Mittelalter wäre irgendein lebendiges Wesen verbrannt worden, aus Verdacht, daß es mir einen Zauber angetan. Solang ich schriftstellere, habe ich mir von meiner Feder noch keinen solchen Korb geholt. Es ist, als ob ich von einem Loch ins andere fiele und mir beständig Arm und Beine bräche. Es ist

kein Weg mehr, sondern ein Taumeln in lauter Abgründe. Natürlich lasse ich keine Zeile stehen, woran man das merken könnte; ich glaube sogar, die meisten werden sagen: ach, das müssen Sie in Ihrer besten Stimmung geschrieben haben! Aber darin liegt eben die Seccatur. Wäre ich leichter zu befriedigen, so bliebe wohl vieles stehen, was ich fort und fort streiche; da ich aber ein künstlerischer Feinschmecker und ein willensstarker Trotzkopf bin, so renne ich unverdrossen tagtäglich gegen die nämliche Wand, wohl wissend, daß es mein Schädel aushält und zuletzt doch die Wand nachgeben muß.

Aber mein ganzes Konzept für August und September ist dadurch außer Rand und Band. Hätte ich diese harten Nüsse leichter geknackt, also z. B. schon im August den größten Teil der Arbeit getan, so wäre ich mit Ruhe und Muße im September bei Fischhof in Klagenfurt und bei Ihnen in Graz gewesen und könnte soeben jetzt anfangen, meine zweite ungarische Reise vorzubereiten. So aber bin ich mit allem im Rückstand und geht alles schief.

Und wie nun die Widerwärtigkeiten gerne paarweise kommen, so wird mir am 4. September mein Zimmer gekündet, weil es die Familie selber braucht. So ist mir denn just im ungünstigsten Augenblicke eine neue Sorge aufgebürdet, und zwar die ärgste und gröbste aller Wiener Sorgen.

Ich nehme also mein Kreuz auf mich und laufe in der Hitze des Tages auf dem Wiener Straßenpflaster jeden Tag fleißig nach Torzetteln herum. Sofort aber erstarre ich zur Salzsäule vor Schreck und Entsetzen, als ich zu entdecken anfange, wie schön die lieben hoffnungsvollen Kleinen, die Wohnungs-Preise, seit meinem letzten Logissuchen wieder in die Höhe geschossen. Da ist ein großes Zimmer im 3. Stock in der Rotenturmstraße neben der Linde — monatlich 60 fl!! Da ist ein anderes Zimmer im 3. Stock in einem alten Haus am Hof — monatlich 40 fl!! Da ist in der Weihburggasse ein Zimmer, das eigentlich ein Kabinet ist (die beiden ersteren haben sich freilich „Salons" tituliert), also ein Zimmer mit 1 Fenster — monatlich 28 fl. ohne Bedienung! Und so fort, und so weiter. Ich ergebe mich zuletzt in den Gedanken, daß ich aus der Stadt verdrängt bin und zum erstenmale mit der Vorstadt vorlieb nehmen muß. Als ich aber in der Paniglgasse ein Zimmer mit 1 Fenster — merken Sie wohl: Paniglgasse und ein Fenster — um 30 fl. fand, da flüchtete ich in die Stadt wieder mit verhängtem Zügel zurück.

In meiner gänzlichen Ratlosigkeit dachte ich einen Augenblick daran, Wien überhaupt zu verlassen und nach Graz zu gehen. Aber so vernünftig das aussah, es ging doch auch wieder nicht. Allerlei Gründe sprechen dagegen, welche langwierig und langweilig

aufzuzählen sind, aber da sie als Gesamtwirkung eine Macht sind, so ist es schon der Mühe wert, davon zu sprechen. Erstens fürchte ich, für meine verdammten Siebenbürger Feuilletons vollends Stimmung und Faden zu verlieren, wenn ich einen so radikalen Wechsel meines Haushaltes vornehme, der mich auf mindestens 14 Tage aus aller Arbeit herausreißt. Mein Umzug ist schon nicht mehr der leichteste; ich habe mir als eigene Möbel einen Schubladkasten und einen großen Schreibsekretär beigelegt, die ich notwendig brauche, da ich eigentlich schon längst 2 Zimmer brauche. Ferner hat die Hohenwartische Narrenpolitik die Deutschen gewaltig allarmiert, und es ist hier stark die Rede davon, daß neue deutsche Zeitungen entstehen werden. Da ich nun nicht von meinen Renten leben kann und mit den alten Zeitungen größtenteils brouilliert bin, so will ich mich nicht der Gelegenheit berauben, neue Verbindungen anzuknüpfen. Sind sie angeknüpft und kenne ich meine Leute, so kann ich eher fort, denn für die zwei Feuilleton, die ich etwa monatlich zu schreiben brauche, um in einer wohlfeilen Stadt zu leben, finde ich überall meinen Stoff; dagegen wäre es doch unverzeihlich, wenn ich diese Gelegenheit nicht abwarten wollte. Endlich drittens wäre es möglich — ich glaube, ich sagte es schon —, daß ich mich entschließen könnte, gegen Ende des kommenden Winters Vorlesungen in Deutschland zu

halten. Reise ich aber einmal durch deutsche Städte, so kommt es mir mehr als wahrscheinlich, fast gewiß vor, daß ich mich irgendwo angezogen fühle und mich fixiere. Hohenwart hat es verstanden, Einem den letzten Tropfen österreichischer Heimatsliebe aus dem Leibe zu beizen, ja, es fängt an, eine Frage zu werden — von Liebe gar nicht zu reden —, ob auch nur die Möglichkeit übrig bleibt, daß Deutsche, und Deutsche wie wir, unter einer gemischten Bevölkerung, wie es in Görz oder Bozen wäre, existieren können. Übersiedelte ich aber in einem halben Jahre nach Deutschland, so wäre es doch allzu unpraktisch, jetzt nach Graz zu übersiedeln, umso mehr als Graz eine sehr weitläufige und kostspielige Verbindung mit Deutschland hat und der Weg doch wieder nur über Wien ginge.

Das ist also ein Schwarm von neuen Sorgen und Gedanken, womit ich mich in diesen Tagen herumzuschlagen habe, und die mich alle darauf anweisen, diesen Winter noch abzuwarten.

Wien, 6. November 1871, abends 10 Uhr.

Am Samstag, den 28. Oktober, erhielt ich plötzlich und unerwartet ein Telegramm von Perfall, daß Donnerstag, den 2. November, der Firdusi aufgeführt würde. Diese Nachricht hätte ich Ihnen melden können,

aber was ist die Meldung einer Aufführung ohne den Erfolg der Aufführung? Pein und Ungeduld. Also warten!

Donnerstag sollte der Firdusi aufgeführt worden sein und stündlich mußte ich ein Telegramm erwarten.

Das Telegramm kam aber erst Sonntag, und da es sagt, „gestern" sei Firdusi aufgeführt worden, so hätte sich also (irgendwelcher Umstände wegen) die Aufführung von Donnerstag auf Samstag verspätet.

Nun konnte ich's aber auch am Sonntag nicht schicken, denn meine Freunde hatten sich auf das Telegramm schon längst pränumeriert. Ich mußte es also erst im Original herumtragen, — bei Kompert, Hoffer, Tauber und einem Journal-Freunde Schlögl vom Tagblatt, nebst einem andern — Grasberger von der alten Presse. Das geschah von Sonntag auf Montag. Jetzt, Montag abends, schicke ich es Ihnen. In Ihre Hand kommt es am letzten, aber nur darum, weil es in Ihrer Hand auch bleibt.

Wien, 9. November 1871.

So habe ich mir denn, als ich im Jahre 54 den Firdusi zu dichten anfing, dieses Stück als einen Sparpfennig auf meine alten Tage angelegt, damit sich darüber eine jüngere Frau, welche mein zweites Ich geworden, freuen kann, wenn mein erstes Ich für äußere und verspätete Erfolge schon zu müde zur

Freude geworden. Dergleichen Dinge gehören der Jugend. Ganz lieb ist mir's also, daß ich nebst meinen 50 Jahren, welche der Welt entsagen, auch noch 30 habe, welche, wie Goethe sagt, „mit klammernden Organen" die Welt noch festhalten. Ich erfahre zum erstenmale, was es heißt, „in seinen Kindern leben", denn Sie könnten mein Töchterchen sein. Nur würde eine Tochter diesen Anteil doch nicht nehmen, dazu gehört eine Frau. Ich bin also doppelt glücklich, daß ich meiner Frau in meinen Kindern lebe.

Perfall hat noch immer nicht geschrieben, was mich wundert. Will er so viel schreiben? Oder will er die 2. und 3. Aufführung abwarten, weil jede 1. nur ein einseitiger Maßstab? Gleichviel, wir können es erwarten.

Inzwischen hat man mich gestern auf einen Firdusi-Bericht im Fremdenblatte (was ich nicht zu lesen pflege) aufmerksam gemacht, der ehrenvoll genug ist, daß ich ihn Ihnen beilege. Ich fürchte, Perfall hat von meinen gestrichenen „Schönheiten", wie er seinerzeit auch ausdrücklich sagte, wehleidiger als ich selbst, zu viel wieder stehen gelassen. Nach meinen Kürzungen würden die feurigen und lebhaften Szenen den ruhigen und beschaulichen wenigstens das Gleichgewicht halten; es scheint aber, daß die letzteren ein starkes Übergewicht haben. Wenn von der „riesigen" Aufgabe des Firdusi die Rede ist, so hat ihn Perfall gewiß die meisten

meiner Kürzungen deklamieren lassen, denn gar so riesig machte ich ihm die Aufgabe nicht. Daß sich unter der dialektischen Breite die Grazilität (Schmächtigkeit) der Handlung fast verliert und daß diese überhaupt einen didaktischen (lehrhaften) Grundeindruck machen könne, das alles befremdet mich höchlich zu hören und kaum erkenne ich in diesem Porträt meinen Firdusi noch; aber doch könnte der Mann, das fühle ich deutlich heraus, einen Schein von Recht dazu haben, wenn nämlich Perfall von meinen gestrichenen Lese-Schönheiten zu viel auf die Bühne gebracht. Genug, Sie werden als Dichter-Freundin sehr bald erleben, wie man für Lob und Tadel gleichgiltig werden kann, weil sich in anderen Köpfen das Bild des eigenen Urteils bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Die Hauptsache ist und bleibt aber doch die erfreuliche: daß die Stimmung des Referenten die ehrenvollste ist, auch wenn sein Urteil uns teilweise schief vorkommt. Sein Bild ist wie bei der Photographie: wir wissen, daß sie unrichtig zeichnet, weil die Höhen zu groß und die Tiefen zu klein werden; wunderbarerweise ergibt sich aber doch zuletzt eine große und treffende Ähnlichkeit. Sein Grundton ist immer: er empfindet das Dasein eines Dichters. Seine Empfindung ist nicht gestimmt auf den Grundton Weilen und Mosenthal, sondern, wie er selbst sagt, eher auf Tasso. Damit ist mein Name im Großen und Ganzen an seine rich-

tige Stelle gestellt, und wenn ich mir auch nicht einbilden werde, daß er bei Goethe stehen kann, so sehe ich doch, es wird ein Name sein ungefähr wie Otto Ludwig, Hebbel, Heinr. v. Kleist, kurz ein Dichtername, kein Handwerker-Name. — —

Die Sendung so wichtiger Dinge in einem einfachen Briefe hat mir freilich auch warm gemacht; aber was ist zu tun? Ich denke, es gibt zweierlei Postdiebe: solche, die ihre Stelle zu behalten wünschen, — die werden vorsichtig stehlen; dann aber solche, welche recht stark stehlen und dann durchgehen wollen, — für diese Sorte scheint mir das Rekommandieren just doppelt gefährlich. Ich getröste mich also, der Briefträger Ihres Bezirkes wisse wohl seit langem, daß bei dieser Witwe nichts zu holen ist, und da er immer einfache Briefe bringt, so möchte ich ihn durch einen rekommandierten nicht erst aufmerksam machen und seine Unschuld in Versuchung führen. Es ist einer von den Fällen, wo man just durch das Gewagte sicherer gehen kann. —

Die tiefste und niedrigste Stelle ist zurückgelegt und es kann jetzt nur aufwärts gehen. . . .

Wissen Sie, daß jetzt Schillers Geburtstag ist? Er wurde im ersten Jahre geboren, ich im fünfzigsten. Die Hauptsache ist — daß man nicht ungeboren stirbt.

Wien, 1. Jänner 1872.

In Malaga sind am wenigsten Malaga-Trauben zu bekommen und in allen Alpen kann man tagelang zwischen den weidenden Kühen wandeln, aber vergebens nach Milch lechzen. Was Wunder, daß ein Mensch, der schreibt, am wenigsten zum Briefschreiben kommt! Die Tage, wo ich ohne Zeitung war, sind dahin; ich bin wieder gesucht.

Zwar von der Deutschen Zeitung nicht; sie ist übrigens so verunglückt, daß man ohnedies keine Freude an ihr hätte. Aber für den Ungarischen Lloyd habe ich noch meine Siebenbürger Feuilleton zu schreiben, ferner hat mich eine Wiener Sonntags-Zeitung, der Correspondent genannt, auf die ehrenvollste Weise gesucht; ich gab dem Blatte bereits zwei Feuilletons nach einem von mir selbst bestimmten Honorarsatz, bei welchem 4 bis 5 Zeilen auf einen Gulden kommen, aber fast scheint es, ich hätte noch mehr fordern können, denn sie möchten mir fast die Hand küssen. Ebenso hat die Berliner Börsenzeitung meine vorjährige, aber eingeschlafene Mitarbeiterschaft auf die schmeichelhafteste Weise wiederzugewinnen gesucht; auch habe ich mir an dem Blatte in wenigen Wochen 120 Taler verdient, die ich als Ersparnis zurücklegen konnte. Soeben aber, nämlich vorgestern, klopft wieder ein neues Berliner Blatt bei mir an, in einer Sprache, die einen

recht guten Eindruck auf mich macht, so voll Klarheit, Schlichtheit, Anstand und Würde ist sie. Ich werde Ihnen die Einladung mitbringen, wenn ich wieder nach Graz komme. Die Berliner Offerten machen mir am meisten Freude, denn sie liefern mir tatsächlich den Beweis, daß mein Name in Deutschland verbreiteter und angesehener ist, als ich von Wien aus beurteilen kann. Daß ich trotz alledem nicht ins fingerfertige Skribeln verfalle, brauche ich Ihnen am wenigsten zu sagen; was ich schreibe, ist immer ein Gedanke, und nicht bloß Causerie. Komme ich nach Graz, so bringe ich gedruckte Sachen mit, und ich nehme mir fest vor, mir nächstens Luft zu machen, sei's auch nur auf wenige Tage.

Erwarten Sie also im Briefschreiben keine Heldentaten von mir. Ich will mich gar nicht für einen „geplagten Mann" ausgeben und den Märtyrer des Geldverdienens spielen; durchaus nicht; mit der Hand schreibe ich gar nicht so viel, aber mit dem Konzept bin ich wenigstens bei der Sache, und indem ich mir meine Stoffe und ihre Kunstformen überlege, ist auch das eine Arbeit, deren Gespinst ich ungerne durchkreuze und zerreiße durch vieles oder längeres Briefschreiben.

Wien, 31. Jänner 1872.

Seit 16 Tagen martert mich ein Krampfhusten, der mich wie Sprengpulver in tausend Stück zu zerreißen droht. Ich bin ganz zerschlagen.

Und doch habe ich in den wenigen guten Stunden des Tages gearbeitet und viel gearbeitet. Just der Jänner gehörte zu meinen fleißigsten Monaten. Es gab freilich allerlei zu sagen — Bauernfeld-Jubiläumsfeier, Grillparzer-Totenfeier ꝛc. Mein Berliner Börsenzeitungs-Feuilleton über Grillparzer hat der Wanderer nachgedruckt, — es waren freilich Worte, die sonst niemand sagte, wenn ich sie nicht sagte.

Die Münchner Firdusi-Tantième hat mir bare 53 fl. 7 kr. eingetragen. Es scheint, das Stück wird nicht mehr gegeben. Ich sage, es scheint, denn ich würdige Baron Perfall meines Briefwechsels nicht. Es ist nur zu gewiß, daß der Mann auf zwei Achseln trägt und sich mit süßlichen Redensarten durchschwindeln will, im übrigen in den Händen der Münchner Clique und meiner Neider steckt, nach deren Einflüssen er handelt, während er mich mit Reden abfindet . . .

Gegen meinen Krampfhusten habe ich zum erstenmale im Leben etwas angewendet, nämlich Morphin, das mir ein Arzt riet. Es half aber auch nur momentan, dann ging die Leier wieder fort. Für mich gibt's nur einen einzigen Rat, den ich befolgen werde: Winteraufenthalt in einem milderen Klima. Ich wollte, ich dürfte sagen, der heurige Winter war mein letzter; aber leider wird er nur mein vorletzter gewesen sein, denn ich werde vom nächsten Winter noch ein Stück brauchen, um meine deutsch-literarischen Angelegenheiten

gänzlich zu ordnen. Meine Vorlesungen, wenn es noch dazu kommt, gedenke ich gleich mit Anfang des nächsten Herbstes zu halten, jedenfalls aber habe ich es mir nach und nach als das Vernünftigste zurechtgelegt, meinen Aufenthalt überhaupt auf ein paar Monate nach Berlin zu verlegen, um dort und in den Nachbargebieten Dresden, Leipzig, Weimar, Hamburg — meine dramatischen Aspirationen persönlich zu betreiben. Wie weit man mit Briefen kommt und wenn man Personen und Verhältnisse nicht an Ort und Stelle studiert, das zeigt München und Perfall. Wollte Gott, ich gelangte sogar noch heuer dazu, etwa vom März oder April an, nach Berlin zu gehen. Aber das wird sich wohl nicht mehr machen lassen.

Wien, 26. März 1872.

Wie ein Holländer bin ich durchgegangen. Es war aber auch buchstäblich zum Davonlaufen. Ich habe doch viele Regentage erlebt, aber dieser Montag hat all meinen Zorn, ich möchte sagen, meine Grausamkeit herausgefordert; am liebsten hätte ich ihn an den Galgen gehenkt, diesen nichtswürdigen Tagdieb von einem Tag! Und wahrlich, ich hatte viel Geduld mit ihm. Es regnete Vormittag, — ich saß und schrieb gelassen an einem Feuilleton. Es regnete mittags; ich ließ mir die Hausgefangenschaft gefallen, trat nicht über die Schwelle der Stadt Triest, sondern aß unten

in der Restauration und kroch dann ohne Klagen wie Ritter Toggenburg in meinen Käfig wieder zurück. Es regnete Nachmittag, — ich machte ein kurzes Schläfchen und schrieb dann ein Stück von der ungarischen Novelle ab; just ein Stückchen, das neu und mit Feingefühl zu schreiben war, also mit Gemütsfreiheit. Aber ich hatte sie. Noch immer hoffte ich, es würde wenigstens abends der Regen aufhören und ich machte um 7, — um 8 — einen Sprung zu Ihnen. Als aber auch diese letzte Hoffnung schwand, da riß denn auch meine Geduld und mit einem wahren Grimm gegen die Pfützen des Jakomini-Platzes, die ich seit 12 Stunden trostlos angestarrt, riß ich meine Glocke, forderte meine Rechnung und fuhr noch abends um halb zehn von Graz ab. Es war bitterlich kalt, der Sturm heulte und in ganz Steiermark lag Schnee. Vor Mürzzuschlag schlief ich ein halbes Stündchen und auf dem Semmering, den ich trotz Kälte und Elend bei der Helle des Vollmondhimmels mit liebevoller Aufmerksamkeit verfolgte, fielen mir doch in der Gegend der Station Klamm endlich die Augen zu, und als ich sie wieder aufschlug, standen wir vor dem Gloggnitzer Bahnhof. Ich hatte also zum zweitenmale geschlafen und zwar circa drei Viertelstunden lang, was bei meinen schlaflosen Eisenbahnnächten immer merkwürdig ist. Am merkwürdigsten aber ist, daß ich die ganze Station Payerbach verschlafen, also das Rufen der Kondukteure, das Läuten

der Glocke rc. rc., d. h. ich muß sogar sehr fest geschlafen haben, denn nie in meinem Leben habe ich solche Geräusche überhört; im Gegenteile, viel geringere wecken mich auf. Wir saßen übrigens gedrängt und unbequem, aber noch gedrängter und unbequemer im Omnibus, also bis zum letzten Augenblick unbequem. Wahrlich, Waschweiber und tragische Dichter verstehen einander; es gibt einen Aberglauben, es soll einen geben!

Um halb 6 war ich in Wien und vergönnte mir gleich um 8 ein russisches Dampfbad, das mich auf der ganzen Fahrt begeistert und aufrecht erhalten, als wollustvoller Lohn meiner Mühe — wie den Gläubigen Mahumeds Paradies. Es hat mir trefflich bekommen. Jetzt sitze ich wieder in der Sonne an meinem Schreibtisch und halte den ganzen heutigen Tag für Gewinn, den ich mir durch die Nacht erworben. Und ich kann ihn brauchen, diesen gewonnenen Tag, denn schon liegen Briefe da und interessant ist immerhin ein Berliner Brief, der mir in Sachen der neuen Zeitung, die am 1. Mai erscheinen soll und die mit mir anknüpfte, für das Feuilleton 20 Taler bietet, was recht ehrenvoll ist. Von der Berliner Börsen-Zeitung genierte ich mich mehr als 15 zu verlangen. Kleine Avancen, die den Mut zur Arbeit beleben und auffrischen!

Was glauben Sie wohl, wer meine Komödianten-Nachbarin war? Niemand Geringerer als unsere Frau

Haitzinger! Da ich im Laufe des langen Regentags unzählige Mal auf den Gang hinaustrat, traf ich einmal mit ihr zusammen.

Wien, 6. April 1872.

Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Ihren guten und treuen Brief nicht umgehend beantwortet, wie er es wohl verdient hätte. Auch kann ich mich nicht einmal mit überhäufter Arbeit entschuldigen, denn ich habe seit meiner Zurückkunft von Graz etwas nachgelassen. So ein Ausflug ist immer eine kleine Krisis und Unterbrechung der Gewohnheit und läßt die Dinge nicht beim Alten; mich hat er ein bischen zerstreut und ich muß mich wieder sammeln. Vielleicht wirkte es auch dämpfend auf meine Arbeitslust, daß mir die 2 Feuilletons, die ich in Graz geschrieben, als nicht recht passend wieder zurückgeschickt worden, — eine seltsame Harmonie mit den übrigen Widrigkeiten!

An den Ostertagen machte ich mit zwei Journal-Freunden einen Ausflug nach Wildegg und Heiligenkreuz. Einer dieser Freunde (Schöffel) hat seit länger Freundes- und Nachbarverkehr mit dem Stifte und steht in guten Beziehungen zu den Geistlichen. Auch mein Name war als Verfasser des Amerikamüden wohlbekannt, aber nicht etwa, wie Sie glauben könnten, zugleich ein Schreckbild wegen meines kirchlichen Radikalismus. Nichts weniger! Von solchen Dingen ist

entweder nicht die Rede, oder wenn die Unterhaltung bei Wein, Kaffee und Zigarren kordial wird und Einblicke in alle Charaktere und Gemütsverfassungen zuläßt, so — denken sie ungefähr wie unsereiner! Wir haben zwei der vergnügtesten Menschentage verlebt, obwohl der Montag ein so hartnäckiger Regentag war, ganz wie 8 Tage zuvor in Graz. Aber wir bemerkten es kaum. In der gastlichen Geselligkeit mit den Stiftsgeistlichen, Beschauen des Gebäudes und seiner Sehenswürdigkeiten, Aufenthalt am Tische, langen und animierten Konversationen verflogen die Stunden wie Augenblicke, und als wir endlich um 4 Uhr unsern Wagen zur Rückfahrt an den Mödlinger Bahnhof nahmen, brach die Sonne doch durch, so daß es also schließlich nicht ganz so schlecht war wie an jenem Grazer Montag der vorhergegangenen Woche.

Es fehlte wenig, so wären wir mit der Königin von Spanien zusammengetroffen, die unmittelbar nach uns von Baden zu einem Besuch heraufkam. Zwei Stunden vor uns hatte sie sich ansagen lassen, ganz wie ein armes Weib, die keine Bedienung mehr hat, nämlich durch ihren Buben. Ich fand ihn im Fremdenbuche eingezeichnet und sein „Alphonse de Borbon" war eine so wunderschöne, feste, körnige Handschrift, wie ich weder mit 12 Jahren geschrieben noch je in meinem Leben schreiben werde. Ich konnte mich kaum satt sehen an diesem „Alphonse de Borbon". Schließ-

lich war ich als Demokrat stolz auf — die Kinder des Volkes . . .

Wien, 1. Juni 1872.

Ich schreibe Ihnen — um zu schreiben, nicht weil ich eben Briefstoff habe.

Mein einziger Briefstoff ist — eine neue Adresse. Ich wohne seit heute: Wollzeile Nr. 11, 4. Stock links.

Es ist das Haus neben der Kautschukhandlung und wo unten an der Ecke ein Kaffeehaus ist. Einst, als noch die alte Post bestand, war es vis-à-vis von der Apotheke in der alten Post.

Ich hatte keine Hauptursache auszuziehen, aber doch haben sich nach und nach allerlei kleine Nebenursachen addiert. Ich beeilte mich deshalb auch gar nicht, sondern habe nicht eher gekündet, als bis ich gemächlich und in der Stille, nach ununterbrochenem, vielmonatlichem Suchen etwas, das ich für eine Verbesserung halten durfte, gefunden hatte.

Ein starker Grund war wohl immer mein 4. Stock mit Mezzanin, der also ein 5. war. Hier habe ich doch ehrliche 4 Stöcke. Ich erspare 26 Stufen, — macht täglich (3mal hinauf und hinab) 156 Stufen, was auch nicht zu verachten ist. Die Himmelsgegend ist genau das Süd-West meiner alten Wohnung, also derjenige Strich, der mir vor allem am liebsten ist.

Hoch schätze ich auch, daß ich hier einen gänzlich separierten Eingang von der Stiege habe und kein Vorzimmer mit der Hauptwohnpartei. Ich bin dadurch vieler Dienstboten-Dummheit überhoben, und was das heißen will, weiß nur der, der 25 Jahre lang mietet.

Früher z. B. konnte ich selten nach Tische ungestört schlafen, was mir doch ein so großer Genuß ist. Genau in der halben Stunde, die meine Schlummerzeit ist, ließ die Zimmerfrau tagtäglich das Vorzimmer aufreiben, denn gewisse Frauen glauben, nicht selig zu werden, wenn sie ihre Magd nicht fortwährend zu tausend eingebildeten Arbeiten hetzen. Die Magd, ein rasches und kräftiges Ding, fiel nun mit Bürsten und Besen den Boden an, als wenn es ein Augiasstall wäre, und stieß dabei fortwährend gegen meine Türe, daß ich glaubte, Bomben und Petarden fallen. Ein- und zweimal machte ich eine Bemerkung dagegen, — das Mädchen war auch gar nicht bösartig, sondern eine von den ewig heiteren und lachenden, aber — sie hat's halt vergessen!! Eine andere Geißel ist das Bestellen durch die Dienstboten. Entweder bestellen sie gar nicht oder falsch. Einem meiner Besucher sagte das Mädchen einst: „wird nix austeilt"; er ging und ich hatte später Not, ihn zu beschwichtigen. Außer der Dienstboten-Dummheit fällt aber auch die Dummheit der Besucher weg, die sich auf den Dienstboten ausreden. Auf dem alten Fleischmarkt sagte mir die Magd einst:

Es war schon 3mal ein fremder Herr da, der Sie dringend zu sprechen wünscht, und ob Sie denn verreist wären? Ich werde täglich rasender über die Viechdummheit der Menschen und ich sagte dem Dienstmädchen: wenn der fremde Herr zum viertenmal kommt, so geben Sie ihm dieses Billet. Ich hatte aber folgendes darauf geschrieben:

Mein Herr! Ich pflege täglich 3mal zu verreisen. Morgens reise ich zum Frühstück, mittags reise ich zum Mittagsessen und abends verreise ich auf ein Abendbrod. Wenn die Honoratioren, die mich mit ihren Besuchen beehren, genau diese drei Tagszeiten wählen, wo kein Mensch voraussichtlich zuhause ist, so werde ich von heute bis ans Ende der Welt immerdar verreist sein; im übrigen bin ich täglich 12 Stunden zuhause. - Das Hornvieh ließ sich nicht mehr sehen.

Hier, bei meinem gänzlich separierten Eingang, habe ich einen Briefkasten an der Tür, und wer mich nicht zuhause findet, der kann entweder eine Notiz einwerfen oder kann's bleiben lassen. Genug, es steht ihm kein Dienstbote zur Verfügung, der seine Bestellungen entweder dumm ausrichtet oder dem er selbst Dummheiten bestellt. Ich sehe von der Dummheit ein Stück weniger in der Welt.

Bei der allgemeinen enormen Zinssteigerung, die wieder mit 1. Mai eingetreten ist, rutscht mein Woh-

nungswechsel noch glimpflich durch. In der Kleeblattgasse zahlte ich 22 fl. mit Bedienung, hier 25. Das ist alles. Man verlangte freilich 30, aber ich habe — diesmal zum erstenmal in meinem Leben — gehandelt.

Möge es übrigens meine letzte Wiener Wohnung sein und dann will ich sie in Gottes Namen meine beste nennen!

Ich hoffe nun, sehr bald wieder in Graz zu sein.

Wien, 18. Juni 1872.

Neulich schrieb mir bei Gelegenheit eines Feuilletons, das ich am Sonntag veröffentlichte, schon am Donnerstag derselben Woche Auerbach einen ungemein schmeichelhaften Brief — aus den Tiefen des Schwarzwaldes. Ich werde ihn Ihnen mitbringen. Nur diese Eine Stelle will ich Ihnen jetzt schon hersetzen:

„Wunderlich! Ich lese jetzt bisweilen auch etwas von Joh. Scherr und der laute und freie Ton scheint Ähnlichkeit mit dem Ihren zu haben, aber es scheint nur; Scherr hat in seiner Derbheit etwas Affektiertes, seine Grobheiten sind ausgetüftelt, zusammengetragen, er jodelt mit Koloraturtrillern. Genau gesehen, bestehen seine Linien aus lauter Tupfen. Sie dagegen — doch ich will Sie nicht noch einmal loben . . .“

Wien, 27. Juli 1872.

Ich bin noch immer nicht auf der Wanderschaft, obwohl meine lange Briefpause keine andere Bedeutung hatte, als so lange zu warten, bis ich Ihnen den Tag meiner Abreise melden könnte. Aber ich kann es sogar heute noch nicht. Inzwischen bin ich fast geneigt, meine ursprüngliche größere Marschroute aufzugeben und den Plan viel kleiner zu machen.

Mein erster Plan war: Gang durch das Salzkammergut ins Pinzgau; Gang in die sehenswertesten Seitentäler des Pinzgaus: Kaprunertal, Fuschtal, große und kleine Arltal, Gasteinertal (das ich noch nie gesehen); hierauf Gang über die Tauern ins Kärntnerland und Ruhepunkt bei Dr. Fischhof. Von diesem Ruhepunkt aus verschiedene größere und kleinere Ausflüge zu den Naturschönheiten Kärntens, z. B. Villacher-Alpe, Weissensee, Millstättersee, Maltatal, Gailtal ꝛc. Endlich Rückfahrt über Graz und Ruhepunkt daselbst; zuletzt Rückkehr nach Wien.

Keine einzige große, aber lauter kleinere Ursachen waren es, die diesem Plan in die Quere traten. Z. B. der Umstand, daß meine Feuilletons in kurzer Zeit dreimal konfisziert wurden. Da blieb ich nun gerne an Ort und Stelle, um das Gerichtsverfahren abzuwarten, damit es nicht heiße, ich ergreife die Flucht. Wir haben in unserm lieben nichtswürdigen Österreich

aber ein doppeltes Gerichtsverfahren: erstens die Geschworenen; aber diese nur angeblich und dem Namen nach. Da nämlich die Geschworenen zur Verkümmerung der Preßfreiheit sich nicht leicht hergeben und gewöhnlich ein „Nichtschuldig" sprechen, wodurch die Konfiskations-Behörde, nämlich die Staatsanwaltschaft blamiert ist, so haben wir zweitens ein Verfahren, das noch aus dem reaktionären Belcredi-System stammt und dessen sich ein ehrliebender Richterstand eigentlich aufrichtig schämen sollte. Dieses Verfahren folgt einem Gesichtspunkte, welcher sich so ausdrückt: Nicht der Autor ist der Verbrecher, sondern -- das Zeitungspapier! Der Autor kümmert uns nichts, der Autor geht uns gar nichts an, mit dem Autor wollen wir nichts zu schaffen haben. Das Zeitungspapier hat ein Verbrechen begangen und das Zeitungspapier konfiszieren wir. Hier wird also nicht eine Person, ein Subjekt, angeklagt, sondern bloß ein Gegenstand, ein Objekt, nämlich ein Stück Papier, verfolgt. Man nennt es daher das objektive Verfahren. Als ich nun dreimal konfisziert wurde, wartete ich dreimal ab, ob das subjektive oder das objektive Verfahren beliebt würde und so verspätete sich meine Abreise. Aber schon der Umstand, daß ich in kurzer Zeit dreimal konfisziert wurde, läßt Sie ungefähr erraten, wie Sie meinen Charakter kennen, daß ich mehr fürs Kämpfen als fürs Reisen gestimmt war. Will uns der Staatsanwalt einschüchtern,

so will ich ihn selbst einschüchtern. Anstatt andere zu fürchten, ist es mir nämlich immer lieber, daß die anderen mich fürchten. Ich setzte nun meinen Kopf darauf, um keinen Preis nachzugeben, sondern den Konfiskations-Dieben nur noch tapferer zu trotzen. Denn so perfid dieses Schaukelsystem zwischen subjektivem und objektivem Prozeß ist, so günstig ist es ja doch eigentlich für uns. Stellt ihr mich vor die Geschworenen und gebt ihr mir Gelegenheit, mich öffentlich zu verteidigen, so wißt ihr recht gut, was ich sagen werde, und es wird euch nicht wohl dabei zu Mute. Ihr wagt es nicht, mich öffentlich reden zu lassen. Nun gut, so konfisziert euch zu Tode! Das viele Konfiszieren schadet weit mehr euch als uns, denn es macht euch lächerlich. Das Publikum sieht zuletzt wohl, daß ihr geneckt werdet, daß ihr den Schaden und den Spott habt. Denn eigentlich muß es jedem Ministerium, und noch dazu einem liberal-scheinen-wollenden, wie dem Ministerium Glaser-Unger-Stremayr, doch peinlich sein, die Presse so stark zu verfolgen, aber doppelt peinlich, sie mit dem objektiven Verfahren zu verfolgen, welches das gehässigere ist, weil es das schlechte Gewissen verrät, sich vor der Freisprechung der Geschworenen zu fürchten. In dieser Falle eures objektiven Verfahrens sollt ihr euch daher selbst fangen. Die Falle ist nur schrecklich, wenn man sie fürchtet, aber sie wird schrecklich für euch, wenn sie

der Konfiszierte nicht fürchtet. Also nur fort konfisziert! Konfisziert euch die schwere Not an den Hals! — Das war meine Gesinnung und in dieser Gesinnung blieb ich von Woche zu Woche auf meinem Posten in Wien. Auch höre ich soeben aus einer angeblich guten Quelle, daß der oberste Leiter des Preßbureaus beim Minister Unger gewesen und ihm gesagt hätte, wenn der „Correspondent“ noch Einmal konfisziert wird, so stehe er nicht für die gesamte Wiener Presse, welche zuletzt doch seine Partei ergreifen müsse, denn eigentlich sei ja der Correspondent verfassungstreu und deutsch-gesinnt, also von der Parteifarbe des Ministeriums, wenn auch auf seine eigene Weise, und es sei im höchsten Grade unpolitisch, zwischen dem Ministerium und der Wiener Presse den Hausfrieden zu stören. Meine Festigkeit hätte also gesiegt, — ganz wie ich wollte.

Während ich nun aber in Wien blieb, fehlte es doch nicht an wiederholten kleineren Ausflügen, welche ich mit ein paar guten Freunden und Kollegen zu machen pflegte. Diese Kameraden verehren mich und tragen mir zu, wie mich andere verehren. Aber welcher Mensch wäre nicht so schwach, Schmeichler zu lieben, zumal wenn die Schmeichler selbst etwas geleistet haben und Männer von Charakter und Urteil sind! Dieser Name paßt dann kaum mehr für sie, wenigstens nicht im unedlen Sinne des Worts. Kurz, ich bin in

einem kleinen Kreise ein großer Mann, und der Kreis ist nicht einmal so klein, wie ich denke. Ich höre von Leuten, welche meine Kraftworte zitieren, welche meine Manieren nachahmen, welche mich kopieren, — kurz, eine Schule Kürnberger! Ihnen erzähle ich das, weil für solche kleine Eitelkeiten auch bessere Frauen Sinn haben. Hätte ich diesen Sinn, so hätte ich längst aus mir etwas machen können, wie Sie wohl selbst wissen. So begnüge ich mich mit der kleinen Anbetung meiner nächsten persönlichen Umgebung, bleibe aber nach wie vor zu faul und zu stolz, im großen Publikum mit mir viel Lärm zu machen, oder Lärm machen zu lassen.

Mitte dieses Monats, Sonn- und Montag, den 14. und 15., war ich bei einer Vereinsversammlung des Reichsforstvereins als Ehrengast eingeladen und mußte mir an beiden Tagen gefallen lassen, daß ein Toast auf mich ausgebracht wurde. An großer Tafel mit 50 bis 60 Personen! Ich, der ich nie ein öffentliches Wort gesprochen! Aber was war zu tun? Friß Vogel oder stirb; ich mußte meine Blödigkeit überwinden und antworten. Ich antwortete ohne Stottern und improvisierte eine kleine, aber passende Gegenrede. Das Rekrutenfieber überwindet sich leicht und rasch, wenn man erst hört, wie leicht sich's andere machen und wie viel Hohles und Unfertiges gestottert wird. Das macht Selbstvertrauen. Kurz, am zweiten Tage

war ich schon keck genug, selbst einen Toast auszubringen, und noch dazu einen satirisch-galanten. Das ging so zu. Ein Forstmeister, ein alter braver Knabe, hatte sich zwischen den vielen Gängen des Diners die Zeit damit vertrieben, daß er das Porträt der jungen und sehr hübschen pikanten Hausfrau vor sich hin in sein Skizzenbuch zeichnete. Das Album ging hierauf unter Gelächter von Hand zu Hand, denn das Köpfchen war eine gelinde Karikatur geworden, zumal die schwarzen sprechenden Augen gespenstisch-starr und hohl. Man aß und toastierte hierauf weiter und ein Toast war feierlicher und pathetischer als der andere, und überhaupt des Guten längst schon zu viel. Da dacht' ich bei mir: müssen schon Toaste sein, so sollte wenigstens Einer den gescheiten Einfall haben, endlich den Anfang zu machen mit einem scherzhaften Toaste, damit das ewige „begeisterte Hoch" einer leichteren Tischunterhaltung wiche. Aber warum war ich nicht selbst dieser Eine? Gedacht, getan! Ich klingelte an mein Glas, — (das Zeichen, womit um Stille gebeten wird) und sprach: Meine Herren! Alles lebt bereits und lebt sogar Hoch! Wir haben scheinbar nichts vergessen. Und doch haben wir etwas ergessen, nämlich — die bildende Kunst! (Hier ahnte man bereits, wo ich hinaus wollte, und man fing an, satirisch zu lächeln. Ich fuhr fort:) Wir haben zuvor ein Bildnis gesehen, welches bezaubernd schön war — —

wenigstens im Original. (Lachen; Rufe: sehr wahr! sehr gut!) Eine schwache Menschenhand hat versucht, dieses Bildnis eben so wohlmeinend als unvollkommen abzukonterfeien. (Lachen.) Welch ein toller jugendlicher Übermut! (Der Mann war weißhaarig.) Aber es muß uns imponieren. Ermuntern wir also die junge hochfliegende Künstlerseele und bringen wir ihr ein begeistertes Hoch schon für die hochgemute Kühnheit, mit bescheidenen Mitteln ein Bild auf die Nachwelt zu bringen, welches als ein Ideal, der besten Künstler würdig, in unsrer bewundernden Mitwelt lebt. (Heiterkeit! Bravo! Gläserklingen ꝛc. ꝛc.) Die junge Frau aber wurde rot bis über die Ohren und bog ihr Köpfchen tief auf die Torte hinab, die sie mit eifriger Energie uns vorschnitt. — Das Fest fand in Fahrafeld statt, ein schönes Tal über Baden hinaus und zwischen Baden und Gutenstein ungefähr in der Mitte liegend.

Da haben Sie Gründe meiner diesjährigen Reiseverspätung. Erstens meine journalistischen Turniere; zweitens meine kleineren, aber geselligen Ausflüge, die mich für mein altes einsames Wandern fast gleichgiltig gemacht. Rechnen Sie dazu drittens: die heftigen Wolkenbrüche, womit der Sommer gleich seinen Einzug gehalten und die auf wüsten Hochgebirgspfaden eine unwillkommene, fast gefährliche Überraschung sein müßten; gegenwärtig aber wieder die unbarmherzige

Hitze, schwanger von Sonnenstichen. Daneben bin ich doch nicht mehr der Alte und das enthusiastische heldenhafte Rennen, täglich zwölf Stunden lang über Berg und Tal im heftigsten Sonnenbrand, und dann das Hineinspringen in die kältesten Bergwasser und zwei- und dreimalige Baden mitten im heißesten Wandern, – all diese jugendlichen Exzesse, die ich noch bis in die neuesten Zeiten mit Wonne und völlig gefahrlos getrieben, müssen endlich auch aufhören. Mein unbändiger Geist fängt an ein bischen mürbe zu werden, denn der Körper wird es. Die paar Wanderproben, die ich heuer gehalten, ließen mich spüren, daß ich mich mäßigen muß und daß mein Motto nun lautet: Eile mit Weile! So wirkte alles zusammen, mich bis gegen August hinzuhalten. Im Salzkammergut und in Gastein ist aber jetzt schon die höchste Saison, Fremdenzudrang, Zimmernot und Teuerung auf dem Gipfel, und bedenke ich das, so entschließe ich mich fast, die erstgenannte Route aufzugeben und just umgekehrt zu machen, nämlich gleich über Graz nach Kärnten zu fahren, also nach Graz zuerst zu kommen. Das aber soll nun doch bald geschehen.

Wien, 28. September 1872.

Ich drehe mich so sehr im Kreise weniger Gassen und Straßen herum, daß es für mich ein Ereignis ist,

wie für einen Pilger, der die heiligen Orte im gelobten Lande betritt, wenn ich mitten in Wien und eine halbe Stunde von mir gewisse Stätten betrete, in welchen die Vorzeit, die Sage, die Erinnerung, kurz die Romantik in epheuumsponnenen Fußstapfen der Geister wandelt.

Ein solches Ereignis war heute.

Ein Gang zu Grasberger (der mir den Michelangelo dediziert hat) führte mich durch die Alservorstadt. Wie lange habe ich sie schon nicht betreten! Und betreten muß man einen Ort, — befahren ist nichts! Aber der Tag war schön und zum Gehen einladend. Wind und Frost, welche schon den grimmigsten Winter gedroht hatten, wechselten just heute wieder mit dem lieblichsten Herbstwetter. Warm schien die Sonne vom blauen Himmel, als ich in der Johannesgasse Nr. 2 zu den Fenstern des zweiten Stockes hinaufsah, welche glänzten und funkelten. Das Haus, von der Sonne vergoldet, sah so fröhlich und jung aus und den Fenstern lächelte es warm und blühend aus den Augen, als gingen die schönen alten Dinge soeben jetzt in ihrem Innern vor, oder als wüßten sie es wenigstens, daß sie vorgegangen. Ich aber, auf der Gasse drunten, kam mir nicht dunkler und älter vor als die Fenster droben im Lichte. Wir flossen zusammen, d. h. wir waren niemals auseinandergeflossen. Ich war so zuhause in der Johannesgasse; die Geschichte dieser

sonnigen Fenster war mir so frisch, so gegenwärtig, saß mir so gut am Leibe, daß ich mich gar nicht drein finden konnte — in die Anzahl der Wandkalender, welche die Menschen seitdem vom Nagel genommen. Ein Jüngerer mag das Liebe und Treue nennen; ein Älterer nennt es — sein Alter! Ach, wie verkennt man das Alter, wenn man meint, alt sei das Vergessen! O nein, alt ist das Erinnern! Gegen neue Eindrücke gleichgiltig sein, aber lieber und lieber sich in die alten versenken, das ist das Alter. Freilich wird das Alter — stumm. Die Worte hören auf, das Hochamt wird nicht mehr mit allen Glocken eingeläutet, das Gemüt liest seine stille Messe. Wehe dem Ohre, das nur hört, was gesprochen wird! Das Beste wird nicht gesprochen.

Wien, 14. Oktober 1872.
An einem sehr schönen Tage.

Ich war den ganzen Vormittag heute stark im Zweifel, ob ich Ihnen einen recht langen Brief schreiben, — oder einen recht kurzen in zwei, drei Zeilen hinwerfen und bloß ankündigen soll, daß ich den recht langen Brief — lieber sprechen werde.

Ich habe mich für das letztere entschieden.

Jene kleinen Fäden, die mich von meinem Grazer Besuch immer zurückgehalten, jene kleinen Spannungen auf die kleinen Entwicklungen meiner literarischen An=

gelegenheiten loco Wien, die mich in Wien von Frist zu Frist, – nicht stark, aber doch immer festgehalten haben, — sie sind endlich alle zu Ende.

Ich habe gestern mit Dingelstedt eine Konferenz gehabt, welche vielleicht entscheidend war für den günstigen Stand meiner künftigen literarischen Theater-Angelegenheiten.

Diese Wendung wollte ich abwarten.

Wann ich immer früher gekommen wäre, es hätte mir wehe getan, Ihnen nichts sagen zu können, als — ich hoffe ... ich hoffe ...

Das haben wir lang genug getan in unserm armen Leben!

Im Grunde bringe ich auch jetzt nichts mit als Hoffnungen, aber wenigstens Hoffnungen auf ein gegebenes Wort. Und im ganzen Menschenverkehr haben wir ja überhaupt nicht mehr, als daß sich einer auf den andern verläßt. Alles kommt darauf an, ob ich aus mir selbst heraus hoffe oder ob mir der andere Ursache und Grund zu hoffen gibt. Jenes kann man eigentlich bloß wünschen und erst dieses hoffen nennen.

Und Dingelstedt hat mir Hoffnungen gemacht, nach welchen ich berechtigt wäre, meinen Theater-Horizont ebenso rosig anzusehen, als ich ihn bisher schwarz angesehen.

Auf diesen Lorbeeren läßt sich also einstweilen ausruhen. Mit dieser Ruhe im Gemüte komme ich

jetzt nach Graz, und wie viel Zeit auch vergangen ist, so darf ich wohl sagen, erst jetzt ist der rechte Augenblick.

Wien, 7. Dezember 1872.

Jedenfalls bringe ich die Weihnachten in Graz zu. Am 15. habe ich noch eine Unterredung mit Dingelstedt; zwischen 16. und 20. fahre ich nach Graz. Am Vorabend meiner Abfahrt schreibe ich Ihnen noch einmal.

Wien, 30. Dezember 1872.

Der Stephansturm läßt Sie schön grüßen.

Soeben, halb 6 Uhr abends, betrete ich meine Wohnung. Daß ich glücklich angekommen bin, ist diesmal keine Redensart, denn wir fuhren durch eine Sorte von Nebel, welche den Bahnzügen gar nicht ungefährlich ist.

Von Graz bis Frohnleiten stand die Nebeldecke hoch, von Frohnleiten bis zur Mittagsstation Mürzzuschlag und drüber hinaus bis auf die größere Hälfte des Semmering kam die Sonne zum Vorschein und ich freute mich noch einmal am schönen Steirerland; aber bei der Semmering-Station „Klamm" kamen die Nebel tief in die Schluchten hereingekrochen, und es war nicht die Sorte der Wolkennebel, welche oben heiteren Himmel machen, wenn sie talwärts gehen, sondern es waren die unheimlichen verräterischen Schleier-

nebel, welche oben und unten zugleich sind. Von der Klamm an war die ganze österreichische Seite ein Nebelozean, in welchen der Bahnzug hineinfuhr und sich durch fleißiges Pfeifen half, denn wo die optischen Signale nicht gesehen werden, müssen die akustischen aushelfen.

Übrigens trug ich diesmal meinen Plaid und kam in Wien nicht so erfroren an wie in Graz, sondern ziemlich behaglich. Wie hätte ich sonst Lust zu schreiben? Ich schicke Ihnen diesen Gruß und – ein Gedichtchen, das ich noch im Bette vor dem Einschlafen komponierte, als wir uns am Sonntag um 10 Uhr abends für diesmal das letzte Lebewohl gesagt.

Kein Letztes!

„Der letzte Gruß“ — „der letzte Kuß“ —
Das sollt ihr niemals sagen,
So lang ihr noch lebendig spürt
Das Herz im Leibe schlagen.

Das Wort „unmöglich“ streicht die Macht
Aus ihrem Wörterbuche;
Das Wort „zum letztenmal“ verbannt
Die Lieb' aus ihrem Spruche.

* *

Wien, 10. Mai 1873.

Die Zerstörung Jerusalems ist das neueste Freudenereignis der Weltgeschichte! Gestern Freitag, den 9. Mai, mittags um 1 Uhr wurde die Wiener Börse polizeilich geschlossen!! Und da sage man noch, daß der Freitag ein Unglückstag ist!

Es war an dem, daß der Baron Rothschild beinahe und der Baron Schey wirklich geprügelt wurde; daß eine Menge von Hunderten zu Hyänen gewordener Menschen die schuldigsten Börsen-Häupter totschlagen wollte, während diese wieder nach Polizei und Militär schrien, was jedenfalls Öl ins Feuer gewesen wäre, so daß heute vielleicht Wien in einem Blut- und Flammenmeer unterginge, daher der anwesende Regierungs-Kommissär, gescheiter als die ganze Judenangst, anstatt Waffengewalt anzuwenden, — den Hausschlüssel anwendete und die Börse einfach schließen ließ. Gestern erschien kein Kurszettel!

Und fragen Sie mich, wie es gekommen, so ist das eigentlich das Schönste vom Schönen. Geld ist im Überfluß auf dem Markte, der politische Himmel war nie reiner und ruhiger; nicht die leiseste Ausrede ist weit und breit aufzutreiben. Die eigene Schuld wirkte hier ganz und voll, ohne jeden mildernden Nebenumstand. Die Börse brach zusammen unter der Überlast ihrer eigenen Verbrechen.

Seit gestern können ehrliche Leute wieder über die Straße gehen und Menschen, welche arbeiten, werden nicht Dummköpfe genannt. Seit gestern heißt ein Dieb wieder Dieb und nicht mehr Baron. Die Herrschaft der Diebe hat aufgehört oder ist wenigstens wohltätig unterbrochen.

Ich sehe nur lachende Gesichter. Jetzt erst wird es sichtbar, welch eine ungeheure Masse von Grimm angesammelt war. Glücklicherweise ist der Grimm der Wiener tatlos; in jeder andern Stadt wäre zwischen gestern und heute kein Judenhaus unverbrannt geblieben.

Es wird allgemein bedauert, daß der Sturz nicht 14 Tage früher eintrat, wo er noch die Mai-Steigerung verhindert hätte. Um Ihnen ein Beispiel des herrschenden Geldfiebers zu geben, nenne ich Ihnen nur einige dieser Steigerungen. Ein Laden auf dem Kohlmarkt wurde von 16hundert auf 8tausend Gulden gesteigert. Ein Laden auf dem Stephansplatz zahlte 4000 fl. und zahlt jetzt 16,000. Eine Wohnung wurde von 3000 fl. auf 10,000 gesteigert. Ein Wirt in Mödling mistete seinen Kuhstall aus, zog eine nasse Lehmwand durch, nannte es „2 Zimmer“ und verlangte für diese „Sommerwohnung“ 700 fl. Schon fand er einen Esel, der ihm 600 bot; er gab es nicht einmal her. Jetzt höre ich soeben von kompetenter Seite, daß zwischen Donnerstag und Freitag in Baden

und Vöslau 126 Sommerwohnungen mit Aufopferung des Drangeldes wieder abgesagt worden.

Nie hat ein schöneres Gewitter eine verpestetere Luft gereinigt!

Obwohl es aber für die Mai-Gesteigerten zu spät kommt, für die Weltausstellung ist es ein unermeßlicher Segen. Schon schrieb ein englischer Korrespondent in „Daily News“: Die kleinste Scheidemünze in Wien ist — das Guldenzettel! Was in einer großen englischen Zeitung gesagt ist, ist der ganzen zivilisierten Welt gesagt. Die Fremden bleiben aus, umso mehr, als nach der feierlichen Besichtigung von Hobelspänen, die man am 1. Mai „die Eröffnung der Weltausstellung“ taufte, von einer wirklichen Ausstellung vor zwei Monaten keine Rede sein kann! Nie habe ich in Wien mehr Torzettel gesehen als jetzt. Alles hat ins Riesige gerechnet und lernt seit gestern sich den Millionentraum aus den Augen reiben. Wie schnell kriechen jetzt alle Preise wieder zum Kreuze! Wäre die Weltausstellung mit einer Börsen-Hausse zusammengetroffen, so hätte eine Million Wiener ihre Heimat verlassen können, um die Stadt der Börsianer den Fremden und den Räubern abzutreten.

Seit gestern ist Wien wieder bewohnbar.

Denken Sie sich auf dem wahnsinnigen Gehirn von Wien einen Eisumschlag wie den Großglockner, und es wirkt. Der phantasierende Räuber spricht wieder

im Bewußtsein und stammelt die Worte: ich will ein ehrlicher Mann werden!

Ich schickte Ihnen ein Tagblatt, das Sie hoffentlich erhalten haben. Ich dachte mir, es würde auch interessanter sein, anstatt aus der Grazer Tagespost aus einem Wiener Blatte selbst das große Tagesereignis kennen zu lernen. So müssen Sie die Sendung auffassen, nicht etwa daß ich damit einverstanden wäre und das Tagblatt unterschreiben wollte. Im Gegenteile! Kein Blatt, das nicht gehängt zu werden verdient! Sie waren es, die das Metier der Volksverführung systematisch und schamlos betrieben. Wäre das Wiener Blut von schärferen Säften, so wären gestern alle Redaktionsbureaux gestürmt und alle Zeitungspressen zertrümmert worden. Auch fürchtet die Judenangst etwas Ähnliches, denn Sie werden bemerkt haben, daß der Leitartikel mit „Kanonen in den Straßen“ droht.

Nicht minder perfid ist aber das Schlagwort „Verhütung einer Handelskrisis“, das die Zeitungen jetzt wie auf Verabredung ausgeben. Da alle Welt gespielt hat, z. B. die Bäcker kein Mehl mehr kauften, um das Geld ins „Börsencomptoir“ zu tragen, so schreien die Zeitungen jetzt nach „Staatshilfe“, um eine Krisis von dem Handel und von der Industrie abzuwenden. Merken Sie den Judaskuß wohl! Wenn Ein Fabrikant beim Hazardspiel ertappt wird, so straft

ihn die Polizei. Wenn aber 10,000 Fabrikanten beim Hazardspiel ertappt werden, so muß ihnen der Staat noch unter die Arme greifen, damit keine „Handelskrisis“ entsteht! Mit diesem Vorschlag gewinnt die jüdische Börsianerpresse zweierlei: sie beschwichtigt momentan und wendet den Zorn von sich ab, indem sie mit tröstlichen Hoffnungen schmeichelt; sie ermuntert aber auch für die Zukunft, daß der Tanz toller als je fortgehen kann, denn wer sollte nicht spielen, wenn im schlimmsten Falle der Staat für ihn einsteht? wenn das Prinzip aufgestellt wird: der Täter hat nicht mehr für seine Tat einzustehen, sondern wenn der Täter Fabrikant war, so macht der Staat seine schlechten Taten gut, damit keine Handelskrisis entsteht?! Daß mit diesem Prinzip die gefährlichste aller moralischen Revolutionen eingeleitet wird, empfindet in ganz Wien kein Mensch. Und wer druckt es mir, wenn ich's sage?! Mit den 5 Millionen, welche das Ministerium auch wirklich steuert, ist das Hazardspiel zum Staatsprinzip erhoben und aus den österreichischen Gewissen der letzte Rest von Sittlichkeit hinweggebeizt, wie aus einem Kleide die Farbe mit Scheidewasser!! –

Sie haben schon zweimal den Wunsch des Vaters zur Sprache gebracht, aber indem ich darauf antworte, muß ich noch fragen. Was wünscht der Vater eigentlich? Abbildungen vom Weltausstellungs-Inneren und von den einzelnen ausgestellten Gegenständen? Solche

Bilder werden die ganze Welt überschwemmen und auch in Graz zu haben sein. Eine illustrierte Zeitung der Art, die in erster Hand zu teuer ist, dürfte in zweiter Hand von einem Grazer Kaffeehaus für ein Billiges zu abonnieren sein. Oder wünscht der Papa überhaupt sämtliche Gegenstände, die zur Weltausstellung gelangen, aus allen Branchen der Künste und Industrien namhaft zu wissen? Dazu würde der General-Katalog der Weltausstellung, ein gebundenes Buch, dienen. Oder will der Vater einen fortlaufenden **kritischen** Bericht über die Weltausstellung? Ich vermute, daß er das wünscht, denn es ist für jeden Interessenten in der Tat das Wünschenswerteste. Darauf hätte ich aber zu antworten, daß dieser kritische Bericht **in allen Wiener Blättern ohne eine einzige Ausnahme** nur mit gröbster Parteilichkeit und Bestechlichkeit redigiert wird. Jede gelobte Zeile ist teuer bezahlt, und was nicht bezahlt wird, das wird totgeschwiegen oder getadelt, und wäre es das Vortrefflichste. Die ganze Weltausstellungs-Journalistik ist ein dicht geschlossenes Raubsystem, und wäre die Wahrheit nur ein Sonnenstäubchen, so würde sie die Fugen der Lüge und der Korruption nicht durchdringen können.

Aber der Vater mag was immer wünschen, — es hat Zeit. Darauf kommt man schließlich immer wieder zurück. Nichts ist fertig. Die Japanesen haben sich noch mehr beeilt als die Wiener; sogar viele Wiener

Aussteller fehlen noch. Und wenn Ihr denkt, Kinder, daß sich von den Regentagen dieser letzteren Zeit der Ruf in der Welt zu verbreiten hat, der auch buchstäblich wahr ist: es hat bei der viel bewunderten, gänzlich überflüssigen, aber Millionenteuren Rotunde faktisch zum Dach hereingeregnet, so werdet Ihr begreifen, daß sich der Erdball nicht eben beeifern wird, diesem Krähwinkel seine Schätze anzuvertrauen!

Der Provinzbewohner mit seinem graden ehrlichen Urteil scheint überhaupt der Wiener Weltausstellung eine Andacht zu widmen, wovon just das Gegenteil gerechtfertigt ist. Da Österreich seit der letzten Pariser Ausstellung nicht gearbeitet, sondern auf der Börse gespielt hat, so ist die österreichische Industrie um 6 Jahre nicht nur nicht fortgeschritten, wohl aber in den meisten Artikeln zurückgegangen. Ein österreichischer Hauptartikel war z. B. die Glasfabrikation; aber so wenig von der Ausstellung noch sichtbar ist, so ausgemacht ist es bereits, daß uns die belgischen Gläser weit überflügeln. Mit Einem Worte, August Zang, der alte Fuchs, wird recht behalten, wenn er schreibt: Österreich ließ sich's 20 Millionen kosten, um seinen Kunden die Augen zu öffnen — daß sie fremde Märkte suchen sollen. Die öffentliche Meinung der urteilsfähigen Leute geht einstimmig dahin: die Weltausstellung ist unser zweites Königgrätz!!

Wien, 22. Juli 1873.

Der gute alte Raimund singt im Verschwender:

> Die Jugend will halt mit Gewalt
> In allem glücklich sein;
> Und wird man nur ein bischen alt,
> So find't man sich schon drein.

Nach diesem Symptom muß ich wohl „ein bischen alt“ werden, wie ich an meiner wachsenden Zufriedenheit mit den Dingen merke. Graz hat mir diesmal besser als je gefallen und nun hätte mich eigentlich Wien unglücklich machen sollen; aber — als ich nach Wien zurückkam, so hat mir auch der Kontrast mit Wien wieder gefallen. Ist das nicht die Stimmung der alten Leute, mit allem zufrieden zu sein? Fast kenne ich mich selbst nicht mehr!

Und doch ist es kürzlich wie ein Lichtstrahl über mich gekommen über die Wahl eines künftigen Aufenthalts. Wie sich die Frommen manchmal von Gott erleuchtet glauben, so kam es plötzlich wie eine Art Erleuchtung, wie eine Art Offenbarung über mich, daß alles, was ich von Görz und einem Häuschen am Meere, oder von Bozen, oder von Bauplätzen auf dem Ruckerlberg 2c. 2c. zeitweilig mit so warmer Liebhaberei phantasiere, keine ernsthafte Probe aushält, und daß mein Platz nur in Deutschland sein kann! Klarer als je ist es mir geworden, ja der Entschluß möchte wohl end-

lich fest und unwiderruflich gefaßt sein, daß mein künftiger Wohnplatz in Westdeutschland, wahrscheinlich im Großherzogtum Baden zu suchen ist. —

Wohl habe ich bei meiner Abreise sowohl zuhause als am Bahnhof reichlich zwei Stündchen zu versäumen gehabt, die wir uns noch hätten gönnen können. Ein anders Mal wollen wir's besser machen.

Im Coupé bin ich gewöhnlich schweigsam und schließe nicht rasch Bekanntschaft. Ich kam mit einem Paare zu sitzen, das weit gereist sein mußte und übermüdet aussah. Der Mann etwa ein Dreißiger, schwarz von Haar und Bart, angenehme Züge, aber entschieden fremdländisch. Das Frauenzimmer blond, aber auch nicht deutsch, eher slavisch, hübsch, mit einem kleinen wilden Zug — was man sagt, eine wilde Hummel. Der Mann bemühte sich um ihre kleinen Bequemlichkeiten mit einer gewissen Aufmerksamkeit, ja Zärtlichkeit und ich dachte im Stillen über das Verhältnis nach, denn für eine Frau war sie mir viel zu jung. Fast ein Kind! Ein kleines wildes Schoßkind! In Bruck, — ich saß an der Seite des Bahnhofes — ließ ich mir zwei Gläser Wasser geben und bot das erste dem jungen Wesen, das sehr erhitzt war, zum Trinken an. Der Mann dankte mir für meine Galanterie und bot mir später ein Bonbon. Das Mur- und Mürztal gefiel ihm ungemein, und wenn er mit Blondchen Worte wechselte, so klang es bald russisch, bald italienisch,

während ich französisch dreinpfuschte, Blondchen aber wieder ein gebrochenes Deutsch sprach. Sie kamen von Italien und da ging mir endlich doch ein Licht auf und lächelnd fragte ich: ob es ihre Hochzeitsreise war? Noch lächelnder aber antwortete Blondchen, daß sie schon ein Töchterchen von anderthalb Jahren zuhause hätten, daß sie noch nicht 16 war, als sie geheiratet. Es tat ihrem Frauenstolz sichtlich wohl, daß diese Dinge endlich zur Sprache kamen. Sie reisten nach Odessa, wo sie zuhause waren. Der Mann war Italiener, sie hatten in Italien soeben den Schwiegerpapa besucht; sie selbst war die Tochter einer Hamburgerin und eines Russen. Daher das Gemisch von Italienisch, Russisch und Deutsch. Der Mann war Arzt in Odessa. Auf dem Semmering bewunderte er das Genie der Deutschen, die solche Werke bauen; ich aber bewunderte im Stillen — ihn. Es war zum erstenmal, daß ich einen Italiener stundenlang und mit Muße als Gegenstand meiner Beobachtung vor mir hatte, und mir gefiel das Studium. Der Mann war wie ein schönes Kind. Es war so viel Grazie in seinem Ausdruck, eine so naive, liebenswürdige, kurz *schöne* und *jugendliche* Natürlichkeit, daß ich zum erstenmal das Modell der „bevorzugten Kinder des Südens" nicht als Phrase, sondern als Wirklichkeit kennen lernte. Dieses frohe Erstaunen, diese lebendige kindliche Freude, und wieder das schöne taktvolle Maß, die Harmonie,

die Urbanität in seinen Freudebezeugungen — es war zu reizend zu sehen. Sie hatte schon etwas Wilderes, Steppenartiges von ihrem russischen Vater, aber doch nur im Äußern. Deutsche Sprache und deutsche Kultur besprach sie mit einer Art leidenschaftlicher Andacht, und in ihrem Reden und Denken war sie ein recht frauenhaft gebildetes und charaktervolles Wesen.

Zuletzt tauschten wir unsere Karten und — in Odessa soll ich sie wiedersehen! Sie heißen Negri. –

Die Cholera ist ein Schwindel. Man macht aus der Mücke einen Elephanten. Mich ficht sie gar nicht an.

Mein Feuilleton heißt Krähwinkel und Weltstadt und war ein neues Lorbeerblatt meiner Feuilleton-Muse. Es hat Aufsehen gemacht; der Beifall war lebhaft und allgemein. Nächstens schicke ich's Ihnen. Ich müßte dazu noch ein paar Erklärungen schreiben, wozu ich mir heute nicht Zeit nehme.

Wien, 1. August 1873.

Natürlich ist Cholera! Aber sie ist nicht anders als Lungentuberkulose, Lungenentzündung, Gehirnentzündung, Bauchfellentzündung, Rippenfellentzündung, kurz als jede andere Krankheit. Aber die andern Krankheiten haben wir das ganze Jahr und die Cholera kommt und geht in einem viel bestimmteren

Marschrhythmus. Das ist's, das allein ist's, warum man von ihr mehr redet als von den andern. Und die andern Krankheiten sind keine Seuchen, aber die Cholera ist eine Seuche. Kann wenigstens seuchenartig sich ausbreiten. Das macht sie zu einer Herrschaft unter den Krankheiten, zu einer distinguierten, vornehmen Person, die mehr angegafft wird als andere. Man belauscht ihre kleinsten Bewegungen, läuft ihrem Wagen nach, wartet auf ihren Wagen, sieht sie einsteigen, aussteigen, gafft in den ersten Stock hinauf und gafft die Lichter ihres Fensters an, kurz tut, als ob sie etwas Besonders wäre, bloß weil sie sich danach benimmt. Sie ist eine auffallende Person. Andere Krankheiten werden nicht beachtet und kein Hahn kräht nach ihnen, weil sie ehrsame Spießbürger sind und das ganze Jahr arbeiten und solid ihren Geschäften nachgehen, und schließlich vielleicht noch mehr fertig bringen als die kokette, prätentiöse Cholera, die nicht leben kann, ohne von sich reden zu machen. — Die Urschel aber soll mich gern haben; ich kümmere mich nicht um sie. Meine Marillen und Pfirsiche lass' ich mir von der affektierten Zetzen nicht verderben. Fällt mir nicht ein! —

Soeben höre ich, daß Förster, der Weise und das Orakel des Burgtheaters, mit ungeheurem Respekt, mit einer Art Bewunderung vom Pfand der Treue spricht. Aber — „den Bühnenerfolg kann er nicht verbürgen".

Als ob diese Nußknacker einen Bühnenerfolg überhaupt verbürgen könnten! Aber — sie brauchen nur Genie zu sehen und gleich verbürgen sie sich nicht für den Bühnenerfolg! Sie brauchen nur die platte Mittelmäßigkeit zu sehen, die ewig dagewesene, 999mal ausgepfiffene, und gleich verbürgen sie ihr zum 1000sten Mal den Bühnenerfolg!

Und von solchen Leuten soll man abhängen! Die haben Sein und Nichtsein des Dichters in der Hand! Wahrlich, der liebe Gott braucht keine andere Cholera mehr. Das ist die Seuche für uns arme Narren. Brechen — Kaken — und Sterben!

Inzwischen ist heute der 1. August, der erste Tag des Monats, in dessen letzten Tagen wir uns schon wieder sehen werden. Wie die Zeit vergeht! Wie bald wird diese Handvoll Tage herum sein und wir kutschieren nach Steinberg, nach Plankenwart, speisen auf dem Lustbichl — kurz, freuen uns und sammeln neue Kräfte, um die Weisheit der Leute wieder auszuhalten.

Adieu! Grüßen Sie die Ihrigen und vergessen Sie keinen Augenblick, was einen Dichter umbringt. Dann werden Sie ganz ruhig bleiben, daß es die Cholera nicht ist.

Wien, 8. September 1873.
Mariae Geburt.

Ich stand so nahe an dem Punkte abzureisen, daß ich Ihren Brief nicht anders als durch meine persönliche Ankunft beantworten wollte.

Am Dienstag voriger Woche kam Ihr Brief; ich hatte in dieser Woche zwei Geldbeträge einzukassieren, die auch pünktlich eintrafen; hierauf wollte ich noch die zwei Feiertage vergehen lassen, weil da alle Welt ausfliegt und die Bahnen mutmaßlich überfüllt waren, aber gleich darauf, nämlich diesen Dienstag, wollte ich meine Grazer Fahrt machen.

Gestern kam der letzte von drei Geldbeträgen, gestern auch machte ich drei Abschiedsbesuche in Baden, Mödling und Perchtolsdorf, aber — wie ich abends nachhause komme, finde ich in meinem Briefkasten einen Brief von Ernst Haug, einem alten 48ger Freund, den Sie aus dem Verkehr mit mir wahrscheinlich noch im Gedächtnisse haben und welcher von seinem Landgute bei Hamburg in mehrjährigen Zwischenräumen nach Wien und Österreich, den alten Schauplätzen seines Heimatlebens, besuchsweise heranzukommen pflegt.

Schon längst wunderte ich mich, daß ihn der Weltausstellungs-Magnet nicht angezogen, — da war er endlich! Er meldet mir seine Ankunft auf Donnerstag.

Diesem Freunde nun muß ich mich ein paar Tage widmen. Gleichzeitig hat ein gestriger Regen einen so fröstelnden Witterungswechsel hervorgebracht, daß man ohnedies geneigt wäre, wieder die nächste Besserung abzuwarten, daher die Verzögerung insoferne leichter zu verschmerzen, als jetzt von zwei Seiten Gründe dafür zusammentreffen, was immer tröstlicher scheint, als wenn Einen ein einziger aufhält.

Mit Ernst Haug zu sprechen, wird mir in manchem Sinne wichtig und willkommen sein; es erleichtert mir vielleicht literarische Pläne mit Hamburg.

Mein Schauspiel ist noch immer „en lecture“, wie der Ausdruck lautet. So sehr es wider meine ganze Natur geht, Fremden gegenüber für meine eigenen Angelegenheiten zu interessieren, so brannte es mir doch auf den Nägeln, Ihnen eine Nachricht mitzubringen, und ich machte dem Theatersekretär — Dingelstedt war abwesend -- eine Abschiedsvisite, bei welcher Gelegenheit der Gegenstand berührt werden konnte. Also — das Stück ist en lecture! D. h. 3 Regisseure und Dingelstedt selbst müssen es lesen. Zwei haben es aber schon gelesen, wie mir Dingelstedt bei meiner Rückkehr von Graz sagte; es wäre also seit 2 Monaten nicht vom Flecke gerückt. Möglich, daß es just nichts Schlimmes bedeutet und mit rechten Dingen zugeht. Die Leute kamen heuer der Weltausstellung wegen um ihre Theaterferien, das Hin- und

Herfahren zwischen ihren Sommerwohnungen und dem Theater ist natürlich mit Zeitverlust verbunden, dazu war die diesjährige Sommerschwüle lähmender und jeder Tätigkeit ungünstiger als je, — kurz, es könnte alles natürlich zugehen, man brauchte just nicht schwarz zu sehen. Und das Theater ist von allen Stätten der Erde die Stätte, die am meisten Geduld verlangt. Also Geduld!

Wenn Sie sich nur die leidige Cholera aus dem Kopfe schlagen möchten! Wenn man sie jetzt schon einer Sorge würdigte, was sollte denn sein, wenn täglich zwei, drei Hundert stürben? Dann müßte man ja vor Angst sterben! Was mich betrifft, für mich existiert sie gar nicht, ich kenne sie nur aus Ihren Grazer Briefen. Mich haucht sie so wenig an, daß ich in meinen alten organischen Ordnungen nicht ein einziges Mal auch nur die leichteste und kürzeste Änderung merken konnte.

Besinnen Sie sich noch, ob ich Ihnen oder den Kindern von Wien etwas Wünschenswertes oder Notwendiges mitzubringen hätte. Daß ich die italienische Grammatik nicht vergesse, versteht sich von selbst. Was Sie von Büchern zu Ihrer Privatlektüre sagen, wird sich kaum machen lassen, denn Bücher sind eine schwere Ware. Und diesmal habe ich ohnedies viel mitzunehmen, da ich mehrere Wochen lang ausbleiben will und da es just in den Wechsel der Jahreszeit fällt,

wo man außer mit den Sommer- auch mit winterlichen Stücken versehen sein will.

Ich nehme mir aber vor, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich gleich nach meiner diesmaligen Zurückkunft, die gegen Ende Oktober stattfinden wird, im November oder anfangs Dezember wieder einen Grazer Ausflug machen werde. (Die Eilzug-Freikarte dazu habe ich jetzt schon in der Tasche.) Dann trägt man den ganzen Winter bereits am Leibe und ich will dann recht gern mein Handkofferl mit Büchern für Sie anfüllen.

Und nun Adieu, Liebste. Grüßen Sie die Ihrigen und warten Sie in Gottes Namen noch eine Woche länger.

Wien, 27. Dezember 1873.

Wenn man anders von Graz nach Wien angenehm zurückreisen kann, so bin ich diesmal angenehm gefahren. Was für ein Unterschied zwischen dem Sommer und einem sommerlichen Winter! Im Sommer (als ich mit dem jungen Ehepaar aus Odessa fuhr, wovon ich Ihnen schrieb) war's doch auch Eilzug, aber wie lang und beschwerlich dünkte mir die Fahrt! Die Hitze war unausstehlich; vor der großen Hitze hatte man die Wagenfenster offen, dann aber waren wieder Rauch und Ruß unausstehlich. Ich kam in Wien an — erschöpft und verschmachtet wie nach der ärgsten Strapaze.

Diesmal flog ich wie ein Federball nachhause. Es war freilich ein denkwürdig schöner Tag, das Wetter konnte nicht liebenswürdiger sein. Erst die schöne purpurne Abendstunde, dann die Mond- und Sternennacht — klar, rein und doch ohne Spur von Winterkälte! Selbst im Halbmondlicht sah ich auf dem Semmering die beschneiten Alpengipfel; eine leichte Schleierwolke verdunkelte nicht, sondern dekorierte nur hin und wieder die Mondnacht. Erst auf der österreichischen Seite war der Himmel trüber und neblicher.

So höre ich auch, daß mein bezaubernd schöner Reisetag, der 25. Dezember, in Wien nicht eben sehr schön und daß am heiligen Abend ein geradezu häßliches Sturmwetter war. Also Steiermark ist schöner als Österreich — woran ich nie gezweifelt!

Von Neuigkeiten nur die Hauptsache und in Kürze!

Aus Hamburg folgende Korrespondenz-Karte (schon vom 16. Dezember datiert!)

„Geehrter Herr. Vorläufig meinen besten Dank, woraus Sie zugleich erkennen mögen, daß ich Sie nicht wieder loszulassen hoffe. Eine spezielle Beantwortung Ihres Briefes lasse ich bald nachfolgen. Nach Wien kann ich in diesem Jahre nicht kommen, vielleicht im Frühsommer 74. Hochachtungsvoll Otto Meißner."

Aus Breslau eine Briefstelle über den Epilog zur Wiener Weltausstellung:

„Den alten Holtei haben Sie damit geradezu enthusiasmiert."

Genug für den ersten Augenblick! Vergessen Sie nicht das Rehfüßl für den Wolfgang; vielleicht kaufen Sie selber eines und überraschen ihn damit. Ich habe mir noch ein Gewissen daraus gemacht, daß ich ihn verführte, etwas Liebes für Geld zu verkaufen. Und wenn er seinen Gusto noch gebüßt hätte! Aber just im ersten Augenblick seiner eigenen frischesten Freude! Nur weil es so leicht zu ersetzen ist, darf ich mir's verzeihen. Aber sehen Sie ja darauf, daß es ersetzt wird; ich kann sonst nicht ruhig schlafen und tausend dämonische Rehfüßln tanzen mir auf der Nase herum.

Wien, 17. Jänner 1874.

Zu Ihrer Beruhigung hätte ich wohl gleich umgehend schreiben sollen, denn ob Otto Meißner nach Wien kommt oder nicht, hat auf unser Geschäft keinen Einfluß. Das Geschäft ist im Gang. Wir sind beiderseits einig. Soeben vollende ich noch die Schlußredaktion der Feuilleton-Sammlung, schreibe eine Vorrede dazu, und eh' der Monat abgelaufen, wird der 1. Band druckfertig in Hamburg sein.

Ihren vergeblichen Bahnhof-Besuch habe ich sehr bedauert. Wohl ist der Bahnhof im Umbau begriffen

und herrscht durch die gestörte Ordnung und Gewohnheit einige Konfusion. Trotzdem hätten Sie mich leicht finden können; aber ich kann es erraten, daß Sie der Kondukteur falsch verstanden hat. Was vernehmen denn österreichische Sinne richtig? Noch während man das Wort im Munde hat, haben sie schon ganz was Anders verstanden, oder vielmehr — „'glaubt“. Sie besuchten einen, der mit dem Schnellzug fortgeht, und er hat wahrscheinlich „'glaubt“, einen, der mit dem Schnellzug kommt, und wird Sie statt zum „Eingang“ zum „Ausgang“ gewiesen haben, just auf den entgegengesetzten Flügel des Gebäudes, das im Neubau sehr langgestreckt ist. Auf dem meinigen sah ich mich wenigstens gut und sorgfältig um; an mir liegt's nicht.

Ich bin mit 3 Arbeiten zugleich beschäftigt: Originalarbeiten für den laufenden Erwerb — Redaktion der Feuilleton-Sammlung — und Abschrift des Schauspiels, und mein Arm ist ein bischen müde, längere Briefe zu schreiben.

Wien, 7. Februar 1874.

Wohl habe ich mit Mangel an Stoff diese Brief-Pause erklärt; dabei war aber doch auch die Sorge nicht ausgeschlossen, daß der Winter, der die Menschenkinder so mannigfaltig zwickt und zupft, eine Störung gemacht haben könnte. Und so wollte ich jedenfalls erst

ein Lebenszeichen von Ihnen abwarten, um meinen heutigen Brief folgen zu lassen.

Die Arbeit meiner Feuilleton-Sammlung wäre nahezu getan, nur die Vorrede hält mich noch auf, die mir zufällig nicht von der Hand gehen will. So habe ich auch an einem touristischen Doppelfeuilleton beinahe den ganzen Jänner zugesetzt, sonst wäre die Sammlung schon fertig. Es sind lauter Tage, die keine Früchte geben wollen.

Seit gestern ist durch den Beschluß des Abgeordneten-Hauses die Inseraten-Steuer aufgehoben, was Eurer Aufmerksamkeit nicht entgehen wird, denn es ist eine Erleichterung von 30 kr. für ein einmaliges Inserat.

Meine Reisen habe ich noch nicht gemacht — heißt es doch, wie man sagt, das gute Geld aufs schlechte legen! Vielleicht erreiche ich dieselben Zwecke doch brieflich, wie ich auch lange geglaubt, einen Feuilleton-Verleger durch persönliche Bemühung suchen zu müssen, und zuletzt doch noch wohlfeileren Weges gefunden.

Auch wäre es jetzt nicht eben geschäftsklug. Einer meiner literarischen Dresdener Freunde, auf dessen gute Dienste ich am meisten rechnen wollte und konnte, ist von Dresden abwesend. Mit Dresden aber hätte ich Leipzig und Breslau mitgenommen, so daß mit dem Einen auch das Andere lose Nägel in der Wand geworden.

Wann ich die Feuilleton-Sammlung abgeschüttelt habe, hoffe ich wieder einen Grazer Besuch zu machen. Ich möchte mir's gerne so einrichten, daß ich dabei Südtirol mitnehmen und schon im ersten Vorfrühling sehen könnte. Freilich ist in der Regel der Februar schöner als der März und auf den letzteren wenig Verlaß. In dieser Rechnung bleibt also noch ein Posten für Glück und glückliche Zufälle offen. Im schlimmsten Falle komme ich nach Graz allein und hebe mir Südtirol auf — für „Uns"!

Wien, 13. März 1874.

Sie sind noch nicht lange von Wien weg und doch haben die Sachen bereits ein ganz anderes Gesicht. Was Sie sich schwer vorstellen, ist leicht, und was Sie sich leicht vorstellen, ist unmöglich.

Sie sagen: „wenn es sein könnte, ich ginge auch so gerne auf den Kahlenberg"; — aber nichts ist jetzt leichter. Zwei Drahtseilbahnen gehen hinauf: die eine auf den Leopoldsberg, die andere auf den Kahlenberg.

Dagegen wollen Sie im „Paradeisgartl" mir nichts dir nichts „Kaffee trinken", aber das geht jetzt über die Macht der mächtigsten Fürstin auf Erden. Es ist demoliert und die ganze Basteirampe, wo es stand, abgegraben! Das neue Burgtheater soll dort

hinkommen. Im ganzen geräumigen Wien wußte man keinen andern Platz als just den letzten und schönsten Rest der alten Bastei! Und im Fundament war alles voll der dicksten und festesten Mauern, Gänge und Kasematten; es war ein Jammer, mit welch unsäglicher Arbeit und ungeheuren Kosten, mit denen man allein das ganze Theater hätte bauen können, hier nur erst der Bauplatz selbst errungen und erzwungen werden mußte. Wiener Wirtschaft! —

Kein Geist ist noch auf die Erde zurückgekehrt, der sich darauf heimisch gefunden hätte. Er findet eben alles verwandelt; — seine Zeit ist um.

Unsere Geistergeschichten sind's vielleicht nur zur Hälfte. Der Mensch schaudert sich vor den Geistern. Aber die andere Hälfte ist: der arme Geist, der „revenant“ schaudert sich vielleicht noch mehr vor den menschlichen Schauplätzen.

Wien, 17. April 1874.

Ich möchte Ihnen heute zu Ihrem Geburtstag gratulieren; aber ist es nicht wie ein Hohn? Von Ihrer langwierigen Erkältungskrankheit sind Sie erst halb und notdürftig genesen, und nun muß ich gar von den schwarzen Blattern hören, die bei einer Wohnpartei Eures Hauses eingezogen sind! Wahrlich seit dieser Nachricht habe ich keine ruhige Stunde mehr! Ich hätte augenblicklich an den Bürgermeister oder an

den Stadtphysikus von Graz geschrieben, wenn ich nur die Namen gewußt hätte. Ist es nicht Pflicht der städtischen Obsorge, einen solchen Kranken augenblicklich ins Spital schaffen zu lassen? Wozu sind dann Spitäler überhaupt da? Es ist ein haarsträubender Fall von österreichischer Indolenz! Die Gesunden ziehen aus, aber der Kranke bleibt da und darf das Haus anstecken. Und da macht kein einziger Hausbewohner die Anzeige beim Magistrat und dringt auf die Ausquartierung des gefährlichen Kranken? Es ist entsetzlich! Und Sie sind Mutter und haben zwei Kinder und machen auch diese Anzeige nicht, sondern lassen es auf gut Glück ankommen, das aber auch Unglück sein kann? Das alles verstehe ich nicht und so will ich denn weiter kein Wort darüber verlieren. —

Meine Schreibereien waren leider nichts Neues, sondern nur ein Aufarbeiten von alten Sachen. Ich habe die Redaktion des ersten Bandes meiner Feuilleton-Sammlung, die mich die ganzen drei Monate, Jänner, Februar und März, beschäftigte und wozu ich eine Vorrede von 22 Seiten geschrieben, endlich fertig gebracht. Ich habe ferner „das Pfand der Treue", um es nach Hamburg zugleich mit dem Paket der Feuilleton-Sendung ans Thalia-Theater zu schicken, noch einmal und sorgfältig abgeschrieben, bei dieser Gelegenheit aber den 5. Akt gekürzt und verbessert, und hierauf jedes neue Wort in die Handschrift wieder zurück einge-

tragen, damit ich nichts hinausschicke, was ich nicht auch selbst noch besitze. Das alles war eine langwierige, mühsame und Geduld erheischende Arbeit. Endlich am Montag war der große Tag, wo ich diese ganze, mehr als vierteljährige Last von mir abwälzte und seit langem wieder Freiheit, Freiheit zu neuen Arbeiten vor mir sah. Am Montag ging das Paket nach Hamburg ab. Der Verleger hat seine druckfertige Feuilleton-Sammlung und dem Hamburger Thalia-Theater habe ich gleich die zwei Stücke, das Lustspiel und das Schauspiel, mit beigelegt. Ich hatte mich früher bei Otto Meißner nach den Hamburger Theater-Verhältnissen erkundigt, und da ich nur Gutes hörte, Meißner überdies persönliche Berührungspunkte mit der Direktion hat, so wurde der Versuch mit gutem Vertrauen gemacht. Hier wäre also schon eine persönliche Reise erspart. Nächstens hoffe ich dasselbe auch mit Dresden einzuleiten und durch Briefe und Freundesrat eine Reise in Person zu ersetzen.

Warten wir also zunächst, was Hamburg sagt!

Mittlerweile ist mir von einer anderen Seite folgende Arbeit angeboten worden. Karl Prohaska in Teschen will für das große reisende Publikum Beschreibungen der österreichischen Alpen herausgeben, und obwohl es der Literatur an solchen Reise-Handbüchern keineswegs fehlt, so hofft er doch durch die Güte der Ware die Konkurrenz auszuhalten, ja wo-

möglich zu besiegen. Die Güte aber sucht er nun bei mir. Wir sind auch über das erste Heft — ich verlange für 6 Bogen 600 fl. — der Sache nach eins geworden, nur über das Detail der Ausführung wird noch hin und her geschrieben.

Dieses Unternehmen knüpft sich für den Anfang an ein Alpengebiet, das ich längst schon kenne, aber doch würde ich noch einmal und genauer nachsehen. Meine erste Station wäre dabei — das Gebiet der oberen Mürz, also Mürzzuschlag und Mürzsteg, d. h. eine Route, die mir auf dem Wege nach Graz liegt. In der Tat werde ich sie mit meinem nächsten Grazer Besuch kombinieren. Das Wetter ist trotz seiner vielen Strichregen nicht ganz ungünstig und hat natürlich in dieser Jahreszeit die Pflicht, noch täglich besser zu werden. Ich warte also nur noch den nächsten Brief von Teschen ab, und wenn selbstverständlich Eure grauenvollen Blattern bis dahin auch verschwunden sind, so kann mein Grazer Besuch gemacht werden. Daß man mittlerweile auch meine beiden Dramen in Hamburg gelesen und mir schon Bescheid gesagt hätte, ist kaum zu erwarten; aber schön wäre es freilich, wenn das alles so hübsch in einem ginge und ich könnte Ihnen gleich gute Hamburger Nachrichten mitbringen.

Und nun leben Sie wohl für heute. Sie müssen Ihre Abneigung gegen das Schreiben überwinden und

mir fleißiger als sonst Nachricht geben, solang Ihr unter einem Dache wohnt mit dieser fürchterlichen ansteckenden Krankheit, die mir Tag und Nacht meine Ruhe raubt.

Wien, 19. Mai 1874.

Heute habe ich endlich den ersten Korrekturbogen meiner Feuilleton-Sammlung erhalten. Der (Leipziger) Drucker Reusche verspricht, zuerst jede Woche 2, später 3 Bogen zu schicken. Also wieder ein neues Buch! Ende Juni dürfte es fertig sein.

Wien, 31. Mai 1874.

Der Juni ist da. Halten Sie nun ernstlich Rat, mit sich selbst und dem Vater, in dessen Geschäften Sie nach Wien reisen sollten, ob diese Reise, wie Sie sich vorgenommen, endlich im Juni stattfindet, oder ob Sie neuerdings verschoben wird, oder ob sie ganz aufgegeben werden soll. Das alles zu besprechen, ist jetzt wieder an der Zeit. Ich möchte mich danach richten können. Kämen Sie nämlich auch jetzt, im Juni, noch nicht, so würde ich selbst wieder nach Graz kommen. Ich habe von meinem Buche den Korrekturbogen 4 zurückgelegt, und sowie es fertig ist, wäre ich völlig frei und bewegungsfähig. Also entweder Sie kommen zu mir oder ich zu Ihnen. Die Korrektur wird mich

noch den Juni hindurch aufhalten, aber im Juli kann ich wandern und reisen, wie ich will.

Wollte Gott, die Zusammenstellung des Buches, die mich Jänner, Februar, März und halben April gekostet hat, wäre nur um einen Monat früher fertig geworden. Es hätte sich so schön gefügt, daß ich dann den winterlich-ungenießbaren Mai mit der Korrektur und am Arbeitstisch zugebracht hätte, aber jetzt, wo endlich die schönste Sommerzeit anbricht, wäre ich schon fertig. Es tut mir leid um diesen einen Monat, um den sich das Ganze verspätet hat.

Über die Inseratensteuer werdet Ihr wohl selbst schon Bescheid wissen und meine Antwort ist vielleicht überflüssig, aber ich war zu beschäftigt, um früher zu schreiben. Die Inseratensteuer also dauert noch im Monat Juni und hört auf im zweiten Halbjahr, d. h. mit dem 1. Juli.

In Wien wird immer mehr demoliert. Wahrhaft ekeln werden Sie sich, wenn Sie kommen und so vieles liebgewohnte Alte verschwunden sehen.

Auch die Volksbildung schreitet immer mehr vor. Als der „Floh" entstand, war es in guten Familien eine Verlegenheit, das Blatt auszusprechen, und man sagte: der Unaussprechliche. Es ist aber dahin gekommen, daß der „Floh" ein vornehmes Blatt geworden, denn neulich kündete sich ein neues Blatt an: „Die Laus", an allen Straßenecken und Plakat-Orten

mit Riesenbuchstaben und einer riesigen Abbildung dieses Insekts in die Augen fallend. Ich mußte mir angewöhnen, wie ein Jesuit mit niedergeschlagenen Augen über die Straßen zu gehen, um mich vor diesem Ekel zu schützen. Man denke sich eine Kaiserin oder Erzherzogin an diesen besudelten Straßenecken vorbeifahren! Von einem zufälligen Blick kann gar nicht die Rede sein, denn es ist gesorgt, daß das Plakat in die Augen fallen muß. Natürlich wird dann der Polizeidirektor einen „Riebler“ bekommen und das scheußliche Papier verschwinden. Aber das Hornvieh ist nicht selbst so gescheit und läßt es darauf ankommen! Das alles nennt man heutzutag „Freiheit des Verkehrs“ — „der Industrie keine lästigen Fessel anlegen“ und ähnliche Dummheiten, die darauf hinauslaufen: Freiheit der Gemeinheit und des Betrugs, aber unerträgliche Knechtschaft der anständigen Leute.

O wär' ich schon draußen! Wie ich mich fort sehne! Gewiß ist aber, daß ich noch heuer einen Ausflug in die Bodensee- und Schwarzwälder-Gegend mache, um mich umzusehen. Soeben denke ich, dem Robert Byr meinen Besuch anzumelden; d. h. ihn vorläufig zu fragen, was sein Sommerprogramm ist, um ihn nicht zu verfehlen, wenn er etwa selbst abwesend wäre. Mein Besuch wird erst im September oder Oktober gemacht werden können.

Die Herausgabe meiner Feuilletons konnte nur

in Wien geschehen, wo ich fehlende Stücke allein wiederzufinden vermochte, daß das aber endlich im Zuge ist, damit ist ein großer Schritt vorwärts geschehen.

Wien, 3. Juli 1874.

Die Wolkenbrüche würden mein Wandern nicht hindern; es sind ja schöne Tage genug, leider! Ich sage leider, denn ich muß hinterm Ofen sitzen und meine Leipziger Korrekturbogen erwarten. Der Druck geht mit einer unerträglichen Langsamkeit vor sich. Von Woche zu Woche nimmt man einen Anlauf und heute schreibt der Verleger und morgen der Drucker, daß es jetzt losgehen soll, aber das Tempo bleibt immer das alte. Es sind 86 Stücke zu drucken und jetzt, in der 7. Woche, stehen wir erst beim 58. Es ist zum Verzweifeln. Ich spreche lieber gar nicht davon. Aber das dachte ich nicht, daß ich mit meinen Feuilletons auch meinen Sommer verkauft habe.

Graz, 11. August 1874.

„Elle et Lui“ sind im Weltleben das große Geduldspiel und Geduld kostet's, die zwei Stücke zusammenzufügen. Leiblich passen sie augenblicklich zusammen, daher die große Täuschung, daß es auch seelisch der Fall ist. Es ist aber nicht der Fall, und

das ganze Leben hat nun die Aufgabe, das seelische Zusammenpassen mit Geduld immer und immer wieder zu suchen und zu versuchen.

Wien, 23. Oktober 1874.

Ich schreibe Ihnen nicht, ich teile Ihnen bloß eine Notiz mit, deren Stoff ich soeben erlebt habe.

Es ist Vormittag gegen 11 Uhr, ich sitze bei meiner Arbeit, man läutet. Ich erwarte soeben einen Berliner Geldbrief und eile daher mit großem Vergnügen zur Türe, um aufzumachen. Vor der Tür steht aber kein Briefträger, sondern ein schöner stattlicher Herr. Wohnt hier Herr Kürnberger? Bitte einzutreten. Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin der Herzog von Meiningen.

Und so war es. Er saß auf meinem fanierten Sopha eine Stunde lang, wir sprachen von Literatur, Theater, Poesie, Kunst, Politik, deutsch-französischem Krieg ꝛc. ꝛc. Sein Gespräch legitimierte ihn als das, was er war, und je länger ich ihn ansah, desto besser erkannte ich ihn auch nach einem Porträt, das ich von ihm gesehen.

Er kam aus Anlaß seiner Frau zu mir. Es sollte mich wundern, wenn ich Ihnen das nicht schon einmal flüchtig geschrieben hätte. Frl. Franz, eine junge Schauspieler-Anfängerin, die ich in Koburg im Hause einer bejahrten würdigen Dame, Frau v. Bojanowski,

kennen gelernt, ist vor zwei Jahren seine Frau geworden.

Ich war Wiener Barrikaden-Kämpfer und Frau v. Bojanowski hatte einen Sohn auf den Berliner Barrikaden verloren. Meine Besuche galten der älteren Dame, die jüngere, welche in ihrem Hause und unter ihrem weiblichen Schutze wohnte, sah und sprach ich bloß aus Anlaß jener Gelegenheit. Wir kamen nie tief und auf lange ins Gespräch, es wird sogar wenige Menschen geben, die mich so wenig kennen gelernt wie Frl. Franz und mit denen mein Verkehr so unbedeutend gewesen. Vor einem Jahre las sie ein Feuilleton von mir in der Schlesischen Presse (in Breslau), von dem mir der Redakteur schrieb, daß sie von Meiningen her geschrieben, wie sehr es ihr gefallen.

Der Herzog ist bekannt als ein großer Theaterfreund und verweilt mit seiner Frau auf einige Tage in Wien, um das hiesige Theaterleben kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit wurde er von ihr veranlaßt, mich zu besuchen und für morgen zum Diner zu bitten. Sie ist seine legitim angetraute Frau, aber als Bürgerliche kann sie natürlich nicht Herzogin sein, sondern führt den Titel Freiin von Heldburg.

Wenn ich morgen von dem Diner zurückkomme, schreibe ich Ihnen wohl mehr von diesem Abenteuer.

Der Herzog ist ein schöner blonder blauäugiger Germane, und wenn er nicht Herzog wäre, so wäre er

ein gebildeter und verständiger Mann. Ich konnte mit ihm von allen Dingen Kürnbergerisch sprechen, und daß er das Gespräch eine Stunde lang unterhielt, beweist vielleicht, daß er gerne da blieb. Die bloße Einladung im Namen seiner Frau wäre ja kürzer zu überbringen gewesen.

Also in aller Eile Adieu! Morgen vielleicht mehr.

Wien, 30. Oktober 1874.

Ich fahre morgen nach Weissenbach am Attersee in Oberösterreich und hoffe, in einem trauten Freundeskreise (worunter auch der Nordpolfahrer Payer) den Genuß wieder hereinzubringen, den die allzu vorgerückte Jahreszeit schon nicht mehr zu spenden vermag. Erst seit gestern ist dieses Unternehmen sicher geworden und so lange habe ich gewartet, Ihnen zu schreiben, weil ich das gleich mitschreiben wollte. Über das Diner beim Herzog hätte ich Ihnen sonst schon früher geschrieben.

Der Bericht davon kann übrigens einfach sein. Das Menü war eines Herzogs würdig, sonst konnte es ein guter bürgerlicher Familientisch scheinen. Wir speisten ja auch bloß zu dreien: der Herzog, seine Frau und ich. In so engem Kreise ergibt sich die Gemütlichkeit von selbst. Kurz, ohne des Rangs und des Rangsunterschieds zu vergessen, fühlte ich mich voll-

kommen zwanglos und unbefangen, und konnte in die Illusion kommen — mit einem Schauspieldirektor und seiner Frau, mit ehrbaren, schlichten Bürgersleuten zu speisen. So waren wir von 1/4 auf 5 bis 3/4 auf 7 beisammen.

Frauen sind Frauen! Eines der ersten Worte nach meiner Eintritts-Begrüßung war der Ausruf der Frau: 14 Jahre! Es klang just nicht elegisch, nicht sentimental ... aber doch — mit einem leichten Anhauch davon. Das Fräulein Franz hat seitdem ihr Glück gemacht, ist Frau eines Herzogs, Gattin eines stattlichen, ritterlichen Mannes, eines Mannes, der sie anbetet und dem man es ansieht, daß er eine Frau glücklich machen kann — und doch! 14 Jahre! Es klang ganz eigen. Man kann die Nuance nicht vergessen.

Die jetzige Baronin Heldburg kannte ich als ein gebildetes Mädchen und fand sie als eine natürliche, harmonische Frau. Kein Zug von phantastischem oder exzentrischem Wesen, wie es wohl das Theater und noch mehr ein so ungewöhnlicher Übertritt von einem Stand zum andern mit sich bringen könnte. Ich freute mich, bei einem Wesen, dem ich dankbar sein muß, es so rein und ohne Störung sein zu können. Und dankbar bin ich ihr wohl gesinnt; wie gerne bekenn' ich es! Ein Stück Gemüt wie aus einer anderen Welt! Von meinen Landsleuten, von Menschen, die mich tausend-

mal besser kennen und schätzen könnten, bin ich es gewohnt, daß sie mich fast aufreiben durch indolentes fischblütiges Gemütsphlegma, und hier kam mir ein Andenken, eine Teilnahme, eine Herzlichkeit, — kurz eine grüne fröhliche Saat, wo ich am wenigsten gesät! —

Natürlich gab ich dem herzoglichen Theaterpaare meine drei Dramen mit: Firdusi, das Lustspiel und das bürgerliche Schauspiel. Und so möchten diese zwei seltenen Oktobertage, der 23. und 24., gar wohl noch fernerhin von sich reden machen können.

Auch sonst wird mich der Winter um einen Schritt wieder weiterbringen. Lange und lange ging ich von der fixen Idee aus, daß ich zu einer neuen Novellen-Sammlung auf gewisse Piecen warten müsse, die mir vollständig und in letzter Hand noch nicht vorliegen. Da fiel es mir neulich wie Schuppen von den Augen, daß das reine Einbildung sei, ohne Notwendigkeit und inneren Grund, daß ich gewisse Fragmente gar wohl entbehren könne und daß das schon längst druckfertige Material zu einer neuen 3bändigen Sammlung vollkommen ausreiche. Es war am 15., wo ich diese glückliche Entdeckung machte. Sofort stellte ich das Programm einer neuen 3bändigen Sammlung zusammen, schrieb an Meißner und bot es ihm für 500 Taler an. Schon am 21. (2 Tage vor dem Herzogs-Besuch) antwortete er zurück, daß er mit

Freuden annehme, darauf befliß ich mich in fünf fleißigen Tagen der Durchsicht des ganzen Materials und schickte es am 26. nach Hamburg ab. Die Vollendung des Drucks ist bis längstens April verabredet, wo auch die Zahlung des Honorars erfolgt. Im Laufe dieses Winters werden also wieder Druckbogen korrigiert und nächsten Frühling haben wir drei neue Bände.

So gehe ich mit einiger Ruhe an den herbstlichen Attersee. Mit einer Ruhe, wie ich sie schon lange nicht genossen und wie sie mir nach den tausend Widerwärtigkeiten der letzten zwei Monate ungefähr vorkommt, als ob ein Rekonvaleszent zum erstenmal wieder an die freie Luft ginge.

Von Weissenbach schreibe ich Ihnen wohl noch einmal; wie lange ich ausbleibe, weiß ich jetzt selbst noch nicht; ich schätze es ungefähr auf 14 Tage. Ich bin der Gast des Besitzers von Weissenbach, der mich längst eingeladen und überhaupt ein Freund der Literatur ist. Das Gasthaus aber müssen Sie sich vom Rang — eines Elephanten und Erzherzog Johann denken. Ich hoffe, es wird mir gut gehen, das Wetter mag sein, wie es will. Etwas Arbeit aber nehme ich mir doch auch mit, denn ich kann nicht ganz Schlaraff sein.

Wien, 21. November 1874.

Ich habe Ihnen vom Attersee nicht geschrieben — weil es mir zu gut ging. Ich wollte lieber genießen, als es gleich beschreiben. Mit wenigen und flüchtigen Worten wär' nichts gesagt gewesen, aber meine übrige Schreiberlust wendete ich an eine Novelle, welche ich am Attersee vollends fertig schrieb und welche ich gestern an die Gartenlaube geschickt.

Ich hatte dreierlei Wetter und jedes war schön. Erst Schleiernebel, nicht jene dicken, zähen, schleimigen, schmutzigen, bleiernen und gemeinen Nebel, bei denen man sich aufhängt, sondern Schleiernebel, jener Flor und Duft, jener zarte poetische Hauch, welcher die Formen bloß mystisch idealisiert, aber sie so wenig verbirgt wie der Samt den Pfirsich oder der Reif die Pflaume. Hierauf ein paarmal wieder vollsonnige Sommertage, welche alles aufleuchten machten wie in der schönsten Jahreszeit, und zum Schlusse endlich die letzten 4 Tage das entzückende Schwanengefieder des weißen reinlichen Schnees. Alles bei milder Luft und gelinder Temperatur.

Die Gastaufnahme war in den schlichtesten und anspruchlosesten Formen die herzlichste und gebildetste, die man sich wünschen kann. Payer sagte, ich bin viel in der Welt herumgekugelt, aber wahrhaft wohl habe ich mich nur unter diesem Dache befunden.

Am Montag nachmittag fuhr ich wieder nach Wien zurück. Um halb eins verließ ich Weissenbach und um 10 Uhr war ich im Wiener Bahnhof. Dabei aber hatte ich von Weissenbach an den Vöcklabrucker Bahnhof noch dritthalb Stunden mit dem Schlitten zu fahren. Natürlich Hausequipage. Von der Bahn benützte ich den Schnellzug. Natürlich Freikarte.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr kam Ihr Brief. Ich wundere mich, daß Sie meinen Weihnachtsbesuch von der Winterkälte abhängig glauben. Erstens bleibt es in unserem Klima überhaupt nicht bei einem Winter, der früh eintritt, sondern es kommen gewöhnlich wieder gelindere Tage, und dann — seit wann kommt es mir bei einem Grazer Weihnachtsbesuch auf ein paar Grad mehr oder weniger an? Auszubleiben, weil's kalt ist — vor mir und der ganzen Welt würd' ich mich schämen.

Wien, 5. Jänner 1875.

Ich danke für die Gratulation und erwidere sie.

Wenn im Jahre 1875 die zwei Meininger-Aufführungen glücklich vor sich gehen und mein Roman gut verkauft wird, so trifft der Glückwunsch zu; wenn nicht . . .

Schiller hat ein schönes Gedicht auf die Hoffnung gemacht; aber meines Wissens hat noch kein deutscher Dichter — die Geduld besungen. Wie undankbar!

Wer braucht sie mehr? Oft ist auch schon die Hoffnung dahin, aber die Geduld muß noch immer da sein.

Wien, 12. April 1875.

Mit meinem Gelde bin ich sparsam; für den Sommer fürchte ich nicht; eher für den Winter. Aber was man so weit voraussieht, dem läßt sich ja vorbeugen.

Der Frühling kommt mir diesmal unbequem. Meiner Arbeit wäre es besser, ich hätte noch 6 Winterwochen vor mir. Ich bin so nahe am Ende meines Romans, daß ich ihn mit einem einzigen kräftigen Ruck vollends zu zwingen hoffe. 50 — ja nur 40 Arbeitstage, und ich bin zu Ende.

Die Frühlingsstimmung stört und zerstreut mich. Die Stubenluft schmeckt nicht mehr, es wird unruhig im Innern, ich denke an Ausflüge, an Graz u. s. w. Was ist zu tun? Breche ich jetzt ab, so heißt das mit anderen Worten, ich breche überhaupt ab. Ist einmal das Tor der Sommereindrücke aufgetan, so wird sich das Romanende noch den ganzen Sommer hinziehen, denn dann setzt sich die Arbeit nur aus einzelnen Mußestunden zusammen, wie sie zwischen wiederholtem Kommen und Gehen auf gut Glück sich einfinden mögen.

So bleibe ich denn bei der Arbeit, schließe Augen und Ohren, phantasiere mir Schnee auf die Dächer

und tue, als ob mich der Frühling draußen nichts anginge. Gelingt es mir, mich 40 — oder 50 Tage lang ununterbrochen so durchzulügen und Sonne, Schönheit, Lockruf in die Ferne mir hinwegzulügen, so ist die Schlacht dann freilich gewonnen. Aber Riesenkräfte braucht's! Noch mache ich täglich meine Portion, aber täglich kostet's mir mehr Mühe, den Kessel zu heizen und die Arbeitsstimmung zu erzwingen. Länger, als ich schreibe, liege ich oft auf dem Sopha und erarbeite mir die Schreibstimmung. Mehr als der halbe Vormittag vergeht, um für die kleinere andere Hälfte die flüchtigen Sinne zum Stehen zu bringen. Meine Truppen stehen längst nicht mehr in Reihe und Glied, und wenn ich sie auf eine halbe Stunde zum Gefecht brauche, so muß ich sie erst drei Stunden lang zusammentrommeln.

Und doch wirtschafte ich so, solange es geht. Reißt der Faden einmal unwiderruflich ab, dann gehorche ich der Natur, die nach ihrer Erholung schreit, und gehe auf die Reise. Bis dahin aber muß sie mir gehorchen. Ich werde sie zwingen bis zum letzten Augenblicke.

Dazu habe ich mir noch ein kolossales Riesenkreuz auf den Rücken gebunden. Mein Roman hat 5 Manuskriptbände. Während ich nun vormittags am fünften schreibe, wie ich soeben geschildert, habe ich mich entschlossen, Nachmittags- und Abendstunden zu verwenden, um vom ersten Bande an das Ganze wieder von vorn

und eigenhändig abzuschreiben. Meine einzige Reinschrift mag ich der Post nicht vertrauen. Eine Kopie muß ich haben. Ein Kopist aber kostet Geld, das ich sparen will. Und dann lehrt mich eine alte Erfahrung, daß ich Manuskripte, auch wenn sie gefeilt und ausgearbeitet sind, beim eigenhändigen Abschreiben doch immer wieder noch mit einer feinsten und letzten Feile verbessere. Kurz, ich entschloß mich, meinen Leib an dieses Kreuz zu nageln und an diese Galeere zu schmieden. Ich erschrak selbst vor meinem Entschluß und die Haare standen mir zu Berge. Aber ich griff es an! Seit einer Woche käue ich den Roman, den ich am Ende vollende, vom Anfang wieder als Kopist durch!

Ich überlasse es nun Ihrer Phantasie, wenn mir die Feder aus der kreuzlahmen Hand sinkt, mit welchem Schauder ich daran denke, auch noch Briefe zu schreiben. Es hat mich eine 3tägige moralische Kraftanstrengung gekostet, diese wenige Zeilen aufs Papier zu werfen. Ein Gekreuzigter könnte ebenso gut Polka tanzen.

Wien, 17. Mai 1875.
Ostermontag.

Jeden Tag lege ich mich mit der Furcht nieder, ob ich nicht ein Verbrechen an meinem Leibe begangen, denn mein Arm zittert mir vor Schmerz und alle

Nerven und Sehnen schmerzen darin. Fast jeden Abend fürchte ich, ich habe ihn bleibend verdorben.

Aber am Morgen hat er sich doch wieder erholt, und dann muß er wieder dienen bis Abends zum Brechen. Und so geht's Tag für Tag seit April.

Das Abschreiben ist eine der allerhärtesten menschlichen Leibesarbeiten. Holzhacken, Schiffziehen, alles, was man für hart hält, ist nichts dagegen. Denn jede andere Arbeit verteilt wenigstens ihre Anstrengung auf eine größere Anzahl von Nerven und Muskeln; das Abschreiben ist wie das Zahnweh: immer derselbe Punkt.

Und doch muß ich's selbst tun. Was ich vorausgesehen habe, ist richtig eingetroffen; ich finde so viele Änderungen und Nachbesserungen nötig, wende bald in einzelnen Worten, bald in seitenlangen Strecken so sehr meine Feile an, daß der Kopist nur der Autor selbst sein konnte. Erst wenn ich noch eine Kopie brauche, — und ich werde sie brauchen — kann ich die jetzige Handschrift von einem Kopisten kopieren lassen.

Von einer hiesigen Seite reflektiert man aber schon auf den Roman und hat ihn dringend zu lesen gewünscht. Ich mußte ihn auf ein paar Tage aus der Hand geben, was just heute mittags geschehen ist, nachdem ich heute vormittags noch fleißig daran geschrieben.

So kommt es, daß ich jetzt, nachmittags, gleich die erste freie Stunde benütze, um an Sie zu schreiben.

Aber schon tut mir von dieser Einen Seite der Arm wieder weh.

Wahrlich, diese paar Tage Ferialpause werden mir dringend not tun. Ganz ruhen kann ich aber doch nicht, denn ich habe jetzt — wie Sie selbst sehen — Briefschulden abzutragen. Es ist ja alles liegen geblieben in dieser Sklavenzeit!

Auch Meiningen hat endlich geschrieben. Mit Achtung und Wohlwollen wie immer; vor allem mit vielen Entschuldigungen. Das Pfand der Treue langte für den Winter nicht mehr; es wird erst im Juli aufgeführt. Und nun nicht in Meiningen, sondern in Liebenstein — offenbar das Schönbrunn oder Laxenburg des Herzogtums. Ich werde freundlichst eingeladen hinzukommen. Sie sollen dann sehen, daß ich eine bessere Freundin als Briefschreiberin bin, schreibt Dame Heldburg. Ich werde Ihnen den ganzen Brief mitbringen. Leider paßt ein Thüringer Ausflug nicht in meinen übrigen Rahmen und ich werde um jene Zeit nicht im Norden, sondern umgekehrt im Süden sein, nämlich auf dem Ritten bei Bozen. Ein früheres Versprechen bindet mich, dort einen Gastaufenthalt zu nehmen. Die Familie hat mich sehr gern und ich sie. Es ist Dr. Joseph Kopp. Seine Frau, eine geborene Ascoli, ist in Bozen zuhause. Ihr Großvater Ascoli aber war — ein korsikanischer Flüchtling vor der Blutrache. Ist das nicht seltsam? Meine Geselligkeit

ist der kleinste Kreis, den ein Mensch haben kann, und doch ist das nun schon die zweite Frau, die väterlicherseits von der italienischen Mord- und Blutromantik abstammt. Unser Österreich ist doch ein buntes Stück Erde. —

So wie ich den Roman zurückbekomme, geht's nach Steiermark und Kärnten. Zum Weiterkopieren wird er eingepackt. Leider habe ich noch zwei Drittel und die Sklavenarbeit wird den ganzen Sommer ausfüllen. Einer von den kleinen Gründen, welche gegen Liebenstein für Bozen sprechen. Dort kann ich ruhig sitzen und arbeiten. Auch Kopp nimmt sich zu arbeiten mit. Ein Ehepaar, beide über fünfzig, verlangen sie auf dem Ritten nicht nach neuen Emotionen und Zerstreuungen, sondern nach Ruhe mit mäßigen Abendspaziergängen. Das sagt mir just zu.

Und nun leben Sie wohl. Manchmal schreibt man so lange, daß man die Schmerzen wieder vergißt, aber das rächt sich.

Wien, 14. Juni 1875.

Endlich!!

Endlich kann ich Ihnen melden, daß ich für meinen Roman, welchen ich am letzten Mai beendet und der, während ich die letzten Blätter noch schrieb, auch schon seinen Käufer gefunden, heute die ersten zweitausend Gulden bekommen. Ich sage die ersten, denn er muß mir noch mehr tragen.

Das Blatt, das ihn kaufte, hat ihn für 3000 fl. gekauft und eintausend beträgt noch die Nachzahlung. Ich werde aber auch versuchen, an sehr entlegenen Orten ihn zum Wiederabdrucke zu verkaufen (was ich darf), und schließlich kommt noch das Buchhändler-Honorar. Kurz, ich werde damit ein kleiner Kapitalist werden und der Anfang ist endlich gemacht.

Ich wollte Ihnen keine Zeile davon schreiben, als es noch Projekt, Hoffnung ꝛc. war, denn ich bin satt und übersatt von Täuschungen. Wohl wir beide. So nahm ich mir fest vor, nicht eher die Feder anzusetzen, als bis die Banknoten sichtbar und handgreiflich in meiner Hand sind, und das ist soeben der Fall.

Jetzt kann ich auch abreisen, was ich vom 1. bis heute, zum 14., als dieses Geschäft noch im Zuge war, nicht konnte. Ich komme in der zweiten Hälfte dieser Woche. Vielleicht schreibe ich Ihnen Tag und Stunde noch aus Wiener-Neustadt, wo ich anzuhalten gedenke.

Wien, 10. Juli 1875.

Ich bin gestern morgens um 6 Uhr wieder zurückgekommen. An einem Freitag fuhr ich von Wien, an einem Freitag schied ich von Graz und an einem Freitag kehrte ich heim. Und das alles ohne den mindesten Unfall. Die alten Weiber mögen sich aufhängen!

Ich habe zwischen Ihnen und meinen geliebten Alpen ganz gleich geteilt. Aber die „geliebten" Alpen mußten mir diesmal den Appetit erst im Essen erwecken. Nie war ich so unlustig zum Wandern, als wie ich Graz verließ. Ermattende Schwüle und drohende Wetter verleideten, eins wie das andere, den Geistesaufschwung. Just als ich in Graz Rechnung machte (eine sehr billige Rechnung!), ballten sich wieder schwere Gewitterwolken zusammen, — grauschwarz, schwefelgelb, und die ganze Hölle schien sich zu rüsten. Und wenn ich dachte: jetzt soll's in alle Berge hineingehen, — so kam ich mir wie verrückt vor. So schlich ich nach den Bahnhof, einem Knaben ähnlich, der am liebsten die Schule schwänzen möchte.

Aber als die Räder rollten und die grünen Berge des Murtals sich auftaten, kam der alte Geist über mich. Alle Wasserquellen waren schmutzig und schlammig, desgleichen die Mur. Das Wetter schien sich links entleert zu haben und zog rechts über Graz unschädlich weg. (Erst nach 2 Tagen hörte ich unterwegs, daß es in Graz noch um halb 10 Uhr abends mit Blitz und Donner in Strömen gegossen habe.) Kurz, in Bruck war von einem Wetter keine Spur und der Abend heiterte sich. Da brachte ich es nicht über mich, in Bruck schon zu übernachten. Nicht einmal in Leoben tat ich's, sondern ich fuhr denselben Tag noch von Bruck über Leoben bis nach St. Michael in die

Rudolfsbahn hinein. Am andern Tag fuhr ich bis Scheifling weiter und wanderte dann zu Fuß nach Friesach.

Das Wetter verhielt sich wie auf Bestellung günstig. Jeden Tag stieg es gegen 3 Uhr auf, ging aber regelmäßig von Westen nach Osten über mich hin und ließ auf meine Linie höchstens einen kurzen Streifregen fallen, aber auch dann fügte es der Zufall, daß es nicht in menschenleerster Einsamkeit, sondern immer bei einem Hause geschah. Der zweite Tag, wo ich von Friesach nach Murau über die Kuhalpe ging, war der gewagteste, denn wenn Einen auf gähen Bergsteigen stürzende Wasser überfallen, so will das etwas Anders bedeuten als im Tale oder auf der Straße. Aber just dieser zweite Tag war der beste. Es kam nicht einmal zu einer Drohung, noch weniger zu einem Ausbruch. Vorgestern in Judenburg ging endlich ein heftiger Wolkenbruch mit einem starken und grobkörnigen Hagelschlag nieder, — ein wahrhaft vernichtendes Ungewitter. Ich sah ihm von meinem Hotelfenster aus zu. Es war just um die Stunde, wo der Omnibus nach dem sehr entlegenen Bahnhof fahren sollte, aber auch jetzt war das Wetter freundlich und hörte genau mit der Minute der Abfahrt auf. Das Schiff konnte aus dem schützenden Hafen auslaufen und wir erreichten den Bahnhof noch sehr rechtzeitig.

Nur Eins tat der Sommer-Gewitterhimmel: er hielt mich wenigstens ein bischen in Furcht. Ich wagte z. B. nicht, was ich so gern tue, unterwegs zu baden, auch wenn ich noch so sehr schmachtete. Gebadet in Schweiß, litt ich Tantalusqualen vor all den kalten, sprudelnden Badewassern, aber — ich ging vorüber. Man fürchtet sich, eine Stunde zu verlauneln, man spürt immer die drohende Rute, auch wenn sie keinen einzigen Streich tut. Als ich auf Friesach marschierte, ging ich sogar in einer wunderschönen Einöde an einem „Mineralbad" vorbei, wo die paar Kurgäste beim Kaffee in der Veranda saßen und sich gütlich taten. Wie gern hätte ich mitgehalten! Die Stelle war allzu einladend. Aber — soeben brummte droben der Donner, es saß mir wie scharfe Sporen in den Flanken, in raschester Eile Friesach zu erreichen, denn sollte es zu einem Wetter und Wetterumschlag kommen, so war das dann wenigstens eine Stadt, und nicht ein einschichtiges Haus. So versagte ich mir das kurze einstündige Labsal und erreichte Friesach halbtot vor Müdigkeit und Erschöpfung. Es war just mein Geburtstag. Aber noch heute reut's mich, daß ich mir das „Mineralbad" nicht zum „Bindband" gemacht. Es ist das einzige, was mich vom ganzen Spaziergang reut. Es war so sybaritisch schön und wohlig an jener Stelle! Es hätte mir so wohl getan! Man soll sich doch auch nicht allzu strenge behandeln!

Als ich über die Kuhalpe ging, fand ich zwar keine Alpenrosen, aber ich geriet fast in einen Wald von Vergißmeinnicht. Ich hätte sie gern alle abgebrochen, es war ein reizend süßer Anblick. Zwei Blümchen aber brach ich doch zum Andenken für Sie. Nur wird Vergißmeinnicht im Trocknen fast zu nichts — zu Staub — verliert Form und Gestalt. Es ist ein gar arm Ding. Und sie waren so schön auf der Kuhalpe! Sie müssen jetzt mit der guten Meinung vorlieb nehmen.

Wien, 27. Juli 1875.

Vom (vorigen) Mittwoch auf Freitag war ich endlich zwei Tage in Wiener-Neustadt. Es ist dort genau so teuer wie in Wien, obwohl die Gewerbsleute vielleicht nicht den zehnten Teil der Kommunal-Steuerlasten zu tragen haben wie die Bürger der glänzenden und Staat-machenden Hauptstadt. Man hätte also zu der Teuerung von Wien bloß noch den bäuerlichen Dreck und Speck. Recht rare Leute, unsre lieben Landsleute! —

Im September spielen die Meininger in Wien, was Sie früher gewußt haben als ich und was mir erst seit meiner Rückkehr mit Gewißheit zu Ohren gekommen. Aber wieder sind Sie mir um eine Notiz voraus, denn das, was Sie schreiben, habe ich noch nirgends gelesen. Ich lese freilich alles Theaterzeug sehr oberflächlich oder gar nicht.

Von einer „Überraschung“ kann keine Rede sein. Ich habe Sie den Brief lesen lassen, worin mich die Baronin so überaus freundlich zur Aufführung nach Liebenstein einlädt. Aber einen Wiener nach Thüringen rufen, zu einer Aufführung, die er in Wien haben könnte, das hieße ihn schon nicht mehr überraschen, sondern großartig foppen! Und noch dazu mit Zeit- und Geldverlust!

Nein, was die Meininger auf ihren Gastspielen, z. B. in Berlin oder Wien geben, das sind schwierige mise-en-scéne-Stücke, wie etwa der „Sturm“ von Shakespeare oder „Die Hermannsschlacht“ von Kleist, große Kunst-Aufgaben, mit deren Lösung man glänzen und Staat machen kann. Kurz, die sogenannten Klassiker. Und da ich noch nicht tot bin, so bin ich auch kein Klassiker; das begreifen Sie!

Leben Sie recht wohl. Ich bedaure Ihren schlechten Sommer; hier ist er fortwährend schön. Benützen Sie umso mehr jeden einzelnen schönen Augenblick.

P. S. Ich werde nun recht bald wieder in Graz sein.

Wien, 24. August 1875.

Erst vorigen Mittwoch bekam ich meine Freikarte, was diesmal Schwierigkeiten hatte. — Erst Freitag bekam ich meine Wäsche, welche die Wäscherin diesmal statt einer — zwei Wochen lang behielt und nach

welcher ich extra ins Altlerchenfeld eine Omnibusfahrt machen mußte. — Erst Sonntags expedierte ich Drucksachen nach Düsseldorf und Leipzig. — Erst gestern, Montags, war ein Regentag, der fast wie Landregen aussah und abgewartet sein wollte, denn er konnte, wenn er anhielt, das Touristenwetter gründlich verderben.

So bin ich beim Heute. Heute ist's wieder schön, sonnig und blau und der gestrige Regen hat keine andere Spur gemacht, als daß es in der liebenswürdigsten Weise — herbstelt. Umso besser für den Touristen!

Morgen, Mittwoch, fahre ich nach Graz.

Zu welcher Stunde, kommt auf die Art meines Aufwachens an. Werde ich rechtzeitig wach, so fahre ich mit dem Eilzug morgens um 7 und bin in Graz um halb 1; also bei Ihnen zu Tische. Versäume ich diese Stunde, so fahre ich mit dem beschleunigten Postzug um halb 2 und bin in Graz gegen 8, so daß Sie sich allerdings auf einen kleinen Überfall zwischen 8 und 9 gefaßt machen müßten, um Euch, wenigstens auf ein halbes Stündchen, noch an demselben Abend zu begrüßen.

Die Augusthitze habe ich in Wien wie ein Märtyrer hingebracht. Es war ein Schmachten, weit über das Ende aller Geduld hinaus; es war ein Auslöschen von Tag zu Tag.

Und doch hätte mich — wenn nichts Anders — wenigstens bis zur Mitte des Monats der letzte Meininger Brief festgenagelt; denn er verhieß die Aufführung bis erste Hälfte August; ich hatte also den betreffenden Brief darüber, ohne Selbstinteresse, schon höflichkeitshalber abzuwarten, um ihn zu beantworten. Aber bis heute hat Meiningen nicht geschrieben. Offenbar hat Meiningen seinen Augusttermin so wenig eingehalten wie den Spätfrühlingstermin und das Stück ist noch immer nicht aufgeführt. Wäre ich ein Dichter, der fort und fort hungert, der seine Leute mit Briefen bombardiert und die Aufführungstermine förmlich erbettelt und erpreßt, so begriffe ich's, daß halb erzwungene Termine auch halb oder ganz unmöglich seien. So aber sind's freiwillige Termine, Termine, welche Meiningen von selbst versprach, ohne daß ich je eine einzige Briefzeile geschrieben hätte. Aber — ahne ich recht, so könnte just dieser Umstand sein Verstimmendes haben. Zudringlichkeit ist freilich lästig, — aber auch schmeichelhaft; sie beweist den Leuten, daß man sie braucht. Ich habe zeitlebens keinen Menschen zu erkennen gegeben, daß ich ihn brauche, daß ich von ihm etwas will, daß mein sogenanntes „Glück“ oder „Schicksal“ in seiner Hand liegt, daß er mein kleiner Herrgott ist — u. s. w. — u. s. w.

Es ist möglich, daß mir dieser Charakterzug nicht als Zurückhaltung, als Selbstbeherrschung, als philo-

sophische Gemütsruhe, sondern als stolze Gleichgiltigkeit ausgelegt wird, welche die liebe menschliche Eitelkeit der kleinen Herrgötter ein bischen touchiert. In Gottesnamen! Ich bin nun einmal so gewachsen. Und wenn ich zweihundert rechte Hände hätte, eher würden sie alle verdorren, als daß ich je einen einzigen Brief schriebe, womit ich irgendeinem Menschen mit meinen sogenannten „Interessen" nachlaufe. Ich muß leben und sterben — mit meinen uninteressierten Interessen.

Leben Sie recht wohl. Auf morgiges Wiedersehen. Meine Grüße zuvor!

Welsberg im Pustertal, 4. Oktober 1875.

Erst seit gestern habe ich mich auf die Rückreise begeben, oder vielmehr begeben können.

Es ist mir sehr gut und sehr schlecht gegangen. In Kaltern war ich 4 Tage lang krank, aber auch die folgenden 8 nicht gesund. Ich werde die Spuren einer Gelbsucht mitbringen.

Der Nesselausschlag in Kaltern hat mich verlassen, das Fieber hat mich verlassen, aber vom Erguß der Galle ins Blut und in den Magen bin ich noch nicht ganz frei. . . . Ich muß natürlich kürzere Stationen machen und rechne, daß ich erst am Donnerstag in Graz sein kann.

Es versteht sich von selbst, daß ich nichts getan habe, um mir dies Siechtum durch eigene Schuld zuzuziehen. Keinen Diätfehler, keinen Wanderfehler! Exzeß im Essen und Trinken ist meine Art gar nicht: Exzeß im Wandern wäre es eher; aber just diesmal kam nicht das geringste davon vor. Ich ging wenig und langsam; meine Tagesstrecken waren kaum die Hälfte der sonstigen. Das schreib' ich mir übrigens nicht als Verdienst zu; ich konnte nicht mehr! Ich wurde immer ohnmächtig nach wenigen Stunden. Da dämmerte mir die Ahnung auf, daß ich nicht ohnmächtig wurde wegen des bischen Wanderns, sondern umgekehrt: daß ich den Keim zum Krankwerden, ohne es selbst zu wissen, auf die Wanderung schon mitgenommen haben mußte. Als mir das klar wurde, gab ich mein ganzes Reiseprogramm auf, den Ausflug ins Val Sugana bei Trient, sogar den Ausflug nach Meran, und wollte unverrichteter Dinge auf dem kürzesten Wege über Kaltern und Eppan nach Bozen heimkehren. Aber selbst dieses so reduzierte Ziel erreichte ich nicht mehr. Es war erst am 3. Tage, da brach ich in Kaltern, mit einem Nesselausschlag am ganzen Leibe bedeckt, zusammen. Es waren 3 böse Tage und 4 bösere Fiebernächte, bis ich wieder aufstehen und die 3 Stunden nach Bozen mit dem Postwagen fahren konnte. Und als ich in Bozen zu meiner Verwunderung nicht zum Genuß meiner Genesung kam,

sondern mit verstecktem Ach und Weh immer herumsiechte, machte mich erst die Frau Dr. Kopp aufmerksam — daß ich eine Gelbsucht habe. Es ist zu dumm, wie wenig wir Männer einen Blick für das Äußere haben. Ich hätte nur meine Hände anzusehen gebraucht, oder mein Gesicht im Spiegel und ich konnte diese Entdeckung selbst machen. . . . Denk' ich über den ganzen Prozeß jetzt nach, so war der Nesselausschlag, um dessentwillen ich den Doktor rufen ließ und an dem ich mich krank zu Bette legte, eigentlich nur eine zufällige Erscheinung, während mein wirkliches Leiden wohl ein Gallenfieber oder wenigstens ein Grad davon war.

Jetzt, wo ich Ihnen das schreibe, brauchen Sie nicht mehr unruhig zu sein. Ich fühle in Magen und Mund die fatalsten Ekelempfindungen bereits verschwinden; ich fühle deutlich, daß die ausgegossene Galle in ihre Grenzen zurücktritt. Ich gebe auf mich acht, mache keinen Diätfehler, da mir ohnedies der Appetit fehlt, habe mir in Bozen einen Plaid ausgeliehen und werde mich auch vor Erkältungen hüten. Ich möchte mir keinen Magenkatarrh zuziehen. Möglicherweise verordnet man mir in Wien irgendeine kleine blutreinigende Nachkur und dann werden die letzten Spuren dieses traurigen Abenteuers verwischt sein.

Donnerstag werden wir uns sehen. Ich werde diesmal Ihnen zunächst, nämlich in der Kaiserkrone absteigen.

Emmersdorf bei Klagenfurt, 6. Oktober 1875.

Wie lange habe ich den Würfel hin- und hergeworfen, bis ich ihn fallen ließ! Wohl hundertmal wechselte ich meinen Entschluß, ich war in einem beständigen Zweifel, was tun und was nicht. Am Montag hatte ich in Welsberg einen ziemlich guten Tag und da war ich entschlossen, mit meiner Reise so rasch als möglich ein Ende zu machen und Graz, respektive Wien, je eher, je lieber zu erreichen. Aber am Dienstag hatte ich in Lienz wieder einen schlechteren Tag und da geriet alles ins Wanken. Kann ich mich auf der Reise, die immerhin noch lang ist, nicht noch mehr verderben? Meine Krankheit ist ein Katarrh der Gallen-Gänge; könnte er nicht um sich greifen und etwa zu einem Darm- oder Magenkatarrh werden? Luftzug und Erkältung auf der Eisenbahn disponieren die Gesunden dazu, um wie viel mehr die ohnedies schon krankhaft Affizierten. Ferner: was hab' ich in Graz oder selbst in Wien? Meine Junggesellen-Diät ist aufs Gasthaus angewiesen und das Gasthaus bietet, was ich nicht brauchen kann, hat aber nicht, was mir wohltätig oder angenehm ist. So z. B. ist die Post in Lienz ein großes und gut geleitetes Gasthaus und ließ mich doch hungrig zu Bette gehen. Zu Fleisch habe ich absolut keinen Appetit, willkommen aber wäre mir irgendetwas Leichteres gewesen, mit kleineren und

zarteren Fleischbissen und Bröckchen, wo man ein bischen herumstochern und naschen kann. Da fragte ich z. B. nach Risotto; — es war nicht da; oder nach Geflügelreis; — es war auch nicht da. Eine Tasse Bouillon mit Ei war zuletzt alles, wozu ich mich entschloß und entschließen mußte, und das hat selbst meinen schwachen Appetit doch allzu wenig befriedigt. Ich ging hungrig zu Bette.

Der Schauder vor dem Gasthausleben machte mir recht üblen Mut. Ich will die beste Diät halten und im Gasthaus bin ich nicht Herr meiner Diät. Auch Dinge, die ich mir bestelle, werden nicht so lieblich und aufmerksam ausgeführt, wie ich sie bestelle. Aber ein Fehler — ein Erbrechen und wie viel kann verdorben werden!

Diese Gedanken wälzte ich im Geiste hin und her, als ich von halb 10 bis halb 3 gestern von Lienz nach Klagenfurt fuhr und in Villach eine gute Suppe, in Klagenfurt wieder eine gute Suppe nahm, mich aber dann fragte: was weiter? Über die Suppe reißt der Faden ab! Es kommen dann gleich jene fürchterlichen Kalbsbraten oder Beefsteaks, welche der Gesunde nicht mag, wie schauderhaft ist aber erst alles Eingemachte im Gasthaus! So setzte ich meinen Entschluß endlich zusammen. Ich unterbrach in Klagenfurt meine Reise, warf mich am Bahnhof in einen Einspänner und fuhr zum Dr. Fischhof nach Emmersdorf

hinaus, was eine Entfernung ist ungefähr wie von Graz nach Thal.

Hier kann ich mich verpflegen lassen, ganz wie ich es brauche. Seine Köchin kocht gut und dann lehrt er sie gut kochen. Er hat sie in seiner Hand. Das Einfachste wird besser gemacht wie kaum das Beste in den Gasthäusern. Mein Einmach-Hühnchen habe ich heute mit einem entzückenden Appetit gegessen und zum Gemüse war ein Kraut von einem so angenehmen säuerlich erfrischenden Geschmacke, daß ich den köstlichsten Leckerbissen zu genießen glaubte. Kurz, ich habe was für mein Geld und habe das Rechte. Und dabei esse und trinke ich doch unter den Augen — eines Doktors!

Daß ich hier so lange bleiben kann, bis ich genesen bin, bilde ich mir freilich nicht ein . . . Ach, ich wäre schon glücklich, wenn ich's in Emmersdorf abwarten könnte, daß es wenigstens um eine kleine, kleine Nüance besser wird. Dann wollte ich gerne meinen Stab wieder weiter setzen.

Bis dahin kündige ich Ihnen lieber gar keinen Termin an, da ich den Donnerstag nicht halten konnte. Trösten Sie sich einstweilen damit, daß ich leidlich geborgen bin.

Emmersdorf, 16. Oktober 1875.

Den Mittwoch, hierauf den Freitag, setzte ich mir als Reisetag an. Aber es trat ein anhaltendes Regen-

wetter ein, welches fast ununterbrochen 3 Tage und 3 Nächte lang fortdauerte.

Soeben, Samstag in den Mittagsstunden, scheint die Sonne über die Wolken zu siegen und erhält der Himmel wenigstens teilweise Klarheit und Wärme. Die Reise wird jetzt beschlossen. Ich nehme im Dorf einen Wagen und fahre heute nach Klagenfurt hinein. Dort muß ich freilich wieder übernachten, weil heute kein Eisenbahnzug mehr geht. Dafür habe ich aber auch den Vorteil, selbst wenn es morgen wieder regnen sollte, daß ich dann mit dem Hotel-Omnibus trocken an den Bahnhof gebracht werde und mit der Bahn weiterfahren kann.

Wir werden uns also Montags sehen. Ich glaube nicht, daß es von Neuem täuscht, und wenn, so hat es keine Bedeutung. Einmal in Klagenfurt, ist meine Reise gewiß. Nur anderthalb Stunden davon, in Emmersdorf, hängt man von Kleinigkeiten und Zufällen ab.

Meine Krankheitserscheinungen sind in einer langsamen, aber doch sehr merklichen Besserung begriffen.

Wien, 6. November 1875.

Sie dürfen ganz getrost sein. Ich kann mich mit bestem Willen nicht mehr als ein Kranker interessant machen. Mehr und mehr kehrt alles Normale zurück

und entschwindet alles Krankhafte. Noch vor 5 oder 6 Tagen, wenn ich hustete, taten mir die Kopfnerven des Hinterhauptes weh; das hat aufgehört. Als ich am vorigen Samstag morgens meinen gutgestimmten Brief schrieb, hatte ich am Abend noch eine üble Anwandlung im Magen, fast einen Brechreiz, und 48 Stunden lang fürchtete ich, ich könne einen Magenkatarrh bekommen. Das ist auch fort und zwar spurlos. Kopf und Magen sind rein und frei und haben alles Gefühl der Gesundheit. Auf meinen Spaziergängen trete ich mit meinem festesten Schritt auf und fühle mich markvoll wie in den besten Tagen. Auch in Graz machte ich täglich eine 2stündige Bewegung, aber dann lag mir eine Müdigkeit in Lenden und Knochen und ich schlich und schleppte mich. Jetzt bin ich um vieles stärker und werde nicht anders müde als von dem Gewicht der Winterkleider. Mein Appetit ist gut und gesund und nur aus Vorsicht lege ich ihm noch einen Zaum an. Wein und Bier trinke ich noch nicht, zum Fleisch vermeide ich Saucen, fast auch Gemüse. Nierenbraten oder Rostbeef mit Senf ist mein gewöhnliches Essen. Kartoffel, Mehlspeisen, Dinge, welche im Magen ein träges anschoppendes Gefühl erzeugen, berühre ich nicht. Als ich noch Magenkatarrh fürchtete, mied ich auch Obst, um mir den Magen nicht zu erkälten, ja ich hatte keinen Appetit darauf. Jetzt esse ich mit Genuß Weintrauben und vertrage sie gut.

... Kurz, ich denke von meiner Gelbsucht soll nicht mehr die Rede sein. Sie ist wirklich eine abgetane Sache. Ihre 6 Wochen laufen soeben ab, und sie empfiehlt sich, wie es ihre Schuldigkeit ist. Zu allem Glücke ist auch das Wetter schön. Wien empfing mich 2, 3 Tage lang ziemlich wienerisch — rauh, windig, naßkalt. Das ist jetzt anders. Nach einem muffig trüben Morgen obsiegt mittags die Sonne, und die zweite Tageshälfte ist heiter und blau. Windstille herrscht immer. Nachts könnte der Schlaf besser sein, aber er war ja nie sehr gut und fest. Dafür schlafe ich ungewöhnlich lang und angenehm, wenn mittags mein Sopha im vollen warmen Sonnenschein steht. Da liege ich wie eine Schlange an der Sonne und wärme mich wollüstig und schlafe himmlisch dazu ...

— — Was Sie von den Meiningern und ihren 400 Schüssen gesagt haben, ist mit der Nutzanwendung auf mich doch nicht ganz richtig. Ein Name wird durch die Öffentlichkeit gemacht; die Öffentlichkeit aber ist immer eine Straße voll Staub, Kot und Lärm, ist immer ein triviales Ding, mit und ohne 400 Schüsse. Eine Aufführung hätte mir unter allen Umständen genützt, denn sie wäre Publizität gewesen. Und etwas Anderes macht einen Namen nicht.

Die guten Meininger! Soeben sagte mir Reschauer, gleich am Anfang und noch vor der 1. Vorstellung habe sich Cronegk (der Regisseur) bei der „Deutschen

Zeitung" eifrig nach mir erkundigt, denn er habe — wie er devot sich ausdrückte — einen Brief von „Ihrer Hoheit der Herzogin" an meine Adresse (sie ist aber nur Baronin), worin sie das Meininger Gastspiel meiner „wohlwollenden Besprechung" empfahl. D. h. ich sollte Reklame machen! Zum Dank dafür, daß außer den toten Klassikern von den Lebenden nicht ich, sondern Lindners „Bluthochzeit" im Meininger-Repertoire stand! So wenig hatte man auf jener Seite eine Ahnung, was auf meiner Seite meine Erwartung, mein Anspruch und meine Stimmung war! Was sagen Sie dazu? So viel Naivetät ist erhaben: e hat fast etwas Versöhnendes!

In Wahrheit, man soll den Menschen nur übel nehmen, was sie Feindseliges tun; ihre Unterlassungssünden aber, — das ist die ganze Erfahrung meines Lebens — tut man wirklich am besten, mit einer Art lachenden Galgenhumors in Gottesnamen hinabzuschlucken und zu verdauen. Die guten Schuldigen sind doch gar zu unschuldig!!

Ich danke Ihnen für Ihre lebendige Teilnahme, aber lassen Sie sie nicht länger „Sorge" sein. Ich schließe, wie ich angefangen: als Kranker bin ich nicht mehr interessant.

P. S. Ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand und schreibe eifrig meinen Roman ab. Gegen Novembers Ende werde ich fertig sein.

Wien, 26. und 28. November 1875.

„Ich halte Tag und Nacht die Feder in der Hand“, schrieb ich vor 14 Tagen und das gilt natürlich so lange, bis ich schreibe: Endlich bin ich mit meinem Romane fertig! Bis dahin bleibt mein Schweigen erklärt.

Übrigens haben Sie sich doch tapfer gehalten und ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie ohne Vorwurf und Anklage meine Nichtbeantwortung Ihres vorletzten Briefes hingenommen. Er war so schön! Nur allzu schön. Wie Sie mich als Dichter des „Haustyrannen“ hochstellen, das hätte ich nicht aus Bescheidenheit, sondern schon aus Gerechtigkeit herunterhandeln müssen, aber welche Frau verträgt es, daß man den Mann verkleinert, der ihr Mann ist? In diesem Falle ist es Galanterie, ein klein wenig Schelm zu sein und unverdientes Lob einzustecken. Sie haben freilich recht, wenn Sie mich an dem Maße derer, die unter mir stehen, messen; aber wie viele stehen über mir! Glauben Sie mir, hinterm Berg wohnen auch Leute. Sollte ich Ihnen seinerzeit nicht die 3 Bände ausgewählter russischer Novellen, übersetzt von Wolfsohn, zu lesen gegeben haben? Und hätten Sie dann die Novelle von Herzen vergessen können: „Wer ist schuld daran?“ Das ist noch ein ganz anderer Spiegel jener ersten Liebe als Franche und Lorenne! Bei mir ist Sonin verächtlich und hassenswert, und darin habe ich mir

leichtes Spiel gemacht. Bei Alexander Herzen ist der Ehemann — ganz wie Sie den N. charakterisieren — „gutmütig und erbarmungswürdig“, und doch muß es auch klar werden und wird klar, wie innerlich null und nichtig sein Eherecht! Freilich läßt denn auch Herzen die Novelle mit einem Verzicht enden, aber Francke und Lorenne verzichten nicht und jene haben auch nicht verzichtet. In der Dichtung wäre eben gar vieles Härte, was im Leben weiter nichts als — Lebensrecht ist. Darum mußte ich mir als Dichter des Haustyranns mein Spiel erleichtern.

Ihr letzter Brief aber ist pures Gold. Er hat mich wahrhaft stolz auf Sie gemacht. Von den Ideen abgesehen, so imponiert es uns Kunstschriftstellern immer enorm, mit welcher Leichtigkeit die weibliche Naturschriftstellerin schreibt und wie sie so gar nicht nach dem Ausdrucke ringt und sucht.

Aber nun die Ideen selbst! Zwar was Sie bei Gelegenheit des Schuleinsturzes philosophieren, könnte ich mir leicht schmeicheln, es sind meine Ideen und ich lese aus Ihnen — mich heraus. Aber ich weiß, daß das nur scheinbar ist. Man kann in keinen Menschen Ideen hineintragen, in dem sie nicht schon drin sind. Höchstens kann man ihm helfen, kann ihn bestärken, kann ihm Mut machen, kann ihm den Mut seiner eigenen Gedanken machen. Das letztere wird bei Frauen wohl nicht ganz ohne sein.

Ihre Kritik der „Hermannsschlacht“ hat mich höchlich ergötzt. Sie ist durch und durch wahr und korrekt, hat aber dazu noch den überschüssigen Reiz der Simplizität und Naivetät, so daß es aussieht, als ob die Seele Hegels in ein Kind gefahren wäre. Speidel hat fast dasselbe gesagt, was Sie mit dem allerliebsten Ausdrucke sagen, daß Hermann „ein kleiner Schwindler“. Sie treffen überhaupt vieles von dem, was Speidel gesagt hat. Nur der Schlüssel des Warums fehlt Ihnen, den unsre männliche Kunstkritik hat.

Ich will Ihnen dieses Warum auch nicht in seiner ganzen Länge und Breite vorkäuen, — Sie brauchen es nicht. Lassen Sie mich also nur das Kürzeste sagen; eine Intelligenz, die Ihren Brief schreibt, bildet es schon von selbst weiter aus.

Schillers Beispiel wirkte nicht am schlechtesten — negativ. So darf's nicht fortgehen, sagte man sich schon bei seinen Lebzeiten. Die großen und gescheiten Dichter erkannten: der Schillerische Idealismus, wenn man nicht Schiller selbst ist, führt notwendig zur Phrase. Nichts fürchtet aber ein echter Dichter mehr, und mit Recht, als die Phrase. Dichter wie Kleist hatten daher den Mut der Umkehr. Nicht den idealen, sondern den realen Menschen, den sogenannten Menschen von „Fleisch und Blut“ machten sie zu dem ihrigen. Dieser Hermann, diese Thusnelda, diese Cherusker sollen

Menschen von Fleisch und Blut sein. Aber Sie haben vortrefflich empfunden, wie diese realistische Schule einen viel zu hohen Preis für ihre Niedrigkeit zahlte und wie ihre vermeintliche Wahrheit auch wieder ein falscher Weg ist: es fehlt ihr dramatische Würde! Die Phrase ist fort, — aber die Würde auch!

Das wäre Eins. Die zweite Erklärung liegt in dem Zeitpunkt des Stücks. Die Zeit ist Napoleons Herrschaft auf der Höhe ihres Drucks und ihrer Anmaßung. Die Hermannsschlacht fordert die Deutschen zur Befreiung von seinem Joche auf. Sie ist und will sein ein donnernder, glühender, unwiderstehlicher Racheschrei gegen die französische Fremdherrschaft. Nun! Hätte Kleist die Altdeutschen ideal gezeichnet, so hätte er seine Neudeutschen, anstatt zu ermutigen, entmutigt, denn das moderne Geschlecht konnte dann mit einigem Recht winseln: Ach Gott, wenn ein Befreiungskampf nur den Ideal-Menschen gelingt, dann unterlassen wir ihn lieber; wir sind keine Ideal-Menschen. Daher hielt er ihnen als einen Spiegel nicht Tugenden, sondern auch Fehler, Schwächen, Kleinlichkeiten vor und sagte ihnen: Menschen sind zu allen Zeiten Menschen; jene Varusbesieger waren auch nicht besser als ihr. Wollt ihr denn ewig die guten ehrlichen Deutschen sein? Sind's denn die Feinde gegen euch? Dieser Napoleon lügt wie ein roter Hund in seiner Diplomatie und in seinen Schlachtenbulletins, diese grande nation

maßt sich alle gloire allein an und erkämpft ihre besten Siege mit den deutschen Rheinlandstruppen, d. h. mit eurem eigenen Blute; — mehr als genug ist Schwindel an diesem übermütigen Kaiserpopanz, seid doch die Narren nicht, ihn mit der Tugendwaffe allein zu bekämpfen. Lügt, betrügt, schwindelt, seid falsch, erlaubt euch alles! Hinaus mit ihnen und jedes Mittel ist recht! Eure Privattugenden hebt euch für euch selbst und euer Privatleben auf; jetzt braucht ihr nur eine einzige große Nationaltugend: Einigkeit. Seid einig! Verbindet euch! In meinem Bilde siegt nichts als das. Ihr braucht nichts weiter.

Das wäre nun alles recht schön und gut, wenn es — eine Broschüre wäre! Ein Gedicht aber soll nicht übers Gedicht hinaussprechen. Es soll nicht das eine nennen und das andere meinen. Es soll nicht Römer und Cherusker sagen, wenn es Franzosen und Preußen meint. Die Weltgeschichte ist kein Maskenball, wo man das 1. Jahrhundert in den Domino des 19. Jahrhunderts stecken darf. Aber „die Menschen sind zu allen Zeiten Menschen" klingt so bestechend! Ist es nicht wahr?

Nein! Die Menschen des Altertums sind unsere Phantasiemenschen und die Phantasie verschönert. Dabei träumt und schwärmt sie nicht einmal, sondern hat großenteils recht. Mehr natürlicher Adel, Großmut, Hochherzigkeit, Sinnesreinheit findet sich bei den

Wald- und Urvölkern, die noch leicht und aus dem Vollen leben, als bei den Krämern und Schreibern der Zivilisation, die sich durch ihre Ängsten und Sorgen mit tausend Schlechtigkeiten und Gemeinheiten des Brotneides durchgaunern müssen. Die Kultur ist die Mutter von Lastern, die dem Naturmenschen fremd sind. Ruft Sie nun der Dichter zu den Cheruskern der Urwälder, so erwarten Sie mit Recht reinere Menschen als Schleicher und Schwindler. Ja, und wäre es selbst in den Nöten der Teutoburgerschlacht ungefähr mit dieser Notlügenpolitik zugegangen, — Sie wollen es nicht wissen. Sie wollen nicht erinnert, nicht vom Dichter daran erinnert sein, daß man sich selbst beim Eichelfressen noch durch die Welt lügen muß. In Ihrer Phantasie ist wenigstens das Eichelfressen noch schön und der Dichter soll *mit*, nicht *gegen* die Phantasie arbeiten.

So hat Sie bei dieser Hermannsschlacht Ihr Gefühl in allen Stücken richtig geleitet. Sie haben mit feinstem Sinne die Schwächen dieser Dichtweise empfunden, — einerseits die Schwäche der *realistischen Fleisch- und Blut-Schule*; — andererseits die Schwäche des historischen *Tendenzstückes*, welches die Zeiten willkürlich aufeinander bezieht und das hohe poetische Altertum — zu einem Handspiegel der Gegenwart entwürdigt! Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Urteile.

Innerhalb der genannten Gebrechen bleibt übrigens die Hermannsschlacht doch ein eminentes Stück ihrer Schule. Andere Realisten und Tendenzdichter hat man zu Haufen tief unter die Hermannsschlacht herabsinken sehen. — —

— Ich schließe mit einem Apropos. Ich glaube Sonntag, den 14. November, stand in dem Literaturblatt der Grazer „Tagespost" eine Kritik des Haustyranns. Man hat mir's gesagt und gezeigt. Gelesen hab' ich's nicht; mich interessiert es nicht. Sie vielleicht? Dann habe ich Sie aufmerksam gemacht. —

Leben Sie wohl. Ich grüße Sie tausendmal, und weil ich stolz bin auf Sie — tausend und ein Mal.

Wien, 9. Jänner 1876.

In diesem Monate will ich meinen Roman nach Amerika expedieren. —

Ich bin soeben mit einem recht ernstlichen Briefwechsel nach Meiningen beschäftigt. Es muß zur Sprache kommen, was sich nicht verschweigen läßt, und ich habe damit angefangen. Schon habe ich die Antwort auf meinen Brief und soeben schreibe ich die Antwort auf die Antwort.

Wien, 14. Jänner 1876.

Ein Stein ist mir vom Herzen, daß Ihr wenigstens körperlich wohl seid. Das Übrige muß die Zeit tun.

Sie haben recht, daß Sie von der „letzten Leidensgeschichte“ nichts erzählen wollen und sagen: „schreiben läßt sich das nicht.“ Wir werden ja oft genug davon sprechen.

Um ihre moralischen Affektionen ist mir nicht bange. Es soll alles wahr sein, was Sie schreiben, — aber wahr für die Gegenwart. Nicht auf ewig. Sie haben dem Tode ins Auge gesehen und einem grausamen Tode. Sagen Sie aber nicht: Sie verzeihen ihn der Natur nimmermehr; Sie hassen sie. Die Natur als bewußtes Wesen gedacht heißt Gott, und damit sind wir ja ohnedies im Reinen. —

Gegen die Natur aber können wir gleichgiltig sein. Sie ist ja kein Wesen, nur ein Begriff. Sie kennt uns nicht, sie weiß selbst nichts von uns, und das ist ihre Entschuldigung. Die Natur tut nichts, was man hassen müßte, was man nicht verzeihen könnte, — die Natur ist eine Wage von Gleichgewicht. Wären die Nerven nicht so hochempfindlich für Qual, so wären sie es auch nicht für die Lust. Sie waren dem gesunden und rüstigen Körper lange Jahre eine Quelle der Lust — vom Brautbette angefangen bis

zu dem einfachen Entzücken, womit wir eine reife Aprikose anbeißen oder den Duft eines Blumenhauses atmen. Daß sie auf dem Totenbette eine Quelle der Pein werden, ist nur Ursache und Folge — Zusammenhang — Gleichgewicht. Und sagen Sie nicht: auch andere haben Lust empfunden und sind doch sanfter gestorben. Daraus, daß Einem etwas geschenkt wird, folgt noch nicht, daß es geschenkt werden muß.

Glauben Sie mir, aus der Naturbetrachtung saugt kein Mensch Haß oder Bitterkeit.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie die Familie. Und ich grüße Sie mit allen meinen guten Geistern.

* *

Wien, 19. April 1876.

Ich will Ihren Geburtstag nicht vorübergehen lassen, ohne seiner wenigstens zu gedenken.

Was ich für Sie wünsche — wünsche ich für mich! —

Beiliegendes Buch ist eine energische und tiefsinnige Dichtung, aber nicht eben eine Frauenlektüre. Es ist das Neueste und noch nicht 8 Tage alt. Der Verfasser hat es mir im Manuskripte vorgelesen, um meinen Rat für die letzte Feile einzuholen. Aber es war nicht viel zu raten, die Übersetzung ist meisterlich.

Der Graf Albrecht Wickenburg ist einer von den Söhnen des vormaligen Statthalters von Steiermark. Sie dürfen ihn sich als keinen grünen Jüngling mehr denken, er ist ein reifer Dreißiger und Familienvater.

Das ist alles, was meine leere Hand zu bieten hat. Eine meinem Namen angetane Ehre. —

Vor 8 Tagen hatte ich den letzten heftigen und peinlichen Anfall meiner Blutkongestionen. Seit dem klopfte es leise und leiser an und scheint fast aufhören zu wollen, so daß ich mir zu schmeicheln wage, es war vielleicht gar keine neue Krankheitserscheinung, sondern nur eine Blutentleerung der mit Blut überfüllten Leber, d. h. ein Nachweh der Gelbsucht. Vielleicht, — gewiß weiß ich's freilich nicht.

Wien, 29. Juni 1876.
Vormittags 10 Uhr.

Ich reise in 3 Stunden. Ich fahre mit dem beschleunigten Postzug um halb zwei nach Wiener-Neustadt und übernachte heute wahrscheinlich in Pitten, dann geht die Fußtour nach Graz weiter.

Am Montag nachmittag hat es ein paar Stunden lang ergiebig geregnet, und da der Regen von Süden kam, so konnte ich Ihre Notiz über den 3tägigen Grazer Regen von selbst erraten. Der Regen hat mehr als den Staub gedämpft, was mir ganz recht sein konnte; er hat die Straßen auch verkotet, und um sie

ein bischen auftrocknen zu lassen, beschloß ich, meinen Reisetag von Dienstag auf Mittwoch zu verlegen. Da fand ich mich am Dienstag veranlaßt, für mein Breslauer Blatt ein Feuilleton zu schreiben, was mir Dienstag und Mittwoch zu tun gab. So reise ich denn heute — Donnerstags.

Mein Befinden ist vortrefflich. Ich fühle ganz die alte Kraft und den alten Mut.

Ich weiß nicht, ob ich mit Eifer wandeln oder ob ich „launeln" werde. Eigentlich nehme ich mir das letztere vor, denn zum Geschwindschritt ist die Jahreszeit zu heiß. Auch fehlt jeder Grund dazu. Vielleicht — wenn ich's über mich bringe — mache ich gar nur halbe Tagmärsche und beziehe mein Nachtquartier schon am hellen Mittag. Vielleicht; — ich weiß es nicht. Ich sage das nur, damit Sie nicht etwa unruhig werden, wenn sich meine Ankunft verzögert. Ich denke, am Montag anzukommen. Aber ob früher oder später, kann ich nicht voraussagen. Möglich, daß ich unterwegs auch wieder Nachricht von mir gebe.

Von Ihnen aber wünsche ich jedenfalls, ehe ich Graz betrete, noch einen Brief. Schreiben Sie mir an:

Hrn. Ferdinand Kürnberger aus Wien,

abzugeben in

post restante. Gleisdorf.

Über mein Breslauer Feuilleton habe ich mir die Antwort schon nach Graz bestellt, und zwar unter der Adresse Ihres Hauses.

Wien, 15. Juli 1876.

Ich bin wieder zuhause. Ich schreibe in meinen vier Wänden. „Unterwegs schreiben" ist leichter gesagt als getan. Der Wanderer ist ein Empfangender, nicht ein Ausgebender. Es ist der ganze, der süßeste Zweck des Wanderns, — daß man das Maul hält und daß jetzt andere Dinge reden. Es ist, als ob man mitten in einer schönen Oper — konversieren wollte!

Von meiner Reise spreche ich Ihnen nicht, — denn da Sie keine Spezialkarte haben, auf der Sie mir folgen können, so würde ich gleichsam einem Blinden von der Farbe reden. Schön war sie immer und glücklich größtenteils. Am dritten Tage z. B. regnete es und ich ging 6 Stunden lang im Regen — ein Beweis, wie liebenswürdig er war. Die Regentropfen punktierten meinen Schirm, wie eine Stickerin Punkt für Punkt stickt. Man kann nicht mehr manierlicher regnen. So konnte ich von morgens 7 bis mittags bis 1 Uhr hinschlendern und war auf der einen nassen Seite durch den dünnen Rock noch nicht einmal bis aufs Hemd naß. Nur die Straße war es und durch das Gras endlich die Füße.

Ein Tal habe ich entdeckt, — von Birkfeld nördlich hinauf, ein stilles weltverlassenes Alpental, worin aber die Menschen so manierlich waren, als ob sie im zivilisierten Umgang geübt wären. Alle Bedienung war hier gut, billig, freundlich. Von den Forellen, dergleichen wir kleinere bei unserem Mahle hatten, bekam ich 3 um 20 kr. Vom Schlafzimmer berechnen die Leute fast nur das Bettüberziehen. Milch hat eigentlich gar keinen Wert. Auch der Schilcher, den sie so entsetzlich mühsam über Berge und durch Klüfte hereinfahren müssen, ist nicht teurer als in Graz. Das Trinkwasser, das ich oft schlecht fand, ist in diesem Tale köstlich, dabei überall lustige Quellensprudel. Der Zentralpunkt darin heißt Ratten; es fiel zufällig nur mein Mittag, aber nicht meine Nachtstation hinein und nur eines zweiten Mals wegen fragte ich nach Fremdenzimmern. Da zeigte man mir ein großes und ein kleineres Zimmer, fast prächtig möbliert, wie überhaupt das Haus mit seinem Säulengang eher auf dem Rosenberg stehen könnte als in der bäuerlichen Wildnis. Aber Sitten und Bräuche sind hier fromm wie in Arkadien, alles voll Einfalt, Genügsamkeit und treuem, herzlichen Wesen. Ich kam von Weiz, Anger und Birkfeld herauf; aber die nächste Verbindung mit der Welt ist eine fahrbare Straße nach Krieglach, was zwischen Bruck und Mürzzuschlag eine Eisenbahnstation der Südbahn ist. Wenn ich wieder komme, will

ich mir dieses Sträßlein gut ansehen und in Krieglach Umfrage halten, was ein Wagen kostet. Ist's nicht zu teuer oder der Weg nicht zu rauh, so hat mir von allem, was ich gesehen habe, nichts so sehr eingeleuchtet, als diesen Punkt zu wählen, wenn Sie mit den Kindern einmal einen Monat Alpenaufenthalt nehmen könnten. Ich habe nie alles so beisammen gesehen: Lieblichkeit der Alpennatur und Vertrauenswürdigkeit der Menschen.

Mein Wandertag in diesem Falle war einer meiner gelungensten und diesmal mein vorletzter. Und doch dürfte ich nicht sagen: Ende gut, alles gut. Gestern wanderte ich zweimal über hohe Berge: am Morgen bis nahe an den Schnee und am Mittag über die alte Semmeringstraße. Ich wanderte leicht, meine Stimmung war ganz Glück und Zufriedenheit. Das Wetter schön wie immer. So kam ich um 7 Uhr an die Bahn nach Gloggnitz. Da riß der Faden des Glückes ab. Ich hätte sehr gut einen Bahnzug noch erreichen können, ja in Schottwien ging vor meinen Augen ein Omnibus dazu ab, den ich mit meiner eigensinnigen Abneigung gegen das Fahren — nicht benützte. Ich dachte gar nicht daran, daß Lokalzüge zwischen Payerbach und Wien nicht alle halbe Stunde bis tief in die Nacht abgehen könnten — kurz, meine glücklichste Stimmung war Sorglosigkeit und diese — Leichtsinn. So kam ich um 7 Uhr nach Gloggnitz und die goldene

Sonne stand noch am Himmel. Da aber ging kein Zug mehr ab als um 8 Uhr ein Schnellzug mit bloß erster Klasse. Das hätte Gloggnitz-Wien fast genau so viel gekostet wie eine ganze Fahrt Wien-Graz. Natürlich scheute ich diese Kosten. Der nächste Zug aber ging um 3 Uhr nachts, der zweitnächste um 6 Uhr morgens. Beide also für ein Gloggnitzer Nachtlager unbequem. Man bezahlt nicht ein in Gloggnitz wahrscheinlich teures Zimmer, um es nachts 2 Uhr zu verlassen; ja selbst morgens um 5 Uhr kostet mich erfahrungsmäßig die Ruhe der ganzen Nacht.

Nehmen Sie dieses Dilemma, nehmen Sie dazu meinen Charakter — und Sie erraten jetzt, was ich wählte. Ich beschloß, bis 3 Uhr die Nacht zu durchwachen. Und um mir so viele Zeit zu vertreiben, beschloß ich, die Nacht zu durchwandern. Ich war aber an diesem Tage schon 12 Stunden, nach Abzug der Ruhepausen 10 Stunden gewandert und hatte überdies nicht zu Mittag gegessen! Tief im Alpental hatte ich mir bei einem gut gelegenen Hause um halb eilf Milch und Butterbrot geben lassen, und das war so köstlich gut, daß ich nichts Weiteres mehr verlangt und bedurft hatte. Jetzt erst war ich allerdings wieder bei Appetit, aber schon außerhalb Gloggnitz und zu abgeneigt wieder umzukehren. Da nahm ich bei einem Wirtshäuslein unterwegs ein Glas Bier und ein Kalbsgulasch zu mir. So wanderte und tappte ich in

die Nacht hinein. Von 10 bis 11 war's am unholdesten; um $1/4$ auf 12 stieg der rote Halbmond in den Wolken des Horizonts auf. Um $1/4$ auf 3 bleichte der erste Morgendämmer. Um $1/2$ 3 war ich in Neunkirchen zwischen Gloggnitz und Wiener-Neustadt, um $1/2$4 kam der Zug, der Gloggnitz um 3 passiert. Mit allen Nachtstunden hatte ich nur eine halbe Eisenbahnstunde gewonnen. Freilich schlich ich mehr. Zweimal ruhte ich auch, aber ohne einschlafen zu können. Einmal in einem schauerlich dunklen Gehölz bei rauschendem Wasser in der Nähe, den Rücken an einem Baum, unter mir ein Rasen, der aber tautrocken war. Die Nacht war überhaupt ohne Tau. Das zweite Mal auf einem gemähten Kornfeld. Auf einem Schwaden lag ich weich und trocken wie auf der feinsten Strohmatte und die Nachtluft strich über mich hin. Der wehende Nachtwind, wenn er durch die Bäume oder über Gersten- und Weizenfelder flüstert, hat für mich immer etwas Heiliges gehabt und heute Nacht habe ich mich recht daran sättigen können. Es war eine schöne Sommernacht. Das Nachtwehen nur frisch, nicht kalt und ebensowenig taufeucht. Nur mit einer solchen Nacht ließ sich eine solche Leistung machen. Um $3/4$6 war ich im Wiener Bahnhof, um 7 Uhr umgekleidet und beim Frühstück-Kaffee, worauf es dann gleich ins römische Dampfbad ging. Trotz meiner Müdigkeit hat es mich nicht angegriffen. Nach Tisch

schlief ich bis 5 und jetzt schreibe ich. Das ist mein erster Tag in Wien.

Mein erster Eindruck war, als ob ich wieder sehen lernen müßte! Ich sah wie durch Nebel und Rauch. Es war mir, als ob in jeder Straße ein brennendes Haus stürzte, so verqualmt kam mir die Luft vor. Mein Auge, so lange ans kräftigste Grün gewöhnt, war ganz verwirrt über den aschgrauen Teint der Wiener Staubluft.

Adieu. Ich werde bald wieder in Graz sein. Das grüne Graz und das graue Wien sind doch starke Kontraste.

Wien, 5. August 1876.

Haben Sie nur noch eine Handvoll Stunden Geduld. Es ist wieder einmal eine Zeit, wo es sich bloß um Stunden handelt; wo es nicht der Mühe wert scheint, auf den nächsten Tag zu vertrösten, weil man jetzt und jetzt meint — einen Augenblick länger, und man könne schon mit Gewißheiten aufwarten.

Denken Sie sich gar nichts Anderes. Ich habe Hut und Stock in der Hand, warten Sie in guter Fassung, es kann unmöglich mehr lange dauern. Daß ich nicht gleich umgehend auf Ihren Brief abkommen konnte, verdrießt niemanden mehr als mich.

Wien, 17. August 1876.

„Es ist bei Ihnen doch nichts Unangenehmes passiert?“ sind die letzten Worte Ihres vorgestrigen Briefes.

Nur Unangenehmes und gar nichts Anderes als Unangenehmes ist bei mir passiert! Wie wäre ich sonst hier?

Wenn man am 5. August schreibt: Warten Sie nur noch eine Handvoll von Stunden und es wird ein Haufen von Tagen daraus, ein solcher Haufen, daß ich nicht einmal am 17. August wissen und sagen kann, wann dieser Haufen nichtswürdig-verlorener Tage zu Ende gehen wird, so muß es unangenehm genug hergegangen sein.

Die Einzelheiten kann ich Ihnen freilich nicht schreiben, es war nur eine Reihe von Bagatellen, lauter Bagatellen. Aber — der Eine wird von einem Felsblock zerschmettert und der Andere erstickt an einem Weinberlkern. Tot sind Beide!

Schon wenn Sommereisen nach Steiermark kein Vergnügen wären, so wäre es nur meine verfluchte Pflicht gewesen, in den Tagen, wo Sie gänzlich vereinsamt waren, Ihnen die Zeit zu vertreiben und Gesellschaft zu leisten. Die Schwester fort — die beiden Kinder fort — das ganze Haus leer — o wie schön, wie schön, daß ich da festgenagelt war auf meinem Wiener Straßenpflaster! Wie allerliebst!

Mögen Sie Freude haben in St. Ruprecht und Puntigam!

Schreiben Sie es mir nur getrost, wenn Sie wieder zurückkommen, Ihr Brief wird mich immer noch in Wien treffen. Des Teufels Großmutter sitzt nicht so fest in ihrem höllischen Feuer, als ich zur Wiener Juli- und August-Hitze verdammt bin!!

Leben Sie recht wohl. Damit doch Etwas geschieht während meiner Verdammnis, redigiere ich soeben eine zweite Sammlung meiner Feuilletons (die literarischen), welche nächstens erscheinen sollen, — genau um die Zeit wie im vorigen Jahr der „Haustyrann". (Wieder bei Rosner.)

Oskar Falke, zwar nur ein Freund neueren Datums, — aber wir werden wohl zeitlebens aneinander attachiert bleiben — meldete mir vor 3 Tagen aus Steiermark, daß er einen Gutskauf, den er schon lange in peto gehabt, endlich perfekt gemacht hat. Es ist der Steinhof bei Radkersburg. Die nächste Eisenbahnstation ist Spielfeld (auf der Linie Graz-Marburg), und dann wird man noch etwa zwei Wagenstunden haben. Auf diesem Gute, scheint's, werde ich wohl oft zu Gaste sein. Graz ist nicht fern. Wieder ein Faden mehr, der mich an Graz bindet. Bin doch neugierig, was die Zukunft bringt und wo ich zur Ruhe komme. — Recht viel Vergnügen.

Schloß Steinhof, 4. Oktober 1876.

Lassen Sie mich in Kürze berichten, daß ich gestern glücklich hier angekommen und daß das Wetter schön ist, auch Dauer der Schönheit verspricht.

Da Sie die Gegend aus der Kindererinnerung noch kennen, so beschreibe ich nichts. Enttäuscht hat mich nur die Erdart, die hier keine Spur von Fels und Gestein mehr hat, was man in einem Berglande wie Steiermark, Kärnten und Tirol auch bei niedrigen Hügeln allenthalben zu erwarten gewohnt ist. Der Boden ist zäher Lehm und die Auffahrt zum Schlosse nach der nassen Witterung so unbeschreiblich grundlos wie Fliegenleim. Wir fuhren auf Straßenstücken, welche alle Schrecken der berüchtigsten ungarischen Straßenmisere noch weit überboten. Daß ich ins nahe Radkersburg zu Fuß spazieren könnte, davon ist keine Rede. Es muß jetzt alles per Wagen geschehen. Darauf war ich nicht gefaßt und es ist eine partie honteuse des hiesigen Landlebens.

Dagegen ist das Schloß selbst sehr ansprechend. Es hat eine schöne Lage und schöne, bequeme, auch reichliche Wohnräume. Die besten Naturallebensmittel sind wertlos. Milch und Butter haben fast gar keinen Preis, in Radkersburg kostet das Kilo Rindfleisch, auch das beste — 40 kr.

Ich bewohne ein schönes, geräumiges und gut möbliertes Gastzimmer. Meine Aussicht ist groß, jeder

Blick fällt in eine weite, lichterfüllte Landschaft. Ein Nachteil ist freilich wieder dabei: die ganze Fensterfront liegt ohne Ausnahme gegen Norden. In der Stadt wäre das mein Tod; ich könnte es nicht aushalten. Bei einem weiten Horizont mindert sich's allerdings fast zum Unmerklichen, denn wenn auch die Sonne nicht ins Zimmer scheint, so erfüllt sie doch das Auge, indem sie die ganze Landschaft erfüllt.

Kurz das Ding hat nicht mehr Schattenseiten als jedes menschliche Ding und die Zufriedenheit überwiegt weit das Störende und Mangelhafte. Wir fuhren an einem gräflichen Nachbarschloße vorbei, das in der Ebene liegt und muffig und dunkel zwischen Bäumen steckt. Dort möchte ich nicht Gast sein. Schloß Steinhof dagegen müssen Sie sich vorstellen wie eine der heitersten und freiesten Lagen auf dem Ruckerlberg. Unsere Hügelkette ist auch nicht höher als dieser, wenigstens nicht viel, und doch gibt es hier einen Punkt, wo man bei reinster und durchsichtigster Luft — den Grazer Schloßberg sieht!

Daß die Familie Falke eine sehr sympathische Umgebung ist, brauche ich nicht zu sagen; ich wäre ja sonst nicht hier. In diesem Augenblicke ist noch Oskar Falkes Bruder Josef hier anwesend, den ich schon von Wien her kenne und der die kleine Kolonie sehr angenehm vergrößert. Er ist einer jener echtesten Österreicher, denen der gutmütige Spitzbube im Auge sitzt

und die das ganze Leben in guter Laune abmachen, wozu sie nur — recht viel bösen Spott brauchen. Kurz, die große Familie Nestroy.

Ich schreibe diese Zeilen nach dem Frühstück und vor einem Spaziergang, den wir auf den Gutsgründen machen. Wir kamen gestern erst in der Abenddämmerung an, da wir auf den teilweise schlechten Straßen 3 Stunden fuhren, auch in Spielfeld eine Mittagsstunde und in Mureck eine Jause hielten. Erst heute im Tageslichte kann mir Falke auch etwas von der Schloßumgebung, — Park, Obstgarten, Wirtschaft und sonstige Anhängsel zeigen.

Ich habe einen Brief an Rosner und einen an Sie geschrieben und schließe jetzt. Bis zum Mittagessen besichtigen wir das Gut, nachmittags fahren wir wohl nach Radkersburg, wohin ich die zwei Briefe gleich persönlich mitnehme.

Schloß Steinhof, 11. Oktober 1876.

Es ist heute 8 Tage, seit ich hier bin, und sehr sehne ich mich wieder nach einer Nachricht von Ihnen. So lange ich nicht weiß, daß es Ihnen gut geht, schäme ich mich fast zu sagen und zu beschreiben, wie gut es mir selbst geht.

Und wahrlich, es geht mir gut. Es ist jetzt zum 4. Male, daß ich nicht bloß durchs Land marschiere,

sondern auf dem Lande wohne. Zweimal war es beim Dr. Fischhoff, einmal am Attersee und zuletzt ist es hier. Alle diese Landferien fielen in den Oktober, der Attersee-Aufenthalt sogar in die erste Novemberhälfte. Ich meine jetzt, die Natur müsse überhaupt herbstlich sein, um schön zu sein. Mit wiederholten Gemütseindrücken fließt mir Naturschönheit und Herbstschönheit in Eins zusammen. Die wohlbekannten Herbstbilder sind in meinem Gemüte wie Bilder an Zimmerwänden; es kommt mir so wohnlich vor, ich bin wie bei mir zuhause.

Denn das ist gewiß: in keiner Jahreszeit hört man sich selbst und sein Inneres besser als im Herbst. Welche Ruhe! welche Stille! Es ist seltsam genug. Der Sommer lärmt doch auch nicht; wie die Vögel singen oder die weidenden Herden brüllen, unterbricht die allgemeine Naturstille ja nicht im geringsten. Warum scheint der Herbst allein so still? Das ist was Inneres, nichts Äußeres. Aber es ist namenlos süß! Man könnte weinen vor Freude!

Einen Namen hat nichts in der Natur und nichts kann man aussprechen. Manches aber läßt sich doch sagen. Der süßeste Herbstzauber ist vielleicht folgender. Im Sommer erntet man Lust und Freude mit vollen Händen ein und meint, es müsse so sein. Man hält seine Schönheit für seine Pflicht. Im Herbst und im Spätherbst ist sie keine Pflicht mehr, sondern ein Ge-

schenkt. Das fühlt man und man ist dankbar. Die Dankbarkeit ist ein sittlicher Zug und nun fühlt der Mensch, daß er der Schönheit der Natur auch eine Schönheit des Herzens zurückzugeben hat, was er so gut in keiner anderen Jahreszeit fühlt. Im Herbste, scheint's, geben Natur und Mensch ihren rascheften Einklang.

Das täte schon der Glanz des Himmels, die laue Mondnacht, das geisterhafte Silber der Nebelspiele allein. Das täte schon die Schönheit und Wohltätigkeit des Luftelements allein. Aber wie schön ist nun auch die Erde hier! Wahrlich, Ihre Steiermark hat ein Zauberer gemacht! Als ich im Sommer von Österreich bis Gleisdorf längs der ungarisch-steirischen Grenze herabwanderte, war ich schon erstaunt, wie schön das steirische Bergland noch so nahe bei Ungarn ist. Aber — es war auch noch immer Obersteier! Fest glaubte ich dagegen, daß wenigstens in Untersteier das nahe ungarische Steppenland schon bemerkbar hereinragen würde. Die Linie Radkersburg-Pettau war mir sehr verdächtig, daß sie schon flau und prosaisch sein könnte. Und siehe da, sie ist fast noch schöner als die obersteirische Linie Friedberg-Gleisdorf. Steiermark hält Wort bis zum letzten Atemzuge. Die „grüne Steiermark" ist eine Wahrheit noch am äußersten Grenzstein, der zwischen einem steirischen und ungarischen Acker steht.

Ich wollte, ich könnte Sie in mein Zimmer führen. In welche Landschaft fällt mein Blick, so oft er vom Tisch zum Fenster hinausschweift! Das Schloß steht auf einer Anhöhe, welche von keiner anderen mehr gedeckt wird, sondern am Rande einer Ebene die letzte ist. Das gibt Freiheit nach allen Seiten, eine große Landmasse und ein großes Luftmeer zum Gesichtskreis. Den Hügel hinab grünen die Wipfel des Parks, der Mittelgrund ist die Murebene, ein weites Gefilde von Feldfluren, Dörfern, Schlössern, Gärten und Auen, die Fernsicht ein blauer Gebirgszug und nicht ganz so fern, daß man das ragende Schloß Trautmannsdorf bei Gleichenberg nicht noch herüberschimmern sähe, — selbst in der Herbstluft, die doch nebeltrüb sein dürfte, die aber Tag für Tag von entzückender Durchsichtigkeit ist. Das ist die Landschaft gegen Norden. Sie können ungefähr an die Ruckerlberg-Aussicht denken, wie sie gegen Westen ist. Den Berg hinab Laubwerk, am Horizont die Kärntneralpen, in der Mitte das Grazerfeld.

Ganz anders sieht's gegen Süden aus. Der ausgespannte Fächer ist jetzt zusammengeschlagen. Da haben wir kein Blachfeld mehr wie das Grazerfeld, sondern was von Wiesen und Äckern Flächen hat, versteckt sich in lauter Hügellabyrinthe und kleine lauschige Talheimlichkeiten, eine Landschaft von einem überflüssigen Reichtum der Formen, wo kein Boden-

stück dem andern gleich ist, alles in Bewegung, Abwechslung, Buntheit, aber alles zusammen doch von einem einheitlichen Charakter, der ganz wunderbar stimmt, ganz Schönheit und Harmonie ist. Die Berge sind nicht so hoch wie in den Alpen, aber auf echt steirische Weise immer eng zusammengedrängt und immer schroff und steil von Abhängen. Das gibt Charakter, Stärke, Schönheit, fast Wildheit.

Wir fuhren gestern nur eine Stunde weit in dieses südliche Arkadien hinein, aber es ging immer auf und ab, immer bald links, bald rechts an Abgründen hin. Nur sind die Abgründe hier nicht schreckhaft wie im Hochgebirge; nicht Abgründe — Füllhörner sind es, Füllhörner voll Obst, Wein und Waldgrün. Der Wald ist immer gemischter Bestand, Laub- und Nadelholz durcheinander, Tannen, Birken, Föhren, Buchen und Eichen. Aber welche Eichen! Dieser Gau ist das wahre Eichenland. Ich habe sie nirgends so hoch, so stark und mächtig gesehen. Fast alle Völker sagen „heilige Eichen“ und haben unter Eichen ihre Tempel, ihren Gottesdienst, ihre Volksgerichte und Volksversammlungen. Diesen Baumkultus begreift man nirgends besser als hier. Auch sieht man sie selten so malerisch schön stehen. Nicht in dicken, finstern Wäldern stehen sie, sondern aufgelöst in Gruppen, zu zweien und dreien wie gute Geschwister und gewöhnlich in der Mitte der Wiesen, an den Rändern der Wein-

berge, in den Lichtungen der Wälder, kurz mit einer allerliebsten Koketterie an den sichtbarsten Orten. So verschönern sie alles um sich her und machen die ganze Landschaft zu einem großen Naturpark.

Das Ziel unseres gestrigen Ausfluges war eine nicht sehr entfernte Wiese, wo, in einen Holzbrunnen gefaßt, eine Mineralquelle emporsprudelt, ein Säuerling wie der Rohitscher, aber milder. Schöpfen kann, wer will. Schloß Steinhof hat auch immer Vorrat davon, aber da er soeben ausgegangen, hatten wir uns Flaschen mitgenommen und erlustierten uns damit, sie zu füllen, auch frisch aus dem Sprudel gleich zu trinken. Dieser Wiesengrund ist ein Prachtstück von Naturpoesie, so grün, so schön, auch von Hügeln und Waldschatten so gut begrenzt, daß der ganze Anblick etwas Ergreifendes, fast Heiliges hat. Es ist selbst in diesem Arkadien nicht möglich, sich Hirten und Herden darauf zu denken, der Geist greift höher und bevölkert sie nachts im Mondschein mit Elfen und mit Erlkönigs Töchtern.

Wir fuhren über diese Wiese noch eine Strecke hinaus, — es ging soeben wieder bergan, aber jeder Berg hat seine Aussicht und jede Aussicht ist eine andere. Da sah ich auf Mittelgrundferne, steil an einem bewaldeten Bergrand und über dem Bergabgrund fast in der Luft schwebend, den Ort Negau, ein bräunliches, kastellartiges, ritterlich-altertümliches Bau-

bild. Und zwischen hüben und drüben Talschroffen voll Waldgrün und Weinberg an Weinberg, ein Labyrinth von wild verwirrten Reben, in Schluchten hinabwachsend und an Bergen hinankletternd. Hier gemahnt's mich fast südlich, sagte ich zu Oskar Falke, so könnte ich mir ein Bild aus der römischen Campagna vorstellen. — Sie ist nackter und kahler, dürrer und verbrannter, antwortete er, denn er kennt, wie viele andere Länder, auch Italien.

Jeden Deutschen zieht's nach Italien, aber hier wird die Sehnsucht mäßiger. Als ich das gestrige Bild sah, hörte ich fast auf, nach Italien zu seufzen. Ich seufzte dafür nach einer Gesellschaft, der ich das alles so gerne gegönnt hätte — nach Ihnen! Das Alpengebirge wird Ihnen nie seine Genüsse erschließen können, Sie sind zu zart und schwach zu Alpenreisen. Der hiesige Gau aber scheint mir wie geschaffen für Sie — wie man eine Rolle für einen Schauspieler dichtet. Könnte ich Sie einmal hieher führen!

... Ach, Sie sind glücklich in diesem Lande! Was Sie auch just auf dem Herzen haben gegen Graz, aber mit dem Lande können Sie wohl zufrieden sein. Möchten wir es endlich miteinander genießen!

Ich muß abbrechen, denn schließen könnte ich heute kaum.

Schloß Steinhof, 16. Oktober 1876.

Das traf sich ja schön! Es ist eine Überraschung und doch keine. Tags vor Ihrem Briefe sprachen wir beim Souper zufällig von Regau, und wer sein Eigentümer sei. Der eine behaupte: Fürst Trautmannsdorff, der andere ein Grazer, namens S. Jeder blieb bei seiner Meinung, bis sich die Meinungen endlich darin begegneten, daß Trautmannsdorff wohl der Besitzer, aber S. der Pächter und Gutsverwalter. Dabei blieb es.

Als ich den Namen S. hörte, mußte ich gleich an Sie denken, denn ich weiß, wie dieser Name in Ihrer Familiengeschichte eine altbefreundete Rolle spielt. So war ich, trotz der Überraschung, fast auch vorbereitet, daß die Rolle unter anderm auch auf dem Schauplatze Regau gespielt haben konnte.

Aber doppelt freut es mich, daß ich kein Fremdling in dieser Gegend, und daß Ihr Geist darin heimisch ist. Sie haben leicht sagen, mein Brief sei ein beschreibendes Meisterstück gewesen; es malt sich gar leicht, wenn der andere das Bild schon hat und man braucht es bloß zu restaurieren und zu firnissen. Ich will nicht mit falscher Bescheidenheit leugnen, daß ich mich zusammennahm und mir wohl bewußt war: erstens, nichts verderben, und zweitens, womöglich etwas geben zu sollen. Kein Schriftsteller aber darf

sich einbilden, daß er seinen Eindruck und sein Bild geben kann; alles, was er kann, ist bloß: die Phantasie des Lesers in Mitwirkung zu versetzen. Das Bild ist mißlungen, wenn es im Leser nicht die eigene Malerlust erweckt; es ist schon gelungen, wenn es das tut: gleichviel, was der Leser malt. Wenn ein Dichter scheinbar das getreueste Landschaftsbild entwirft und zehn Maler malen darnach, so wird jeder ein andres Bild malen. Es ist nicht möglich, einen Menschen zu zwingen, daß er sich dieselben Linien, dieselben geometrischen Winkel, dieselben Farbennuancen und in denselben Raumverhältnissen vorstellen muß, wie ich sie selbst in der Natur gesehen. So weit geht die Macht des Wortes nicht. Ein Dichter kann nichts, als die Lust erwecken, an seinen Malereien mitzumalen, und die Illusion, daß des Lesers eigenes Gemälde das Dichtergemälde sei. Mit Einem Worte, was kürzer zu sagen und was eine alte Erfahrung: just die Wirklichkeit läßt sich nicht verwirklichen; nur die Phantasie ist mitteilbar.

Aber unterstützt hat es mich, daß auch Ihre Phantasie schon ein Stück der Wirklichkeit besaß, und zwar das schönste Stück: Kindheitserinnerung!

Und sagen Sie nur nicht, die Sehnsucht darnach sei ein „unerreichbarer Wunsch". Welch ein trauriges Wort! Wir müßten noch ärmer sein, als wir sind, wenn von Graz aus sogar Negau schon unerreichbar

sein sollte. Es ist mindestens ebenso erreichbar als St. Ruprecht. Nach Spielfeld zahlte ich auf der 3. Klasse 74 kr., es wird also auch die 2. kaum 1 fl. 10 oder 20 kosten. Daß uns Falke von Spielfeld nach Radkersburg in seinem Wagen bringt (auch samt den Kindern) ist kein Ding der Unmöglichkeit und kostet mich wahrscheinlich nichts als ein Wort. Das Gasthaus aber wird in Radkersburg nicht teurer sein als in St. Ruprecht, und wie weit ein Zweispänner von Radkersburg nach Negau braucht, können Sie selbst beurteilen. Es ist ein bequemer Nachmittagsausflug. Der Nachmittag aber wird nicht wie von Graz nach Steinberg 5 fl. kosten, sondern wahrscheinlich nur 2, höchstens 3. Ein Gulden ist hier ein gar mächtiges Ding! Das Geld hat einen gar großen Wert in dieser bitterlich geldarmen Gegend!

Seit Ihrem Briefe habe ich den Ausflug gegen Negau wiederholt. Ich sage gegen, nicht nach Negau, denn ich war beide Male nicht in Negau. Ich sah nach Negau hinüber von der Straßenhöhe nächst Heiligendreikönig und dieser Prospekt gibt ein sehr schönes Bild. Vielleicht ist es nicht so schön, in Negau zu sein, als nach Negau zu schauen.

Was Sie von meinem Verhältnisse zwischen Nord und Süd sagen, dazu lassen Sie mich folgendes sagen. Ein Mensch besteht eigentlich aus mehreren Menschen. Es kommt alles darauf an, wann man etwas

unternimmt und wie man für die Unternehmung reif ist oder nicht. Mein gegenwärtiger Mensch möchte doch in manchem Sinne ein anderer sein als mein vergangener. Es kommt mir vor, daß meine Willensrichtungen — zwar immer aufs Schöne und Gute gerichtet — früher einseitiger und kaprizierter, sagen wir subjektiver gewesen. Heute scheinen sie mir besser ausgeglichen. Nicht daß ich heute just die Süd- oder die Nord-Schönheit brauchte oder leidenschaftlich begehrte; sondern ich finde heute das Schöne im Norden und Süden zugleich; ich finde es überall, wo es wirklich da ist, und kapriziere mich nicht auf das so- oder anders-Sein. Mein heutiger Zustand, meine ich, ist nicht subjektive Leidenschaft und Parteinahme, sondern allem Schönen gegenüber ein Zustand von Zufriedenheit und Dankbarkeit, welchen ich eben das „Ausgeglichene" meiner Stimmung genannt habe.

Zu der „Ruhe und Stille des Herbstes" habe ich noch eine neue Erklärung gefunden. Wohl hat die Natur in allen Jahreszeiten dieselbe Stille, aber nun bleibt folgendes zu sagen übrig.

Was den Frühling betrifft, so ist er fast zu streichen, denn er besteht gewöhnlich nur aus 90 launischen Apriltagen. Das läßt zu keiner inneren Ruhe kommen. Im Sommer wird durch die Last der Hitze, der Müdigkeit, der Erschlaffung und des Verschmach-

tens, im Winter durch Kälte und Unbehagen der Körper zu sehr an sich selbst erinnert. Man kann sein leibliches Dasein fast nie vergessen, es hat bei allen Winter- und Sommerschönheiten, bei allen Naturstimmungen fast immer mit dreinzureden.

Im Herbste fällt das weg! Den Leib stört und belästigt nichts mehr; er trägt sich so vogelleicht und frei, daß er sich völlig vergessen kann. Das körperliche Dasein ist jetzt am stillsten und ruhigsten, und das, das ist es, was alle Stille und Ruhe des Herbstes in die Natur ausstrahlt und zurückstrahlt.

Natürlich sagt auch das noch nicht alles, aber es ist wenigstens ein Beitrag zu dem, was zu sagen ist.

Möchten diese Worte auch wie das Wort Negau im Einklang mit Ihnen stehen und ein Echo bei Ihnen finden!

... Eins wenigstens ist unaussprechlich gut und günstig: das Wetter. Nach kurzen silbernen Morgennebeln strahlte jeder Tag von Sonne und Wärme, jede Nacht von Sternen und Sternbildern. Gestern lagerte sich zum erstenmale jener graue und bleischwere Nebel ein, der die Sonne den ganzen Tag nicht durchläßt. Da glaubte ich schon, jetzt ist der Herbst da und alles zu Ende. Heute haben wir wieder von neuem Sonne und Himmelblau. Wie liebenswürdig! Dabei ist die Wärme nur um einen einzigen Grad gefallen; ich habe heute 15 Grad und hatte bisher — in einem

Zimmer gegen Norden und bei offenen Fenstern — ununterbrochen 16. Aber auch bei den 15 ist Ein Fenster offen. Kann man's besser verlangen?

... Und sind Sie wieder gesund, so hoffen Sie noch manche Lebensfreude, auch wenn sie über Regau hinausgeht.

Hoffen wir! Hoffen wir!

Wien, 7. November 1876.

Ich war am Freitag den ganzen Tag unlustig, nämlich unwohl. Ich stand schon vom Bette damit auf. Der Kopf war eingenommen und warm, fast heiß, der Körper fröstelnd und schauernd, in einigen Gliedern etwas rheumatisches Weh oder Stechen, der Appetit krankhaft. Kurz, ein kleines Erkältungsfieber. Ich tat an diesem Tage nur das Allernotwendigste; lag dann zugedeckt auf dem Sopha und wärmte mich und sah dem Ding zu.

Sagen Sie mir, ist das nicht seltsam? Es erging mir genau so wie Ihnen. Am ersten Tag nach der Reisefahrt wohl und munter und erst am zweiten angegriffen. Nur daß es bei Ihnen ernsthafter war und länger dauerte; bei mir aber war es mit jenem Freitag vorbei. Am Samstag befand ich mich schon wieder wohl und zwar recht wohl. Nur Eins geschah. Ich habe sonst früher ein paarmal Anfälle von Herzkrämpfen gehabt, und da ich mir nicht einbilde, einen

Herzfehler zu haben, so konnte es wohl nur ein Zupfen und Zucken von Rheuma sein, das mir eine geraume Zeit lang in der ganzen Brust herumschlich. Als ich nun am Samstag von dem Freitags-Erkältungsfieber so schön frei war, dachte ich mir: ich wundere mich, daß ich diesmal nicht auch im Herzen ein bischen gespürt habe. Und siehe da, am Sonntag und noch gestern am Montag stellten sich richtig die kleinen Herzaffektionen wieder ein. Es war seltsam. Auf der Gasse (wo es plötzlich winterlich kalt geworden) kribbelte es ein wenig herum, aber so wie ich einen geschlossenen Raum betrat, — mein Zimmer, das Gasthaus, oder Rosners Buchhandlung — hörte es nach wenigen Augenblicken auf. Aber im Freien setzte es sich wieder fort. Übrigens machte es keinen einzigen bangen Moment, war gelind und fast nur neckisches Spiel.

Freilich — die Berliner Reise! Ist es nicht dumm, daß ein gesunder und rüstiger Körper nun doch sorgen und wachen soll, als ob er ein Invalid wäre? Und in Berlin und Breslau wird der Winter noch rauher sein, als hier bei uns. Es geht mir wirklich im Kopf herum. Aber — vielleicht bleibt's bei diesem rauhen Anfang nicht und es kommen doch noch schöne Tage. In meinem Zimmer sind sie eigentlich jetzt auch schön. Trotz Kälte und Schnee scheint mir in den Mittagsstunden die herrlichste Sonne auf mein Sopha,

und ich brauche mich nur hinzulegen und wärme mich wie eine Schlange im Sonnenschein.

Daß ich aber nicht immer müßig sein und auf dem Sopha liegen kann, versteht sich von selbst. Ich habe noch die letzten 6 Bogen meines Buches zu korrigieren und es ist durchaus nicht unnötig, vielmehr notwendig, daß ich jeden Bogen zweimal lese, natürlich auch recht langsam und sorgfältig. Das nimmt viel Zeit weg. Schließlich rechnen Sie auch noch, daß ich bei meiner Zurückkunft Karten und Briefe vorfand, welche Antwort erheischen, und zwar unverzüglich.

Da schrieb mir z. B. ein Verehrer aus Wildon. Er hatte ein Buch herausgegeben: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins" und dieses Buch fand ich bei meiner Zurückkunft vor, als ein Achtungsgeschenk für mich. Dabei lag ein verbindliches Schreiben. Ich teile Ihnen dasselbe mit, weil es mich freute und weil ich meine, daß es Sie auch freut. Nicht alles freut mich und nicht alles teile ich Ihnen mit, z. B. Rezensionen, welche, wenn sie auch lobend sind, uns Beide kalt lassen, da sie gewöhnlich auch einfältig sind. Etwas Anderes ist's mit diesem Wildoner Brief. Ich bin ein Schriftsteller, welcher weder selbst noch durch gute Freunde je das Geringste für seinen Ruf getan hat, und da hat es immer etwas Auffallendes, wenn dieser Ruf nicht aus großen

Städten wie Berlin oder Leipzig, sondern in einem bäuerlichen Lande wie Steiermark und aus einem kleinen Orte dieses Landes sein Echo zurückgibt. Die Spuren meines Namens auf dem Lande freuen mich immer zehnmal mehr als in den Städten. Und doppelt kam mir just Wildon apropos, weil ich dort soeben ein allerliebstes Schlößchen ins Auge gefaßt und gleich an Sie gedacht, ob ich Ihnen daselbst einen besseren Aufenthalt als in St. Ruprecht ermitteln könnte. Das Schlößchen liegt Wald- und Busch-umgeben auf einer Anhöhe über der Grazer Ebene, nicht ganz unähnlich der Lage von Lustbichel. Es wäre eine treffliche Wahl gewesen. Auf sein Briefblatt schrieb ich Ihnen auch mein Antwortschreiben ab, damit Sie jetzt, wo die Hoffnung wieder zunichte ist, wenigstens den gut gemeinten Gedanken sehen können.

Denn schon gestern erhielt ich auf meine Antwort wieder die seinige, und zwar nicht aus Wildon, sondern zu meiner größten Verwunderung aus Baden. Auch diesen Brief lege ich Ihnen bei. Er spricht noch von anderen Villen bei Wildon, und da ich ihn in Baden jedenfalls persönlich kennen lernen werde, so plaudern wir gewiß recht eingehend über diesen Punkt. Vielleicht findet sich doch noch etwas, das uns Freude machen kann. Jedenfalls mutet mich schon diese Gelegenheit an; sie ist wie ein Abenteuer! Fast ein Stück Romantik im papierenen Literaturleben!

... Was ich von meinem bischen Erkältung gesagt habe, lassen Sie sich nicht beunruhigen. Es war ganz bedeutungslos. Nehmen Sie sich's höchstens zur Warnung für sich selbst. Übereilen Sie Ihr Ausgehen nicht, es könnte Ihr Tod sein. Der Winter ist streng angebrochen, schicken Sie sich in ihn und schonen Sie sich aufs sorgfältigste. Gehen muß er ja doch wieder, und um wie viel schöner läßt sich dann der Sommer in wohlgesparter Gesundheit genießen!

Wien, 31. Dezember 1876.

Mein Reisetag ging ohne Ungemach vorüber.

... An meinem Reisetag, — nämlich den 30. — starb in Meran Emil Kuh. Mir war er schon früher gestorben. Sein Genius wäre mir der liebste gewesen, denn er verstand mich philosophisch, künstlerisch und menschlich am besten, aber seine Charakterschwäche verdarb alles. Man kann Epheu und Eiche miteinander gehen sehen, aber nicht — Schilfrohr und Eiche. Ersteres ist Mann und Weib, letzteres wäre Mann mit einem Mann — der Weib ist. Das geht nicht.

Für diesen verstorbenen Freund ist ein anderer wieder aufgetaucht, der schon verstorben geschienen und nun wieder lebendig ist. Als ich gleich nach meiner Ankunft bei Rosner eintrat, teilte er mir mit, daß ihm die „Literarischen Herzenssachen" bestellt wurden

— aus Nyiregyháza, und von Samuel Engländer. Sonach lebt dieser Freund noch und gedenkt meiner noch. Ich werde ihm nun gleich schreiben, warum er sich so lang aufs Verschwundensein verlegte? Möglich, daß es ihm seit dem allgemeinen Sturze recht schlecht ging, aber unmöglich, daß er deshalb aus einer fausse honte sich verbarg. Das liegt nicht in seinem Geist und Charakter. Kurz, er muß mir Rechenschaft geben.

Wien, 23. Jänner 1877.

Aus Ehrenhausen hat sich wieder ein Verehrer gemeldet, der ein Bändchen Gedichte mit einem pietätvollen Begleitungsschreiben einschickt. Die Gedichte verraten einen gebildeten Geist und der ganze Mann kommt mir sympathisch vor. In kurzer Zeit just zwischen Graz und Marburg zwei Ansprachen dieser Art.

Der Dichter heißt Stephan Milow. Ein junger Mann, der mich nur aus meinen Schriften kennt und ehrt, der sich pietätvoll mein kritisches Urteil ausbittet. Er ist verheiratet, seine Gedichte sind seiner Schwiegermutter gewidmet, der Freiin Mathilde von Reuchlin-Meldegg, geborenen Gräfin Wimpffen. Ich bin neugierig, ihn persönlich kennen zu lernen.

Wien, 29. Jänner 1877.

Ich hätte nicht gedacht, daß ich so bald nachempfinden muß, was im Jänner und Juni des vorigen Jahres Ihnen zu empfinden auferlegt war. Die heutige Nachricht hat mich glücklich gemacht, aber noch nicht sorgenfrei gemacht. Die Arzneikunst mag es wohl imstande sein, vielleicht durch ein drastisches Mittel das ärgste Symptom zu unterdrücken; aber dann beginnt erst die eigentliche Kur, — die Kur der Behutsamkeit. Alle Sorgen müssen sich jetzt verdoppeln. Es muß mit tausend Augen darüber gewacht werden, daß keine Rezidive eintritt. Wenn Ihre Schwester heute schreibt, daß Sie schon sprechen können, so machen Sie deßungeachtet keinen Gebrauch davon. Sprechen Sie nicht. Schonen Sie auch Aug und Ohr, denn das sind Sinne und Sinne sind Nerven. Die Nerven aber können nicht Ruhe genug haben. Liegen Sie lieber noch teilnamslos und mit geschlossenen Augen da, auch wenn Sie es anders könnten. Kümmern Sie sich nicht zu viel um den Wolfgang und um sein Lernen; es geht ja doch seinen Gang, ob wir da sind oder nicht. Man glaubt, man muß regieren, aber man kann's auch lassen. Denken Sie sich in eine Pflanze hinein und lassen Sie das Menschenleben einstweilen in der Ecke stehen.

Ich hätte Ihnen manches mitzuteilen, was Sie freuen könnte, aber ich tue es nicht. Als ich meinen letzten Brief geschrieben, schrieb ich in derselben Nacht

noch an Stephan Milow, denn ich war just im Schwung der rechten Stimmung. Er hat mir nun einen überaus liebenswürdigen und lesenswerten Brief darüber zurückgeschrieben, der Sie wohl freuen würde. Ferner erschien soeben die größte und wohlwollendste unter allen Besprechungen der literarischen Herzens-sachen, und das könnte Sie auch freuen. Sie nennen mich oft geizig in meinen Mitteilungen und „möchten es auch noch erleben", was ich aufzusparen so geneigt bin. Das habe ich mir gemerkt und schon wollte ich die zwei Schriftstücke beilegen. Aber ich tu's doch lieber nicht. Ich bin nicht sicher, ob ich Ihnen nicht einen Schaden zufüge. Sie müßten sich vorlesen lassen, was in recht kleinen Absätzen vielleicht anginge; aber im Eifer des Lesens und Hörens könnte ein Absatz doch wohl zu groß werden und Sie schon angreifen. Dann könnte es gar noch meine Eitelkeit scheinen, womit ich Ihre Ruhe störe — und wie grauenhaft wäre dieser Gedanke! Lassen Sie mich also heute noch geizig sein und abwarten, bis Sie selbst diese Dinge verlangen — und ohne Gefahr verlangen dürfen.

Das Wasser auf dem Ofen habe ich mir über-legt. Ich fürchte, aller warme Dunst geht nach auf-wärts und bleibt droben als unbewegliche Luftschichte liegen. Ja, wenn der Ofen niedrer wäre. Sollte man nicht doch ein oder zwei Gefäße mit dampfendem Wasser auf dem Stubenboden anbringen?

Im Winter sind die Pflanzen trocken und tot und hauchen ihren Duft nicht aus. Aber schon im Februar treten die Bäume wieder in den Saft und der Februar beginnt soeben. Wäre es nicht etwa gut, wenn Sie das Zimmer mit Tannen- und Fichtenstämmchen anfüllten?

An der Novelle schreibe ich jetzt mit doppeltem Eifer und mehr, als es mir je zu schreiben gelang, damit ich nur umso früher nach Graz kommen kann. Aber ist es nicht sonderbar? Wenn sonst die Arbeit der beste Trost in Sorgen ist, so schäme ich mich fast der meinigen. Es kommt mir fast ruchlos vor, mich mit erdichteten Dingen zu beschäftigen, derweil das Wirkliche meine ganze Teilnahme anspannt. Aber freilich mag just darin die Fähigkeit des Dichters bestehen: das Eingebildete zu verwirklichen und das Wirkliche zurückzudrängen. Das sagt auch Goethe ausdrücklich im Faust-Prolog:

> Was ich besitze, sah ich wie im weiten,
> Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Aber diese Fähigkeit, der Schlüssel zur poetischen Welt, ist in der moralischen fast ein Makel. Und da kommt es mir vor, der Dichter müsse eigentlich ein doppelt guter Mensch sein, um sich für sein Dichten nur Verzeihung zu erwirken! —

Ich empfehle Sie in den Schutz aller guten Geister und grüße Sie viel tausend Mal.

Wien, 23. März 1877.

Sie haben jetzt viel Geduld mit mir gehabt, ich weiß es, und habe es im Stillen auch anerkannt. Aber denken Sie sich nur nichts Anderes als — das Einerlei. Ich habe nichts zu melden, und erreignet sich was, so tue ich's ohnedies.

Es ist wahr, es ist mir manches konträr gegangen. Meine Novelle wird mir statt im Februar erst im Mai ihre Frucht tragen, den Breslauer Romanverlag habe ich nach viel verlorener Zeit und manchem unnützen Brief schließlich doch nur aufgeben können, da er sich allzu jüdisch gebärdete, und endlich war auch die Freikarte der Südbahn eine leere Maulmacherei, die in nichts zerfloß.

Ich müßte es aber lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich Verdruß und Verstimmung davon hatte. Es ging nichts davon in die Tiefe, es war nichts davon der Mühe wert, daß ich mich moralisch berührt gefühlt hätte. Ich blieb gleichmütig und bin im ganzen mehr heiter als übel gelaunt.

Und kann ich nicht guten Mutes sein, solange ich noch Briefe empfange wie den beiliegenden? Das ist wohl das Stärkste, wie sich Verehrer bisher ausgedrückt haben. Und dabei klingt es so echt, so körnig, so eigentümlich gedacht und selbständig empfunden, so durchaus unphrasenhaft, wie gewisse Herren, die mich

in ihrer Weise auch anbeten, es mit süßlicher Salbung tun; kurz, dieser hohe Ton wird auch noch mit einer Schlichtheit angeschlagen, daß ich ganz verwundert dreinschaute und alles in allem — einen Mann vor mir zu haben glaube. Und deshalb hat mich dieser Brief so sehr gefreut, daß ich ihn auch Ihnen mitteile, denn er ist noch interessanter als jener andere Lorbeer, den ich Ihnen zu Füßen legte. Er ist fast ein Ereignis in meinem Leben. Es will mir dünken: so hätten nur Schillers Zeitgenossen an Schiller schreiben können!

(Das zweite Briefblatt werden Sie gerne entbehren, denn wie Sie sehen, ist da vom Geschäfte die Rede. Dieses erste aber können Sie einstweilen behalten, bis ich es abhole.)

Von meinem Kommen sage ich schon gar nichts mehr; ich meine aber doch, es wird bald nach Ostern sein. Sie aber — geben Sie mir öfter Bericht als ich Ihnen. Ihre Gesundheit allein ist schon ein Briefstoff, der bei mir wegfällt. Mein Wohlbefinden ist fortwährend ein beneidenswertes. Ich wollte, ich könnte jetzt mit Ihnen teilen, es wäre noch genug für Sie und mich.

Schreiben Sie mir, wenn Sie gute Stunden haben, aber wenn nicht, so lassen Sie es wenigstens nicht an Korrespondenzkarten fehlen. Inzwischen will ich das Bessere hoffen.

Fiume, 28. Mai 1877.

Ich bin gestern um halb drei Uhr mittags in Fiume angekommen und habe dabei nichts als Freude gehabt. Eine ganze Stunde früher fuhr ich schon im Anblicke des Meeres und hatte ein Bild, überraschender, als ich erwartete, also wörtlich über alle Erwartung. Von St. Peter nach Fiume sind 5 Stationen und ich zählte sie wohl, denn ich machte mich gefaßt, bei der fünften das Meer zu sehen, und hielt aufmerksame Wacht. Aber es kam besser. Schon nach der vierten war's; wir passierten soeben einen der vielen Felsendurchbrüche, deren allzu nahe Wände die Augen schmerzen, daher man sie absichtlich abwendet. Fast zufällig geschah es, daß ich sie mechanisch wieder ausblicken ließ, als die steinerne Gasse zu Ende war, aber ich dachte an nichts und erwartete nichts. Aber siehe da, auf einmal war zu meiner linken Hand auch der Erdhorizont zu Ende. Weit draußen und tief unten von der schwindelnden Berghöhe tat sich ein blauer Abgrund auf, — das war das Meer. Ich glaubte, aufschreien zu müssen. Es war ein entzückender Augenblick. Indem ich mich ins Fenster auslege und mich recht weiden und satt sehen will, ist das Bild wieder dahin, denn die unbarmherzige Eisenbahn erschafft und verschlingt ihre Bilder und nimmt ebenso schnell, als sie gibt. Auf der Linken war nichts mehr zu sehen,

und da ich in meinem Coupé Alleinherr war, so begab ich mich auf die Rechte, um mir hier die seit 4 Stunden gewohnte Speise, die Karstlandschaften, anzusehen. Aber o Wunder, jetzt lag das Meer auch zur Rechten. In wenigen Sekunden war es von der Linken zur Rechten umgesprungen, aber in diesen wenigen Sekunden war es augenblicklich wieder schöner geworden, wie ein theatralischer Geschwindkünstler rasch in die Kulissen springt und ebenso rasch in einer neuen Verkleidung, aber schöner als je zurückkommt. Die Bläue hatte inzwischen Leben und Gesichtszüge gewonnen. Man unterschied deutlich, was blaues Meer und blaue Berge waren. Den Meerbusen von Fiume rahmen links und rechts die Küsten von Istrien und Dalmatien ein, welche beide steil-gebirgig sind. Im Meerbusen selbst aber liegen wieder die Inseln Cherso und Veglia, welche gleichfalls Bergrücken sind. Dadurch könnte es freilich scheinen, daß das Fiumaner Meer mitten in Bergen fast wie ein Landsee liegt, und eigentlich ist es auch so. Aber ich habe mir diese Verhältnisse viel kleiner vorgestellt. Es ist alles weit, geräumig, ausgedehnt, kurz groß genug. All diese Bergbilder tun nicht mehr, als daß sie den Meeresspiegel höchstens beleben und zieren und ihm jene Öde nehmen, welche jede uferlose Wasserwüste hat. Ich schreibe jetzt an einem Fenster, das direkt und dicht am Meere liegt, und kann nicht sagen, wie unbeschreiblich groß

und majestätisch jeder Blick hinaus ist. Der blau-flimmernde, sonnestrahlende Wasserspiegel liegt mit riesiger Ruhe und die Berge sind nichts als ein zarter Schatten, ein bläulich gedämpftes Milchglas, das den großen Lichtkörper, das Meer, nicht verengt, verdunkelt und überschneidet, sondern sein Licht nur schöner und wohnlicher macht. Das himmlische Gesicht der Meeres-göttin bleibt immer der Mittelpunkt meines Bildes und all diese blauen Berglinien warf sie sich nur wie duftige Gazeschleier um ihr Haupt, steckte sie sich wie ein paar Vergißmeinnicht oder wie eine Kornblume ins Haar. In diesem Augenblicke halte ich im Schreiben inne, denn soeben sehe ich ein Schiff, das aus der Ferne in die Nähe mit großen und voll geblähten Segeln heranschwebt, und es ist wie ein spannendes Drama, dem kolossalen Schwamm auf seinem kolossalen Schwimmwasser zuzusehen. Aber ich könnte lange zu-sehen. Denn während der zarte Riese näher und näher kommt und größer und größer wird, dämmert am äußersten Horizont schon wieder ein neues Riesen-kindlein auf, das in der nächsten Viertelstunde auch groß und ausgewachsen unter mein Fenster heran-kommt. Ich glaube, ich höre wohl überhaupt zu schreiben auf; für den ersten Gruß mag's auch genug sein. Wer könnte das Meer beschreiben. Seit Triest sah ich es zum zweitenmale, aber das ist schon 10 Jahre her und noch einmal ist es zum erstenmale! Bei Triest ist's

immerhin großartiger; das soll wahr bleiben, aber auch ein bischen monotoner. Dort ist es gleichsam ein Saal, der durch seine Architektur allein wirkt, hier hängen auch schöne Bilder im Saal. Ich möchte das Fiumaner Meer wohnlicher nennen. Auch die Stadt selbst ist wohnlich; schön, reinlich, entzückend gepflastert und macht mir einen viel besseren Eindruck, als ich erwartet.

Aber ich muß im Ernste aufhören. Wohin käme ich, wenn ich so fortfahren wollte, wie ich anfing! Auch das hat Fiume vor Triest voraus, daß man hier viel länger als dort von der Eisenbahn aus das Meer genießt. Dort sieht man's spät und es geht rasch zu Ende, hier kommt's viel früher und man behält's fast eine ganze Stunde lang in seinem Eisenbahnfenster. Und mit jeder Minute wird alles schöner. Wenn man das Meer zum erstenmal sieht, steht man so hoch auf der Karsthöhe, daß man weit über den Berg hinaussieht und fast nichts als Luft und Meer sieht. Indem sich aber der Bahnzug in tausend Krümmungen die Abhänge des Karsts herunter schlängelt, wühlt er sich in Labyrinthe von Gärten ein; Wein, Rosen, Feigen, Lorbeeren hängen Einem wie Festons um die Wagenfenster; das Meer bleibt immer Meer, aber jetzt entfaltet auch das Land seine Reize, und Meer und Land vermählen sich zu einem Bunde, der uns zu Kindern und Glückskindern hat. O wie schön war diese Stunde! Das sind die Stunden,

auf die man ein halbes Leben lang wartet und die für ein halbes Leben entschädigen. Wahrlich, ich werde Zeit brauchen, um auch die Landstädte wieder schön finden zu können. Aber doppelt freue ich mich, daß ich ein Grazer geworden und gegen Wien doch einen starken Vorsprung ans Meer habe. Und könnte ich demnächst auch Sie und die Kinder auf einen solchen Ausflug mitnehmen, so wäre es der schönste Tag meines Lebens. Später im Sommer mag's dürrer und gelber sein; wie ich's jetzt traf, ist es am schönsten, aber ich höre, es fängt schon im April an. Möchten Sie doch diesen Winter unbeschädigt überstehen! Wie schön ließe sich dann vom nächsten Frühling schwärmen!

Wien, 14. Juni 1877.

Ich bin angekommen und ohne Unfall. Sybaritisch machte ich mir diesmal die Reise. Ich habe sie zwischen Graz und Wien unterbrochen und nahm mein Nachtquartier in einem Wirtshause auf der Höhe des Semmerings. Gestern abends um 7 Uhr setzte ich mich auf dem Berge fest und verließ ihn heute vormittags um 11. Wie segnete ich meinen Einfall! Diese Abend-, diese Morgenstunden waren mein bester Naturgenuß auf meinem ganzen Ausflug. Seit einem Monat bin ich fort und habe diesmal eigentlich nur Städtebilder für meine Reisemühen gehabt — Graz und Fiume.

Immer in Alpen fahrend, habe ich von den Alpen nie weniger gehabt. Zweimal ein Morgen und Abend in St. Peter, — ja; aber was ist der Karst gegen den Semmering! Ende gut, alles gut. Mein erster Anblick von Fiume war ein Enthusiasmus, diese letzte Semmering-Station — eine Erquickung! Wie ein Gott wandelte ich gestern unter meinen Tannen, vor mir der nahe Schneeberg. O die Semmeringhöhe ist schön! Und wie eine Beleuchtungsfeier war mir's veranstaltet, daß Holzknechte auf einem Waldschlag die Baumstümpfe angezündet hatten und die ganze Nacht durch einen Berggipfel vor meinem Fenster leuchten und lodern ließen. Es war ein himmlischer Abend. Ich dachte fortwährend an Sie und durfte es leicht, denn es ist ja alles so leicht zu haben. Die Eisenbahn bringt auf die Höhe, droben gibt's gute Straßen und eine Fülle der bequemsten Wald- und Wiesenpfade; man schwelgt mitten unter Hochgebirgsbildern, unter bärtig mächtigen Tannen, in Duft und Frische, in Stille und Einsamkeit; und alles so wohnlich! so erreichbar wie ein Hausgarten. Heute morgens wurde ich schon um halb fünf wach und stand um ein Viertel auf 6 auf. Ich konnte gleich Frühstück haben und dann verträumte ich die Morgenstunden im Angesichte des beleuchteten Schneebergs auf den Berghalden, in den Waldgründen und unterhielt mich damit, reizende Pfade zu suchen und zu finden. Im Geiste waren Sie

immer meine Begleitung. Wenn Ihnen der Doktor einmal Berglüfte verordnete, die nicht zu streng sind und doch Alpenwürze atmen, so wäre nichts näher, bequemer und angenehmer als der Semmering. Wahrlich, ich werde das noch öfter wiederholen. Man muß über den Semmering nicht fahren, man muß aussteigen auf dem Semmering.

Für eine bloße Nachricht habe ich schon zu viel Zeilen geschrieben. Also kurz. Den Kopps geht mein Scheiden von Wien mehr nahe, als gut ist. Es sind Menschen, welche einer wahren Freundschaft fähig sind und stark und treu in Freundschaften. Sie mochten mich so gerne als einen sicheren Besitz betrachten — und nun komme ich mir wie ein Dieb vor, der ihnen etwas stiehlt. Ich bin zwischen 3 und 4 Uhr angekommen, die morgendliche Semmering-Erquickung war leider schon längst wieder zugesetzt; aber in Staub, Schweiß und Hitze war mein erster Gang zu Kopps.

Mein zweiter galt Rosners. Auch dort ist der Freundeskreis, der sich in seinem Laden zusammenzufinden pflegt (siehe das Gedicht der Gräfin Wickenburg), über meinen Abgang von Wien, sagt Rosner, „paff, wie man nicht mehr päffer sein kann". Und ein Freund fand sich bei ihm ein, hätte mich gerne gesehen, verweilte tagelang in Wien und konnte mich doch nicht erwarten; — — Samuel Engländer! Wie

leid mir das tut! In Fiume fehlt ein anderer mir; in Wien ich einem andern.

Ich gebe diese Zeilen zur Post, denn es ist halb 8. Hierauf werde ich zu Taubers gehen, — erst der dritte meiner Besuche. Aber sie sind wohl, wie gewöhnlich, nicht zuhause. Einläufe von Briefen und Kreuzbandsendungen habe ich noch nicht entsiegelt; damit will ich den Schluß vor dem Schlafengehen machen.

Steinhof, 30. Juli 1877.

Ich habe Ihnen nicht umgehend geantwortet, weil ich gleich den Tag meiner Rückkehr bestimmen wollte, was damals noch von vielen Umständen abhing, z. B. ob Falke, der ebenfalls nach Graz muß, seine Fahrt mit der meinigen vereinigen könnte, ob die entsetzliche Sommerhitze, die eine 3stündige und für den Zurückfahrenden eine 6stündige Fahrt auf staubig-schattenloser Straße zu einem Schreckbild macht, nicht doch endlich nachlassen wolle, und dergleichen mehr.

Heute nun weiß ich soviel:

Falkes Grazer Fahrt verzögert sich bis Dienstag nächste Woche, was mir zu lange dauert, die Sommerhitze aber ist seit 3 Tagen gebrochen. Ich setze also meine Fahrt, da Falke seinen Wagen Mittwochs selbst brauchen wird, auf Donnerstag diese Woche an. Noch weiß ich's nicht, ob ich am Donnerstag oder Freitag

in Graz eintreffe. Am Donnerstag wär's abends nach 10, am Freitag Vormittag nach 9. Jedenfalls bitte ich Sie, zu meiner Hausfrau zu gehen und das zu melden, oder durch andere melden zu lassen.

Gestern endlich und zwar erst gestern waren wir auch in Negau. Der Direktor war abwesend, aber der alte Schloßverwalter hat uns mit gemütlicher Herzlichkeit aufgenommen. Er heißt, glaube ich, Hellgart und ist schon seit 1846 da. Sie könnten sich vielleicht an ihn erinnern. Die Landschaft ist bei Negau noch grüner, frischer und formenreicher als beim Steinhof selbst, der doch auch schon gefallen muß. Aber dort erreicht gleichsam ein schöner Anfang seine schönere Mitte und interessantere Katastrophe. Es ist ein Bilderbuch voll wechselnder Lieblichkeit, ein Garten, im vollsten Sinne dieses oft gebrauchten Wortes. Ich habe in dieses Gewirr von Wäldern, Wiesen, Weingärten, Tälern und Hügeln mit einer Art von Enthusiasmus hineingesehen und nur die Schnelligkeit des rollenden Wagens bedauert. Als Fußwanderer genießt man das alles doch erst recht und ich lobe mir das Gehen.

Diese Zeilen haben nur den Zweck einer Anzeige und ich schließe sie. Sie haben wohl nun auch Ihre Radegunder Fahrt gemacht. Leider wird es noch in den heißesten Tagen gewesen sein; aber trotzdem! Sie haben so lange aus der Talebene auf die Berge bloß

hinsehen müssen, daß Ihnen eine Bergfahrt selbst gewiß endlich ein Fest war. Der heurige Sommer ist brav und gut, und wir werden noch lange im Andenken behalten, daß er schöne Zeiten gebracht hat.

Undatiert. 1877.

So lange ich wandere, passierte es mir noch nie, daß schon der Antritt der Wanderung verunglückte. Das war diesmal der Fall.

Ich war rechtzeitig aufgewacht, saß rechtzeitig im Café Seidl, nur erhielt ich just heute nicht rechtzeitig mein Frühstück. Gleich und noch einmal gleich! Es war doch schon 7 Uhr, also nicht mehr so früh, auch saßen ein paar andere Gäste da, die bereits bedient waren und ihre Gläser wohl gar geleert hatten, nur für mich war kein Kaffee fertig. In solchen Fällen werde ich immer das Nämliche tun, — ich stehe auf und gehe fort. Das tat ich auch jetzt. Ich vertröstete mich auf die Bahnhofrestauration und marschierte weiter. Auf dem Hauptplatz stand kein Omnibus, der ja nur mit der Südbahn korrespondiert, und die Graz-Köflacher ist ein Aschenbrödel. Glücklicherweise hatte ich nicht darauf gerechnet, sondern war früh genug ausmarschiert, um den Bahnhof auch zu Fuß zu erreichen. Das glückte denn auch. Der Zug geht um $^{3}/_{4}8$ und auf meiner Uhr war es halb, auf der Bahnuhr gar erst 5 Minuten

über ¼. Die Bahnhofrestauration war übrigens so hoch am Tage noch immer in tiefer Nacht, alle Tische und Bänke umgelegt, jede Eingangstür, die ich probierte, verschlossen. Und in dem Augenblick nagte der Magen ohnmachtähnlich. Da lief ich in die Kaffee- und Bierwirtschaft an die Ecke der Annengasse hinüber, wo die schönen Kastanien stehen, und nahm mein Frühstück. Als ich wieder zurückkam, stand die Bahnhofuhr noch immer auf 5 Minuten über ¼8. Da stieg mir eine Ahnung auf, die sich sofort als Wirklichkeit bestätigte. Der Zug war fort! Just 2 Minuten waren versäumt, aber — der ganze Tag war versäumt. Ein Bummelzug ging erst wieder um 4 Uhr nachmittag.

Ich setzte mich auf die Brücke wie ein Zerschmetterter! Wieder war es das alte Gefühl: das Unglück ist eine Bestimmung, ist ein begleitender Fluch durchs Leben. Nur die Schwelle verlassen, und es hat Macht und der Fuß tritt in seine Netze! Was kann man Unschuldigeres wollen, als morgens um ¾8 nach Deutsch-Landsberg fahren und dazu rechtzeitig auf seinem Posten sein? Und doch! Drei Motive mußten zusammenwirken, um es zu vereiteln. Mein Stammkaffeehaus, das mich sonst aufmerksam bediente, mußte mich just an diesem Morgen, wo keine Zeit zu verlieren war, ungeduldig machen; ein Hauptbahnhof der Südbahn muß in einer Landeshauptstadt seine Bahnuhr aufzuziehen vergessen; und drittens muß es mir zu

spät einfallen, daß ich auf Kaffeefrühstück überhaupt hätte verzichten und Gebäck kaufen können. So saß ich — in Gefühlen und Betrachtungen, die wahrlich nicht weniger tragisch waren, als der Anlaß scheinbar ein kleiner. Just umgekehrt! Wenn der Wurf ums Große mißlingt, so darf das arme Menschenwürmlein ja darauf gefaßt sein; wenn aber die geringste und unschuldigste Freude versagt, dann erst ruft's aus dem Tiefsten der Hoffnungslosigkeit: Gib dich auf! Du stehst unter einem Fluche, dir ist Alles und Alles verboten!

Als ich wieder denken und überlegen konnte, raffte ich mich zu dem fürchterlich-trotzigen Entschlusse auf, nach Deutsch-Landsberg zu Fuß zu gehen! Es sind anderthalb Tage, — die Eisenbahn tut's in 3 Stunden.

Und so geschah's. Ich wanderte. In ekelhaftestem Staub und in steigender Tageshitze kroch ich zu Fuß die schlechten Feldstraßen dahin. Um ½11 war ich bei Straßgang, um 12 Uhr in Toblbad. Ich hielt in einem schattigen Garten Mittag und war nach ¾ Stunden leidlich restauriert. Da ging ich weiter. Die Sonne stand im Zenit, der Wald warf nicht einen zollbreiten Schatten, und wenn er vielleicht doch noch ein bischen kühlte, so hörte er bald auf und eine vollkommen offene Ebene begann, eine Wiesenmulde, in die sich die Sonne kochend hineinlegte und die kein Ende nahm. Ein paar Sumpfbäche durchschlichen

sie, darunter die Kainach, die zwar ein reines und sprudelndes Badewasser zeigte, aber ach, keinen Badeplatz. Es lag alles schattenlos unter der senkrecht afrikanischen Sonne; ich hätte aus dem Bade sofort in heißdurchglühte Kleider hinein müssen. Da zog ich seufzend vorüber. Meine Stirnadern klopften, das Herz pochte, der Kopf schwindelte, — ich fühlte wohl das Gefährliche des Augenblicks. Wäre ich so rücksichtslos wie früher in diesen Mittag hineingewandert, so gebe ich keine Stunde Frist, daß mich nicht der Sonnenstich getötet hätte. Aber daran dachte ich denn auch. Ein großer Stadel mit zwei Eichenbäumen, der nächst der Straße endlich im Wiesengrunde stand, war meine erste Schattenruhe, dieselbe wiederholte ich dann fleißig, als wieder Wald kam, und endlich trank ich aus jedem Brunnen und verdünnte das Blut mit viel Wasser, um ihm das Endzündliche zu nehmen. So überwand ich die gefährlichsten Stunden zwischen 1 bis 4 und gab immer acht auf mein Befinden. Es war eine Fatigue, aber meiner Natur nach kein Exzeß. Auch fing der Geist zu arbeiten an, ich dachte über Plan und Handlung einer dichterischen Konzeption nach — Beweis genug, daß ich der Lebenskraft Herr blieb. Am meisten ermüdete mich, indem die Hitze sich milderte, fortwährend die Straße. Das Erdreich jener Gegend ist das elendste der Welt und eigentlich nichts als Mist. Glimmerschiefer, Tonschiefer, schiefrig-

lockerer Sandstein, das ungefähr schien mir, ohne Geolog zu sein, das Material jenes Bodens. Kurz, es bildet einen grundlos tiefen ungarischen Staub, in welchem die Chausseesteine nur lose liegen bleiben und von den Wagen bloß hin und her geschoben werden, ohne daß sie den Boden befestigen, weil dieser nichts Bindendes hat und viel zu sehr nachgibt, als daß sie zermalmt und eingepreßt werden können. So liegen sie Einem nur als Hindernisse im Staube und Mist unter den Füßen. Es ist ein ärgerliches Gehen. Dagegen ist die Landschaft viel schöner, als ich mir's vorgestellt. Ich dachte mir die Stainzer Gegend eigentlich flau und charakterlos, aber die Hügel sind so schön, der Anbau so gartenhaft, das nahe Alpengebirge von so starker Mitwirkung zum Totaleindruck, daß man hundert Stellen passiert, wo man weilen möchte und sich kaum losreißen kann. Die Eisenbahn geht im Flacheren und Flaueren weit um Stainz herum; aber in den Nachmittagsstunden fing ich an, die Tragödie des Morgens zu verschmerzen, ja sie fast gut zu heißen.

Um 6 Uhr war ich in Stainz. Das ist ein guter, munterer Ort und das Bräuhaus eine treffliche Herberge. Die Tischgesellschaft zeichnete mir Menschen wie andere und gar nicht so ultramontan, wie Stainz den Zeitungsruf hat und der Mord des liberalen Bürgermeisters Hängi ein scheinbarer Beleg davon ist. Ich konnte mit allem zufrieden sein.

Nachts um 1 Uhr weckte mich ein heftiges Blitzen und Donnern mit kurzem, aber starkem Regen. Das verhieß also für morgen wenigstens gedämpften Staub. Und so war es. Freilich galt es jetzt einen Kampf mit dem Kot, aber der geht doch nur das Fußwerk an, während der Staub von unten herauf die ganze Person einäschert. Dabei war der Himmel wolkig bedeckt und kühl — kurz, der Tag ein ganz anderer.

Um 12 Uhr mittags war ich in Deutsch-Landsberg. Die Gegend dort ist reizend schön, der Ort zivilisiert; es muß im Sommer ein appetitlicher Aufenthalt sein. Mein Programm war jetzt, über das Hochgebirge neben der Koralpe nach Kärnten ins Lavanttal zu gehen, ein Weg, wo man zuerst Trahütten, dann den letzten steirischen Ort erreicht — Glashütten mit einer wohlbelobten Herberge. Hier wollte ich übernachten.

Ich war eine Stunde gestiegen, da wälzten sich die Wolken in tiefen, bleischweren Nebeln herein und benahmen jede Aussicht. Noch dachte ich an einen poetischen Plan, war also guten Muts, aber nicht lange. Sofort fing es zu regnen an und bald goß es platzregenartig. Die Straße war grausam elend, bald tiefer Kot, bald Gießbäche von Regen. Und immer mußte man mitten hinein, denn links und rechts war kein Fußpfad, der sonst ein Sträßlein begleitet. Ich ging wie mit bloßen Füßen so naß, dann wurde auch

der Oberkörper durchnäßt, denn der Schirm schirmte nicht lange mehr. Natürlich war Glashütten nicht zu erreichen, ich mußte mich mit Trahütten begnügen, ein barbarisches Nest mit mürrischen Menschen. Da saß ich von 4 bis 8 und ließ die Kleider am Leibe trocknen und langweilte mich bitterlich. Im elenden Bauernbett schlief ich unruhig und von 3 Uhr an gar nicht mehr. Morgens waren Kleider und Schuhe noch immer feucht, aber ich mußte hinein. Um 1/28 marschierte ich aus, aber gleich nach den ersten Schritten begann wieder Regen, den ich unter einem Stadeldach abwartete, und zwar anderthalb Stunden lang. Aber auch um 9 hörte er nur so auf, als ob er zu jeder Minute wieder anfangen könnte. Da gab ich den Gebirgsübergang nach Kärnten natürlich auf und ging den Marterweg nach Landsberg wieder zurück, wo ich von 12 bis 1 Mittag hielt. Der Himmel war inzwischen milder geworden, zwar bewölkt, aber die Sonne wirkte durch die Wolken. Die nassen Füße trockneten bis zu feuchten ab.

Ich wanderte nun über Hollenegg nach Schwanberg, wo ich um 5 Uhr ankam. Die Landschaft ist ungemein lieblich und durch einen Weinbau, der die Reben nicht beschneidet, sondern haushoch ranken läßt, von einer berauschenden Heiterkeit. Ich wußte nicht, daß sich der Marburger Weinbau so tief landeinwärts und dicht an die Abhänge der beschneiten Alpen erstreckt. Wer es nicht wüßte, könnte die Landschaft für

das schönste Stück Südtirol halten. Es ist ein Juwel von Steiermark.

In Schwanberg übernachtete ich und nachts regnete es wieder. Wenn nur das Erdreich dieser Gegend nicht gar so straßen-unfähig wäre! Jeder Schritt ist ein Gräuel. Ich fuhr an den Schwanberger Bahnhof mit dem Postwagen hinaus, dann von Schwanberg nach Wies mit der Eisenbahn und von Wies nach Eibeswald wieder mit dem Postwagen. In Eibeswald hielt ich Mittag und ging nun nach Kärnten von diesem Punkte aus, nämlich statt ins Lavanttal ins Drautal. Auch hier liegt eine Bergmauer, aber nicht so lang und hoch, dazwischen; deßungeachtet machte ich mich auf Elend gefaßt. Aber diesmal überraschte mich's nach der besseren Seite hin. Der Berg ist sehr gut zu passieren; ja auf der Höhe der Wasserscheide bemerkte ich mit Entzücken, daß sich die Erdart endlich änderte und daß jene feste Kalkfelsenstraße anfing, welche ganze Meere von Regen nicht verderben können. Drunten im Drautal war die Straße noch besser und der Kalkcharakter noch ausgesprochener. Und da der bewölkte Himmel sich jeder Regendrohung enthielt, so gehörte dieser Übergang Eibeswald-Drautal zu den Lichtpunkten meiner Wanderung und war zum erstenmal wirklicher Wandergenuß.

Die Rache dafür sollte sofort auf dem Fuße folgen!

Ich hatte von Eibeswald ins Trautal eine kürzere Zeit gebraucht, als meine Schätzung war, während es sonst umgekehrt geht. Zu meiner eigenen Verwunderung kam ich im Bahnhöfchen von Saldenhofen noch zum 5 Uhr-Zug, konnte also an diesem Abend noch in Villach sein! Ich war voll Zufriedenheit. Endlich klappte es, endlich ging es nach Wunsch.

Ich löste mir in Ermanglung einer Freikarte mit 3 fl. 18 mein Billet nach Villach und saß seelenvergnügt trotz der 3. Klasse in einem Coupé allein. Da bemerkte ich nach einer Stunde, daß ich an der Kassa zu Saldenhofen — 2 Zehnerbanknoten, meine ganze Reisebarschaft, liegen gelassen! Das erste Geld, das ich in meinem Leben verloren! Ein neuer Zug in meiner Natur, und der moralische Eindruck des erschütterten Selbstvertrauens war vielleicht noch schmerzlicher als der materielle Verlust. Mitten in meiner Betäubung dachte ich an Mittel, diesen zu ersetzen, zunächst aber dachte ich daran, an Sie zu schreiben und mir nach Villach Reisemittel nachschicken zu lassen. Es waren traurige Gedanken, es war eine Stunde voll Schmerz! So hat's angefangen in Graz, so geht's fort! Nichts Vereinzeltes, sondern ein Fluch. Ein Genecktsein durchs ganze Leben! Es war ein Geschmack voll langer, trostloser Bitterkeit!

Nach zwei Stunden trat der Kondukteur in mein Coupé und fragte mich, ob ich in Saldenhofen etwas

vergessen habe. Der erste Lichtblick! Daß man das Geld auch zurückgeben würde, daran hatte ich unter Östreichern gar nicht zu denken gewagt. Aber es war so. Saldenhofen hatte aufwärts nach Bleiburg telegraphiert, daß ein Herr im weißlichen Barte sein Geld vergessen, und als ich um 9 Uhr in Villach ankommend mich als den Verlustträger vorstellte, war dieselbe Depesche auch schon an den Stationschef in Villach gegangen. In Villach erhielt ich mein Geld wieder, allerdings erst am 3. Tage und mit Umständen, die aber wohl nur der bäuerlichen Unbeholfenheit zuzuschreiben, denn Saldenhofen ist ein kleiner, einsamer Ort und die dort Bediensteten wahrscheinlich voll ländlicher Befangenheit und Schwerfälligkeit.

Leben Sie wohl! Ich schreibe Ihnen noch einmal und hoffentlich habe ich Ihnen alles Ärgste schon geschrieben.

Ofen, 13. November 1877.

Ich habe nur allzu lange nicht geschrieben und gewiß habe ich Ihnen schon Sorge gemacht. Vielleicht haben Sie gefürchtet, daß ich unwohl bin, oder daß ich das Geld verloren habe, oder sonst etwas Außerordentliches. Aber nichts von alledem. Meiner Person geht es gut, ebenso dem Gelde, das ich nicht einmal noch verwechselt habe. Was mir fehlt, ist nichts als die Zeit. Die Sache ist diese.

Ich habe im 69ger Jahr einem deutsch-ungarischen Blatte eine Novelle gegeben, von der ich — da hier alles durch Judenhände geht — aus Schlamperei keinen Abdruck erhielt. Darüber vergingen Jahre. Das Blatt hat inzwischen aufgehört, die Auflagen sind Makulatur geworden, aus der Welt verschwunden — und meine Novelle mit. Ich gab mir durch briefliche Kommissionen Mühe genug, ein komplettes 69ger Exemplar noch aufzutreiben, aber immer vergebens. Endlich geriet ich auf den Gedanken: öffentliche Staatsbibliotheken, Museen, Akademien könnten die Landeszeitungen noch aufbewahrt haben, und forschte in dieser Richtung. Das endlich gelang. Eine Staatsanstalt hat den gesuchten Zeitungsband, aber sie gibt ihn nicht aus den Händen. Da reiste ich nach Pest, um die Novelle eigenhändig abzuschreiben, und ein Freund bot mir dazu sein Quartier an. Zufällig aber ist die Novelle eine meiner längsten und im Abschreiben bringe ich wieder neue Verbesserungen an, was denn alles sehr zeitraubend ist. Natürlich will ich das Gastrecht nicht unbescheiden in Anspruch nehmen, denn schon liege ich seit 10 Tagen im fremden Quartier und werde noch immer ein Viertel des Ganzen aufzuarbeiten haben. Gewiß begreifen Sie nun jetzt, daß ich jede Stunde meiner Novelle zutrage. Seit 10 Tagen stehe ich mit dem festesten Vorsatz auf, an Sie zu schreiben, aber immer treibt es mich, wie eine Henne

zu ihren Eiern, statt zum Briefpapier zum Novellen-Manuskript.

Unmöglich kann ich übrigens länger noch zaudern, und zwar um meiner selbst willen nicht. Ich erwarte wichtige Briefe und jeder Tag ist Verlust, wo sie in der Beethovenstraße ungelesen bei mir liegen. Ich bitte Sie also: gehen Sie baldigst hinaus und sehen Sie nach. Stellen Sie sich meiner Hausfrau vor, der Sie ja ohnedies schon vorgestellt sind, und lassen Sie sich die Briefe ausfolgen. Leider habe ich keine Karte mehr, nehmen Sie daher dieses Schreiben mit, für den Fall, als es nötig sein sollte. Die Briefe, die Sie vorfinden, nehmen Sie alle zusammen unter ein neues größeres Kuvert und versehen dieses mit der endesgefertigten Adresse. Dabei bemerken Sie aber folgendes. Wenn Briefe da sind, die ein paketartiges Volumen haben, so bedeutet das, daß Zeitungen oder Drucksachen drin sind, wie sie mir oft von Dichtern oder Dichterlingen zugeschickt werden. Solche Briefe aber, wenn sie da wären, lassen Sie liegen. Ich weiß, daß sie mir nichts Wichtiges enthalten können. Nehmen Sie nur die leichteren mit, denen man es ansieht, daß sie geschriebene Rede, aber nicht Buchdrucker-Ware enthalten. Namentlich reflektiere ich auf zwei Briefe mit den Poststempeln Berlin und Itzehoe. So lang hat sich meine Wiener Reise verzögert, und doch war es mir nicht vergönnt, ganz sorgenfrei fortzugehen, und ein

paar Briefe hätten es nötig gemacht, noch länger hocken zu bleiben! (Finden Sie übrigens Packetbriefe vor, die sie liegen lassen sollen, so vergessen Sie doch nicht, mir wenigstens zu berichten, daß dergleichen da sind.)

Möbeln habe ich nicht gekauft und [es] hat sich manches als Illusion erwiesen. So sagte man mir z. B. in Graz, man kaufe in Wien billiger, selbst mit den Transportkosten noch. Das mag wahr sein, aber nur für einen größeren Hausbedarf. Wer z. B. 6 Zimmer zu möblieren hat und in Graz 3000 fl. dran wenden soll, der könnte es in Wien leicht um 2500 bekommen. 200 Transportkosten, bleiben noch 300 erspart. Solche Rechnungen mögen stimmen. Anders ist's bei einem kleinen Einkauf, und noch dazu von antiken Möbeln, die man ja nur stückweise zerstreut findet. Denken Sie z. B., ich finde ein Stück in der Stadt, ein zweites in der Roßau, ein drittes auf der Landstraße; was es nur kostet, um ein solches Ameublement Stück für Stück von allen Enden auf den Bahnhof zusammenzuschleppen. Nehme ich Menschenhände und eine Tragbahre, so ist's kostspielig, und nehme ich eine Fuhre, so ist's auch kostspielig, ja geradezu eine Narrheit, denn Roß und Wagen könnten ja zehn Stück transportieren, nicht bloß Eines. So sieht der Satz aus: man kauft in Wien billiger als in Graz. Kaum war ich in Wien, so wurde mir diese

Reflexion klar und da kam sie mir so auf der Hand liegend vor, daß ich mich schämte, sie nicht schon in Graz gemacht zu haben. Ich gab daher meine Wiener Möbel-Suche bald auf. Ich fand manches, das ich gekauft hätte — für Wien; fragte ich mich aber: ist es just ein solcher Fund und Fang, daß du es nach Graz schleppen sollst, ist es der Mühe wert, es viermal auf- und abzuladen: vom Wiener Bahnhof zum Grazer Bahnhof, von einem Leopoldstädter Tandler in die Beethovenstraße, so ergab sich, daß die Grazer meine Kauferei auslachen müßten, und ich selbst müßte es.

Deßungeachtet war meine Wiener Reise nicht umsonst. Ich habe mit Künstlern gesprochen, ich habe manchen nützlichen Rat, manchen praktischen Wink bekommen und — ich weiß vor allem, daß ich jetzt ... in Graz kaufen kann! Ohne in Wien gewesen zu sein, hätte ich das nicht gewußt, hätte ich immer gefürchtet, das Bessere zu versäumen, das Gescheitere zu unterlassen. Genug, ich bin orientiert worden, ich fühle jetzt festeren Boden unter meinen Füßen.

Von diesen Dingen können Sie mit meiner Hausfrau plaudern, wenn Sie just wollen. Denn die Grazer werden Augen machen, daß ich noch immer mit leeren Händen komme, und nach meinen Erfahrungen ist es doch so natürlich! Vielleicht bringe ich ein paar Stühle mit. Von Gaul bekomme ich vielleicht

die Zeichnung von einem römischen Ruhebett-Gestell und von einem prächtigen Antiquarius, der eine Art poetisches Original ist, bringe ich vielleicht ein paar alte — Meßgewänder mit, Möbelstoffe, womit die Künstler zu zaubern wissen!! Vielleicht . . . vielleicht auch nicht.

Ich glaube, ich werde noch lange ausbleiben. Sagen Sie auch das meiner Hausfrau. Und warum sollte ich nicht? Dieser 77ger November ist ja doch das Wunder des Jahrhunderts! Sonst hieß der November der Hängemonat, heuer ist er ein Wonnemonat.

Meine Hausfrau treffen Sie am besten zwischen 1 und 3 Uhr mittags.

Ich weiß vorläufig nichts mehr. Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Euch, obwohl ja alle Dinge so ziemlich ihren gewohnten Gang gehen. Gesund seid Ihr gewiß bei diesem prächtigen Wetter und selbst Sie, obwohl Sie den Winter zu fürchten haben, werden in floribus gelebt haben.

Ainsi soit-il!

* *

Schloß Steinhof bei Radkersburg, 11. Juni 1878.

Ich habe nichts zu berichten, was der Mühe wert wäre. Die Tage sind schön und mir geht es gut.

Ich bin gesund und Oskar Falke ist so gefaßt, als es nach einem halben Jahre sein kann.

Den nächsten Gang, den Sie zwischen der Stadt- und Landwohnung machen, seien Sie so gut und gehen Sie im Vorbeigehen in mein Haus, um den angekommenen Briefen nachzusehen. Sie haben die Vollmacht, sie aufzumachen, und berichten Sie mir dann mit den kürzesten Worten, von wem sie kommen und was drin steht. Darnach will ich beurteilen, wie ich's mit meinem Zurückkommen halten soll. Ich bin entschlossen, ungefähr am Samstag den Steinhof wieder zu verlassen, würde aber im Vorbeifahren auch in Ehrenhausen 3 Tage Station halten.

Möglicherweise aber sind gar keine Briefe da; inzwischen berichten Sie mir auch das.

* *

Wien, 3. Jänner 1879.

Ich wollte gleich nach Neujahr heimkehren, aber am Sonntag ist „Die Zauberflöte" und am Feiertag Mozarts G-moll-Symphonie. Es wäre Wahnsinn, 48 Stunden früher diesen Genüssen, die ich noch dazu umsonst haben kann, zu entfliehen, da mich doch gar nichts treibt und meine Freiheit unbegrenzt ist.

So hoffe ich denn, am 7. zu reisen und Euch am 8. zu sehen.

Wien ist schön wie immer, für einen ersten Eindruck, und schön sind und bleiben die Frauen. Auch wissen sie es und machen etwas aus sich mit Augen und Mienen, in Anzug, Haltung und Eleganz. Das nenne ich bei weiten nicht Koketterie; es ist ja nur Menschenpflicht, Geist zu haben. Und der weibliche Geist ist der des Gefallens, wie der männliche der des Könnens.

Verwundert habe ich mich, daß mich so viele und auch Fernerstehende wie eine berühmte Person betrachten. Sie sagen alle, mein Ruf sei wieder gewachsen, — was ich in Graz nicht spüre. Als ich neulich in einer Parterre-Loge saß, sah vom Parterre einer zu mir herauf, flüsterte mit seinem Nachbar und im Nu sah ein ganzer Kreis des Parterres nach mir. Was sagen Sie dazu?

Mein Befinden ist gut und das Wetter war fortwährend das allererwünschteste. Hoffentlich hat's auch mein naher Reisetag noch. Er ist nahe, obwohl mich Freunde und Freundinnen mit Liebenswürdigkeit erdrücken und von Tag zu Tag festhalten wollen. (In diesem Satze bin ich auf eine Stunde unterbrochen worden, denn Graf Wickenburg und Dr. Hoffer, welche mich beide besuchten, treffen dabei zusammen.)

* *

Bregenz, 2. August 1879.

Wenn diese Zeilen ankommen, bin ich seit 14 Tagen auf der Reise; heute bin ich seit 3 Tagen in Bregenz. Mein Geist ist bei den Zeiten, wo Sie als junge Frau hier waren; ich denke immer daran. Es gibt keine Macht der Zauberei, welche die Vergangenheit in die Gegenwart heraufbringt; was bleibt dem armen Sterblichen und Absterbenden übrig, als die Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuversenken?!

Es hat Ihnen hier gefallen und ich begreife es, denn Sie waren zur günstigsten Jahreszeit hier, nämlich im Winter. Im Sommer ist Bregenz eine Hölle. Die Sonne wirft sich an die Berge und strahlt vom Seespiegel zurück und alles, alles ist Hitze. Man lebt wie in einem Ofen. Auch läßt die Bodenfigur kein Entrinnen zu, — nirgend ein Einschnitt in die Berge, eine Schlucht, eine Talgasse, wo man Schatten und Kühlung suchen könnte. Sogar frisches Quellwasser fehlt; es wird in Röhren geleitet und spricht dem Anblick der Schweizer Schnee- und Eisberge Hohn.

Mein Befinden ist nicht gut. An dem Sonntag, da wir auf der Hilm beisammen waren, hatte ich die schlechteste Nacht meines Lebens. Mein Rheuma breitete sich über die ganze linke Seite des Oberleibes aus und machte mir die heftigsten Schmerzen. Ich schloß kein Auge, ich fand keine Lage, in der ich liegen

konnte. Erst spät am Morgen erwachte ich aus meinem kurzen Fiebertraum, und als ich aufstand, war alles wie weggeblasen. Diese Tücke verführte mich auch, die Reise anzutreten. Wenn Sie an mich gedacht haben werden, so werden Sie sich erinnern, daß es ein Regentag war. Es fing klein und leise am Vormittag an und konnte in der Mittagssonne vielleicht aufhören. So fuhr ich um 1/2 11 ab. Hätte ich mich nicht an einen Freund gebunden, mit dem es ein verabredetes Zusammentreffen galt, so wäre ich wohl geblieben. Und das wäre besser gewesen. Ich kam in Villach nachts 9 Uhr fast im strömenden Regen an und hatte dann eine Nacht, noch viel schmerzlicher als die letzte Grazer Nacht, von der ich nicht geglaubt hätte, daß sie noch zu überbieten war.

Seit dem ist das Ärgste allerdings überstanden, aber das Rheuma sitzt doch noch fest, schmerzt wenigstens in gewissen Momenten, macht etwas Abendfieber, stört die Funktionen. Kurz, ich bin ein halber Patient. Ich komme zu keinem Lebensgenuß, meine Reise ist verfehlt.

Ich werde sie auch möglichst abkürzen. Schreiben können Sie mir daher nicht. Dazu halte ich keinen Aufenthalt für dauernd genug, weder hier bei Meißner, noch in München bei Kaulbachs.

München, 15. August 1879.
Kaulbachhaus.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich von Bregenz, das mir ein fürchterliches Andenken gestiftet hat, schon seit 10 Tagen fort. Ich bin wieder im Hause Kaulbach, wo ich auf der Hinreise nach Bregenz ein paar Tage verweilt habe und wo ich jetzt länger verweile. Das Rheuma mit den meisten seiner begleitenden Krankheitssymptome ist ziemlich gut im Rückzuge begriffen; ich wundere mich aber, daß, indem die Krankheit abzieht, die Gesundheit nicht einzieht. Ich bin wie ein leerer Raum. Ich fühle mich recht schwach und zerschlagen.

An die weite Rückreise denke ich mit Zagen, denn die Fahrt von Lindau nach München — und es war doch eine Schnellfahrt von bloß 6 Stunden — hat mich ohnmachtartig angegriffen. Ich bin wie ins Mark getroffen. Ich hätte nie gedacht, daß ein lumpiges Rheuma solche Gewalt hat.

Wenn von Ihrer Tochter etwas Entscheidendes, wohl gar Erfreuliches zu melden wäre, so können Sie es schon tun, zumal wenn Sie umgehend schreiben. So lang werde ich schon noch da sein.

München, Ende August 1879.

Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Kranker Unrecht hat, denn der Gesunde ist ja wirklich in einem

besseren Rechte. Jedes gesunde Kind meint, klüger zu sein als ein kranker Spinoza, und sagt ihm: weil du das und das getan hast, ist es so und so gekommen, was hinterher immer leicht zu sagen ist. Wer den Schaden hat, hat den Spott; und wer nicht spottet, der gibt doch zu verstehen, daß man den Schaden ein bischen verdient hat. Es ist daher nur ein Spiel mit Worten, wenn Sie sagen, Sie machen mir keinen „Vorwurf". Vorwurf — nicht; aber Sie haben eine Meinung, eine falsche Meinung, und eine Meinung, bei der ich ein bischen zu kurz komme. Wie nennt man das?

Ich wußte in Graz recht gut, wie ich stand. Aber es ließ sich nicht aufschieben. Ich hatte auch Meißnern schon im Mai angesagt; es war hohe Zeit, daß ich kam, denn später konnte er ja selbst wieder fort wollen und ich durfte ihn nicht ins Unbegrenzte fesseln. Dazu suchte auch noch ein anderer Freund ein Stelldichein mit mir, das auf einen sehr bestimmten Termin angesetzt war und das einen zweiten Grund abgab, mich trotz Rheuma und Regen hinauszujagen.

Ich sagte mir in Graz: ein Rheuma ist ein langwieriges Ding, es braucht nicht Tage, sondern Wochen, und bleib' ich noch wochenlang hier, so ist alles versäumt, ist der ganze Stand der Sachen ein anderer, ist die Reise überhaupt zunichte. Also fort! Die 3 oder 4 Reisetage nach Bregenz werden noch auszu-

halten sein, und dann lieg' ich in Bregenz so ruhig wie in Graz und kann mich dort wie hier kurieren lassen.

War das just so unvernünftig gedacht? Keinesfalls ging ich mit Unbesonnenheit fort, denn ich besann mich recht gut, was ich tat. Konnte ich voraussehen, daß alles und alles ganz ausgesucht widrig kommen würde, aufs widrigste, wie es nur möglich war?!

Ich ging um 10 Uhr bei einem sehr leichten und dünnen Regen fort, der fast keiner war. Alle Welt hätte gedacht, das verduftet unter dem Scheitelpunkte der Mittagssonne und um 12 Uhr ist es schön.

Konnte ich wissen, daß jetzt ein 24stündiges und zuletzt recht kaltes Regenwetter anbricht? Konnte ich wissen, daß dann just wieder umgekehrt in Bregenz — ein Afrika anbricht, ein Cayenne und Lambessa, kurz alles, was Hölle auf Erden ist? Konnte ich wissen, daß ich in Bregenz, wo ich mich so schön zu pflegen gedachte, nur Ein Gefühl haben würde: Fort! hinaus! hinweg!

Allwissend ist kein Mensch, ich erfuhr eben Ungunst über Ungunst.

Und seit ich von Bregenz fort bin und 12 Tage in München liege, ist es ja wirklich besser geworden. Glauben Sie, das täte eine Rippenfellentzündung? Glauben Sie, eine Rippenfellentzündung ließe sich 4 Wochen lang ungestraft vernachlässigen? Dann läge

ich vielleicht schon unterm Boden, oder doch mindestens bewußtlos und phantasierend im Bette. Eine vernachlässigte Entzündung breitet sich aus, wird brandig, ergreift die nächsten Teile, und da von der linken Seite die Rede ist, so hätte sie längst das Herz ergriffen. Aber von allem Anfang an war das Atmen der Lunge und das Gefühl des Herzschlages so leicht, so rein, so gesund wie beim gesündesten Menschen. Das war immer mein Trost, denn so bestimmt als möglich erkannte ich daran, daß ich doch nur Rheuma habe und nichts Schlimmeres. Haben Sie noch nie z. B. im Oberarm einen rheumatisch heftigen, fast gichtartig stechenden Schmerz verspürt? Denken Sie sich nun die Fläche eines Oberarms 4 und 5mal multipliziert, und das kann schon ein Spektakel geben, ohne daß es deshalb doch etwas Anders als Rheuma wäre. Ich kann gar nicht genug die Zuversicht der menschlichen Weisheit bewundern, die mein Leiden besser beurteilen will als ich selbst, der ich doch der Nächste an der Quelle bin. Erst in der Nacht, oder vielmehr in der Summe der Nacht, am Morgen, fühle ich meine rheumatische Affektion, fühle ihre Ausbreitung, fühle ihr sekkantes, hartnäckiges Festsitzen, aber 20 Minuten nach dem Aufstehen zieht sie Leib und Hörner ein wie ein Schneck, spielt Versteckens, empfiehlt sich tagsüber. Am Tage bin ich immer wie ein Gesunder. Ich frühstücke, esse zu Mittag, esse zu

Abend, gehe in ein Café und lese die Zeitung, vormittag aber bin ich sogar einer angestrengten geistigen Arbeit fähig und kann schreiben, und zwar nichts Leichtes. Glauben Sie, das alles erlaubte mir eine Rippenfellentzündung? Das müßte eine manierliche Dame sein!

Wenn sich Abendfieber und etwas eingenommener Kopf eingestellt hat (jetzt schon weniger), so kenne ich das auch von jedem Katarrh her. Ja, es ist merkwürdig; sooft ich katarrhalischen Husten hatte, fühlte ich mich auch am Tag viel elender, verdrossener, abgeschlagener als jetzt. Welch andere Fieber und Kopfweh würde mir eine vernachlässigte Entzündung verursachen! Wie gesagt, ich bin am Tag, etwas Entkräftung ausgenommen, gesund und nur in der Nacht oder gegen Morgen leide ich unter der Ungeduld: ist der Quälgeist noch immer da?! Warum hört es nicht ganz auf, da es doch gelinder geworden?

Glauben Sie mir, meine Liebe, ich bin kein Held im Kranksein, eher feig wie alle Phantasiemenschen, denn die Phantasie vergrößert. Aber ich lass' mir an meinem Rheuma genügen und brauche nichts Größeres daraus zu machen. Nichts berechtigt mich dazu.

Und nun sprechen wir von Ihnen. Ich glaube, Sie sind zu nachsichtig gegen N. Sie hätten ja recht, daß ein Arzt auch ein irrender Mensch ist. Aber — erst muß er Arzt sein. Und ist das ein Arzt, der Mittel

verschreibt, ohne untersucht zu haben? Diese verdammte Bravour des „geübten Blicks“ ist eine Frivolität, die so gewissenlos ist und die sich die Ärzte so viel er-erlauben! Darum scheue ich ja selbst die Ärzte. Nicht weil ich ihr Können und ihr Wissen bezweifle, wenn sie erst beides anwenden möchten; aber diese moderne Naseweisheit, Diagnosen zu stellen ohne Untersuchung, ist wahrlich galgenwürdig! Ich kenne nichts Herzverdorbeneres als einen Arzt, der mit Leben und Gesundheit umspringt, bloß weil er's „im kleinen Finger hat“, wie er sich einbildet. Ich bin recht böse auf den N.

Lassen Sie sich einmal verdeutschen, was Ihr jetziges Mittel ist. Ein Mittel, das die Herzkrämpfe unfehlbar stillt, wird drastisch sein und ist mir eigentlich unheimlich. Das Chloralhydrat Ihres armen Vaters war auch ein Zaubermittel, aber — — es war auch eine langsame Blutvergiftung. Ich möchte Sie nicht ähnliche Arzneien gebrauchen sehen. Ich fürchte mich.

Ihre Kanzel brauchen Sie nicht zu bedauern. Hier ist seit 4 Tagen Regenwetter, und während ich schreibe, habt Ihr's vielleicht auch in Graz schon. Da hört sich die Kanzel von selbst auf.

Und wozu auch? Dem Grazer wird manchmal sein Stadtpark und Hilmerteich langweilig, aber wie Unrecht hat er? Wie hoch sollte er's schätzen.

Darum drängte es mich ja so lebhaft fort, weil ich vor Begierde brannte, etwas Neues zu sehen und zu vergleichen. Nun, jetzt weiß ich, daß Graz einer der wünschenswertesten Aufenthaltsorte ist.

Gar schöne und großartige Dinge sagte mir Meißner von Zürich, daß ich recht lüstern wurde. Aber — bekannte er eines Tages — die Luft am Zürichersee ist genau so schlaff wie am Bodensee. Damit war's gerichtet.

Ich schlief in der Bregenzer Hitze bei einem offenen Fenster. Da kam in der Nacht einmal Blitz, Donner und rauschender Regen, da dacht' ich: das paßt doch nicht für einen Rheumakranken, und stand auf, um zu schließen. Aber die Luft am Fenster war genau so matt, fad und flau wie die meiner Bettwärme. Da schrie ich zum Himmel vor Zorn und Abscheu über ein Land, wo das Gewitter Nachluft ist. Wie anders die frischen Grazer Abende! Wie anders meine Gartenerker-Nachtluft auch nach den heißesten Tagen!

München, 25. September 1879.

Die Zeitungsnotiz ist schief, wie sie es alle sind. Der Verlauf der Kur ist weder sehr schmerzlich noch sehr glücklich, weil er sehr langwierig ist und noch immer kein Ende absehen läßt. Von einer Rekonvaleszenz kann noch keine Rede sein. Ich werde täglich

viermal in kalte Umschläge eingewickelt und davon ist die Aufsaugung des Exsudates abhängig. Im Anlauf der ersten acht Tage ging sie allerdings rasch vor sich, aber nun bleibt noch irgendein Rest, der sehr zähe ist, zwar auch manchmal Verminderung zeigt, aber in unendlich langwierigen Pausen. Ich werde noch manch liebe Zeit im Bette zubringen.

Mein Glück im Unglück ist, daß mich dieses im Hause Kaulbach überfiel. Ich kann nicht genug preisen, wie viel ich der liebevollen Pflege der Frau von Kaulbach verdanke. Im Schoße der Familie könnte kein Mensch auf Erden sich besser befinden. Und wie der Herr, so der Knecht. Der Hausmeister, der nun schon seit vielen Wochen mir täglich die Umschläge beibringen muß, tut das mit einer Willigkeit und Geschicklichkeit wie ein Krankenwärter. Ebenso dienstwillig ist die Hausmeisterin, die den Dienst des Krankenzimmers zu besorgen hat. Über die Pflege meiner Krankheit kann man also die höchste Beruhigung haben, wenngleich diese selbst durch ihre ermüdende Langwierigkeit die Geduld erschöpft.

Ich kann nicht schreiben; es ist der erste Brief an Sie, den ich diktiere. Es schreibt ihn ein Freund, der sich in meinen schweren Tagen wie Gold bewährt hat. Seien Sie also begnügt, wenn diese Zeilen vielleicht auf lange reichen müssen, denn der Freund wird morgen leider München verlassen.

München, 1. Oktober 1879.

Meine Liebe!

Heute gingen 2 Träger mit einer Tragbahre einen langen Weg durch München. Fast wie von der Alberstraße in die Karlau. In der Tragbahre lag — unser Kürnberger.

Alles nimmt ein Ende. Das Gartenhäuschen ist reizend im Sommer, später wird es muffig, modrig und setzt Schimmel am Lederwerk an. Da riet man mir den Transport ins Krankenhaus. Der Einfluß Kaulbach reicht auch dorthin und die ganze Direktion respektiert ihn. Ich werde ein schönes gänzlich separiertes Zimmer haben, mit Komfort, Wartung und Pflege, freilich für mein Geld. Aber es soll mäßig sein. Und Geld muß ich mir eben schaffen. Zufällig steigen jetzt meine Anglos, die so lange schlecht gestanden, der Verlust wird kleiner und kleiner, ja vielleicht verkaufe ich am Verkaufstage überhaupt ohne Verlust. Dann werden mir immerhin noch gut 800 fl. bleiben, wohl mehr.

Meine Liebe. Ihr Brief atmet so viel Güte, Liebe, Treue und Aufopferung, daß ich gar nicht weiß, wie ich Ihnen genugsam danken soll. Aber Ihre praktischen Vorschläge kann ich nicht annehmen. Bloß um monatlich 15 fl. zu ersparen, löse ich mein Hauswesen nicht auf, — ins Ungewisse, was für ein neues wird. Jeder Bettler

hat seinen Luxus, der meinige ist's, um 15 fl. mit Kisten und Kasten stabil zu sein. Ach, meine Sorge ist eine andere. Das Mansardzimmer, im Winter immer unhold, wird mir's jetzt doppelt sein, wenn ich es als Rekonvaleszent wieder betrete. Das sollte wohl etwas Helles und Vollsonniges sein.

Meine Liebe. Ich schaudere, was Sie von einer Reise nach Schladming und dann nach München phantasieren. Ich schaudere. Eine solche Reise im rauhen Spätherbst und in unser rauhestes Sibirien! Wie können Sie sich solche Exzesse ausdenken? Es ist der Tod. Schladming starrt vor sibirischer Kälte. Ich würde Ihr armes Töchterlein beweinen, wenn sie in diese rauhe Verbannung müßte. Und nun vollends von Schladming nach München! Wissen Sie, wie da die Giselabahn durch die höchsten, früh mit Eis bedeckten Berge geht. Meine Liebe! Machen Sie diese Reise, so werde ich Sie nie mehr lebendig sehen. Sie erreichen München nicht, Sie bleiben irgendwo stecken, wo es weder Doktor noch Apotheker gibt, Sie gehen elend zugrunde.

Adieu. Ich empfing Ihren Brief um 8 Uhr, um 10 Uhr werden mich die Träger holen. Das hat sich just noch gefügt, ihn umgehend zu beantworten. Aber Sie sehen, daß ich kein Fieber habe. Ich schrieb lange und langsam, aber aus physischer Schwäche; der Kopf bleibt oben!

Tausend Dank für Ihren Brief, tausend herzliche Grüße für Sie und alle.

Ferdinand Kürnberger.

Es ist zu meinem Trost ein muntres Wetter mit Sonne und Himmelblau.

Grabschrift.

Hier brach ein Herz — doch fraget nicht,
Wie es die ungebrochnen tragen!
Was bist du mir noch, Sonnenlicht?
Ein Irrlicht über Sarkophagen.

Anmerkungen.

Die fett gedruckten Überschriften bezeichnen das Datum des Briefes, die großen Zahlen vor den Anmerkungen die Seite, die kleinen die Zeile. Kürnbergers Name wird mit dem Buchstaben K. abgekürzt.



28. November 1859.

K. weilte in Wien, die Freundin mit ihrem Gatten in Bregenz.

1 2. „Manfred", dramatisches Gedicht von Lord Byron. Mit teilweiser Benützung der deutschen Übersetzung Karl Adolf Suckows für Robert Schumanns Musik frei übertragen von F. K. Zum ersten Male aufgeführt am 11. Dezember 1859 vom „Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde" im k. k. Redoutensaal zu Wien. Veröffentlicht von O. E. D. in der „Österreichischen Rundschau" am 2. August 1906 (VIII. 92/93).

1 10. Über Josef Lewinskys Teilnahme vgl. ebenda S. 19; ferner „Die Fackel", Wien, 9. März 1907 (VIII. 221), S. 6 f. Lewinsky war seit 1858 Mitglied des Burgtheaters.

1 12. K. war 1859 bis 1862 Mitarbeiter der neu begründeten Zeitschrift „Mußestunden", herausgegeben von Rudolf v. Waldheim. Es erschienen darin 12 Novellen K.s, die später im II. und III. Bande der Novellen-Sammlung von 1861/62 (E. A. Fleischmanns Buchhandlung, München) wieder abgedruckt wurden.

1 17. K. hatte schon am Tag vorher an die Freundin geschrieben: „Ich habe sehr viel zu tun — erst den Manfred zu vollenden, dann augenblicklich für Waldheim zu schreiben . . ." Die neue Novelle wurde nicht „Das Mutterherz", sondern „Der Bildstock am Rain" benannt und erschien bald darauf in den „Mußestunden" (1860, S. 5 ff.).

1 17. Der Kaufmann Samuel Engländer ist ein Jugendfreund und Studiengenosse K.s; er lebt noch heute hochbetagt in Nyiregyháza bei Debreczin. Engländer, der mit K. bei dem Schriftsteller Sigmund Engländer in Wien bekannt wurde, ab-

solvierte zugleich mit ihm die beiden letzten Gymnasialklassen und betrieb noch im Jahr darauf (1840/41) gemeinsame Studien mit K. Unter den Jugendgedichten K.s befinden sich einige, die er Samuel Engländer gewidmet hat. Die interessantesten Briefe, die Samuel Engländer von K. erhalten hat, sind in dem Aufsatz „K. und sein Jugendfreund" („Die Zeit", Wochenschrift, XXXIV. 431 und 432, 3. und 10. Jänner 1903) von Leopold Rosner verwendet. — Samuel Engländer, der übrigens weder mit Sigmund noch mit Moritz Engländer (Morländer) verwandt ist, verließ Wien im Herbste 1841 und kam erst wieder 1859 neuer geschäftlicher Projekte wegen aus Ungarn dahin. K. hatte ihn der Freundin schon am 27. November mit den Worten genannt: „Der brave Mensch verdient alles mögliche Gute. Leider wird mir sein Aufenthalt durch widrige Nebenumstände verkümmert ... und ich kann mich daher nicht, wie ich wünsche, ihm hingeben."

1 19. „Der Mummelsee" erschien im 1. Jahrgang der „Mußestunden" (1859, S. 387 ff.).

3 6. In einem Empfehlungsbrief an General Ernst Haug stellte K. seinen Freund Samuel Engländer, der nach Hamburg fuhr, am 22. Jänner 1867 als einen „jüdischen Litterary Gentleman bei den Backwoodmen der Marmaros" mit folgenden Worten vor: „Was würden Sie denken, wenn Sie in den hintersten Urwäldern der Marmaros, im wildesten Grenzgebirg von Ungarn und Galizien, in irgendeinem ungekämmten Wirtshaus einen Juden fänden, welcher auf Reps- und Tabathandel aus ist, und während er sitzt und auf Bauernfuhrwerke wartet, sich die Zeit damit vertreibt, daß er — Hegels ‚Philosophie der Geschichte' und Buckles ‚Geschichte der Zivilisation' liest? — Sie würden ins Gespräch mit ihm geraten, es wäre von seinen Studien und Studienfreunden, es wäre vielleicht von Kürnberger die Rede, er würde Ihnen Briefe von diesem Freunde zeigen, würde Ihnen sagen, daß er auf den ‚Catilina' desselben das Motto geschrieben hat: ‚Haec decies repetita placebit' — — —" Und in einem Briefe vom 16. September 1873 an Sophie Haug, nennt K. seinen ältesten und treuesten Freund einen „talentvollen, ich möchte fast sagen genialen Leser deutscher Bücher".

11. Dezember 1859.

Der Anfang des Briefes lautet: „Was sollte ich anders, als an Sie schreiben! Wo schlägt denn ein Herz, das sich um mein Leben und Schaffen bekümmern will, wenn nicht in dem schwachen gebrechlichen Weibe, das jetzt am Bodensee verbannt sitzt! Diese halbe Million Wiener läßt mich einsam; wohl mir, daß ich zweisam bin mit dem süßen, seelenvollen Undinchen von der Mur!"

3 10. Eigentlich war der in K.s Selbstbiographie (Einleitung) erwähnte Epilog sein erstes öffentlich vorgetragenes Werk.

7 23. „Undine" war einer der Kosenamen, mit denen K. seine Freundin bedachte. Sonst nannte er sie auch gerne „Mignon" (vgl. S. 26) oder „Sakuntala".

10 4. Samuel Tauber, Börsensensal in Wien. K. war mit ihm schon aus den Vierzigerjahren befreundet.

10 6. K.s Plan, Wien dauernd zu verlassen, kehrt in verschiedenen Variationen immer wieder, wurde aber niemals ganz verwirklicht.

28. Jänner 1860.

K. wollte zuerst der Freundin nach Bregenz folgen, wann die Erstaufführung des „Manfred" vorüber wäre. Als das Ehepaar aber dann nach Stuttgart übersiedelte, beschloß K. dorthin zu reisen und scheint Verhandlungen mit dem Stuttgarter Morgenblatt gepflogen zu haben. Die Freundin aber blieb mit ihrem Manne nur einen Monat lang in Stuttgart und K. gab seinen Plan wieder auf.

11 25. Meines Wissens war vor dem Jahre 1860 nur ein Feuilleton K.s in Deutschland erschienen: „Die politischen Parteien in ‚Wilhelm Tell'" in der damals neuen Wochenschrift „Europa. Chronik der gebildeten Welt. Verantwortlicher Herausgeber H. Gustav Kühne", 1858, Nr. 35 (Verlag Georg Wigand in Leipzig).

12 11. Eduard Hallberger war der erste Leiter der „Deutschen Verlagsanstalt" in Stuttgart und verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift „Über Land und Meer", die später

K.s Novelle „Das Tenderhaus" (= „Der Haustyrann") veröffentlicht hat. Vgl. S. 86.

8. Februar 1860.

Die Freundin war inzwischen nach Freising bei München übersiedelt, wo ihr Mann (auf den Rat K.s) eine angemessene Stellung gesucht und gefunden hatte.

14 9. Diese Novellen-Sammlung kam damals nicht zustande. Erst in den Jahren 1861 und 1862 verlegte Fleischmann die schon früher erwähnte dreibändige Kollektion, in welche K. auch ältere Stücke aufnahm.

14 17. Die Novelle „Flucht und Fund" erschien 1859 im „Illustrierten Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, herausgegeben vom Österreichischen Lloyd" (Triest, S. 37 ff.); dann im 1. Bande der Fleischmannschen Sammlung (Nr. 2).

14 22. Carl Bellmann in Prag war der Verleger von K.s erster Novellen-Sammlung (1857). Vgl. die Einleitung.

14 25. K. wollte damals auch mit Otto Janke und F. A. Herbig in Berlin, und mit J. J. Weber in Leipzig wegen der zweiten Novellen-Sammlung verhandeln.

9. März 1860.

17 7. K. spricht eingangs von der lästigen Befähigungsprüfung, der sich der Freundin Mann in Freising unterziehen mußte.

17 13. Von Schopenhauer spricht K. in zwei Feuilletons: „Über das Duell. (Frei nach Schopenhauer.)" — „Neue Freie Presse", 28. Februar 1867; „Der Forschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins. Von Emerich du Mont." (Besprechung) — „Die Heimat. Illustriertes Familienblatt. Herausgeber C. v. Vincenti", 1877 (II. Bd.), Nr. 47, S. 775 f.

18 21. Die Novelle „Drei Tage in Pyrmont" erschien im August 1858 im Abendblatt der „Wiener Zeitung" und ist im II. Bande der Fleischmannschen Sammlung (Nr. 1) ent-

halten. Die erwähnte Trostrede steht in der Buchausgabe S. 18 f.

21 1. Vor diesem und dem nächsten Absatz fehlen einige Sätze, die weggelassen werden mußten, weil sie durch einen Defekt des Briefes unvollständig geworden sind. In der ersten fehlenden Stelle spricht K. davon, daß sich die Engel vielleicht nach der Sinnlichkeit der Menschen sehnen.

22 3. K. war durch eine kleine Unterstützung des Wiener Zweigvereines der Schillerstiftung in die Lage versetzt worden, nach Deutschland zu reisen, wo er etwa zwei Jahre bleiben wollte, um in den literarischen Kreisen dort bekannt zu werden. Ausflüge in die Schweiz und nach Italien, die ihm aber nicht vergönnt waren, sollten den Aufenthalt in Deutschland unterbrechen.

29. Mai 1860.

22 12. Vgl. „Die Geschichte meines Passes. Von F. K. Eingabe an Se. Exzellenz den Staatsminister Grafen Belcredi. Persönlich überreicht im Sommer 1866." — „Die Fackel", Wien, 22. Dezember 1906 (VIII. 214 und 215), S. 7 ff. Auch als Sonderabdruck erschienen. Schon früher wurde in der Wochenschrift „Die Zeit" (X. 117 und 118 vom 24. Dezember 1896 und 2. Jänner 1897) ein erster Entwurf dieser Eingabe unter dem falschen Titel „Ein Promemoria an Schmerling. Von F. K." veröffentlicht.

23 23. Zu „Quintin Messis" vgl. die Einleitung und Leopold Rosners Feuilleton „Schicksale eines Dramatikers" — „Neue Freie Presse", 5. Mai 1901, Literaturblatt. Ferner: „F. K. und das deutsche Theater. Ein literarhistorisches Dokument" — „Deutsche Zeitung", Wien, 5. Jänner 1879; nachgedruckt in einigen reichsdeutschen Blättern. Dieses Feuilleton enthält die Zuschrift an den Wiener Zweigverein der Schillerstiftung (Graz, letzte Jännerwoche 1878), in welcher K. die Gründe dafür angibt, warum er die ihm angebotene 400 fl.-Spende aus der Mosenthal-Stiftung ablehnen mußte.

24 10. Gegen die Verdächtigungen der Polizeinote verteidigte sich K. in der Eingabe an Belcredi.

25 4. K. reiste am 31. März von Wien ab und traf am 2. April in München ein. Dort blieb er längere Zeit und fuhr häufig nach Freising zu dem befreundeten Ehepaare.

16. Juni 1860.

25 5. „Wiener Zeitung", 2. Juni 1860 [1113 A—1]. Vgl. die Einleitung.

10. August 1860.

26 8. K., der in München mit Friedrich Bodenstedt, Hermann Lingg, Justus v. Liebig, Johann Kaspar Bluntschli und Heinrich v. Sybel verkehrte, schloß sich besonders eng an Wilhelm v. Kaulbach an, der ihn bei späteren Besuchen in München stets in seinem gastfreundlichen Haus („Das rote Schloß" in der Garten-, jetzt Kaulbachstraße) beherbergte. K. hat ihm drei Feuilletons gewidmet: „Kaulbachs Atelier" (Das Zeitalter der Reformation, Nero) — „Pester Lloyd", 11. Dezember 1862; „Aus Kaulbachs Atelier" (Die Goethe-Galerie, Nero, Die Sintflut) — „Der Heimgarten", München 1865, II. Jg., 1. und 2. Heft; „An der Wiege von Kaulbachs Nero" — „Montagsrevue" (Wien), 19. Mai 1873. Vgl. auch K.s Brief „an eine Wienerin" vom 16. und 17. Dezember 1877 (Oster-Beilage des Wiener „Fremden-Blattes", 31. März 1907).

26 11. Die Freundin, die eben das erste Kind empfangen hatte, wurde von Kaulbach damals porträtiert. Sie war schon zur ersten Sitzung von Freising nach München gekommen und Kaulbach erwartete sie wieder. Das bisher unveröffentlichte Porträt (Kreidezeichnung, h. 65, b. 50 cm) hing zwei Jahre lang in Kaulbachs Atelier. Später trug es K., als er 1862 von München nach Österreich zog, in einem zylindrischen Futteral gerollt mit sich. Aus seinem Nachlaß ging es dann in den Besitz der Freundin über.

26 13. Kaulbach und Friedrich Bruckmann kamen also von selbst auf den Namen, den K. seiner Freundin längst verliehen hatte. Kaulbach gab aber später seinen Plan wieder auf, das Bildnis der Freundin als „Mignon" zu verwenden, weil

ein Kollege, dem er die Zeichnung zeigte, unbefangen ausrief: Das ist ja ein altdeutsches Muttergottesbild! In der „Goethegalerie“ (1857 bis 1864) hat Kaulbach dann die Mignon dargestellt, wie sie auf Nataliens Schoß den Kindern im Gewande eines Engels erscheint und das ergreifende Lied singt: „So laßt uns scheinen, bis ich werde . . .“

*

K. verließ München im Herbst 1860. Er war auf Verlangen der österreichischen Behörden ausgewiesen worden. Nun wandte er sich zunächst nach Coburg, wohin ihm Prof. Sybel eine Empfehlung an Staatsrat Dr. Francke mitgab. Nach längerem Aufenthalt in Coburg wohnte K. in Stuttgart. Im September 1862 zog er über München und Salzburg nach Graz, wo er mit der Freundin zusammentraf. Hier erhielt er im Sinne des Straferlasses vom April (10 Tage Arrest, verschärft mit zweimaligem Fasten, wegen seines Ungehorsams) von der Grazer Polizeidirektion eine Vorladung, der K. aber trotz ihres höflichen Tones nicht Folge leistete. Er fuhr vielmehr nach einigen Tagen schon am Plattensee vorbei über Stuhlweißenburg nach Ofen-Pest, von dort über Czegled nach Debrecsen, über Nyiregyháza, Tokaj, Kaschau, Eperies in die Karpathen. Mitte Oktober ließ er sich bei Samuel Engländer, der ihn schon öfters zu Gast gebeten hatte, in Kálló-Semjén (Szabolcser Komitat) nieder, wo er bis August 1863 blieb, fleißig an seinen beiden Meisterwerken, dem Drama „Firdusi“ und dem Roman „Das Schloß der Frevel“, arbeitete und die feine psychologische Studie „Die Last des Schweigens“ schuf. Die Briefe, die K. 1861 und 1863 an die Freundin richtete, sind ebenso wie die meisten aus den Jahren 1862 und 1864 nicht mehr vorhanden.

*

12. Dezember 1862.

27 5. Die Feuilleton-Serie „Im Fluge“, die von K.s Reise erzählt, erschien im „Pester Lloyd“, der die 7 Fortsetzungen im Laufe des Monats Dezember 1862 abdruckte.

27 12. Der letzte Teil der Serie, „Ein Wort von der Polizei", ist bis heute ungedruckt geblieben; ebenso das Feuilleton „Ein Österreicher in Deutschland", das K. „Unterwegs, den 22. Oktober 1860" für eine (Wiener?) Wochenschrift geschrieben hatte. Der Gegenstand dieser beiden auf die Paßgeschichte bezüglichen Stücke ist in der erwähnten Eingabe an Belcredi ausführlicher behandelt.

28 1. Die Redaktion vermerkte zu dem ersten Feuilleton, daß sich K. „im Augenblick auf einer Pußta des Alföld" (das Pester Becken) aufhalte. Die ganze Serie war übrigens bloß mit den Lettern F. K. signiert.

28 4. „Zwischen Himmel und Erde" (1856), Roman von Otto Ludwig. K. schätzte übrigens Otto Ludwig hoch und hoffte, dereinst neben ihn und Friedrich Hebbel gestellt zu werden.

29 17. Das Scherzo in Des-dur von Chopin, von dem die Freundin gesagt hatte: es sei „wie das schönste lebendige Kind".

30 11. Text aus dem Spanischen von O. v. d. Malsburg.

20. Oktober 1864.

K. war von Kálló-Semjén Ende 1863 nach München übersiedelt, wo er im Kaulbachhause wohnte. Seit dem Sommer 1864 war er in Graz, wo die Angehörigen der Freundin lebten. Sie selbst aber weilte damals nicht in ihrer Vaterstadt, sondern noch mit ihrem Manne und ihren Kindern in Wien.

32 21. „Amselpaar". Das Gedicht ist abgedruckt im „Präludium" (S. 9) der „Fünfzig Feuilletons von F. K." Th. Daberkows Verlag, Wien 1905.

7. November 1864.

K. wollte zu Anfang dieses Monats nach Wien fahren, ließ sich aber durch die Vorbereitungen zur Erstaufführung seines „Catilina" in Graz zurückhalten.

34 2. K. hatte auf Wunsch des erfahrenen Grazer Theaterdirektors Eduard Kreibig eine gekürzte Bühnenbearbeitung des „Catilina“ niedergeschrieben. Vgl. die Einleitung.

10. November 1864.

34 16. Eine unbedeutende Schauspielerin des Grazer Theaters, über dessen Aufführungen K. einige Feuilletons in Graz und in Wien veröffentlichte, hatte sein Manuskript ohne Wissen des Direktors mit sich nachhause genommen, um zu sehen, ob darin eine für sie passende Rolle sei. Da der „Catilina“ überhaupt nur eine kleine weibliche Partie (Tertulla) enthält, wirkt dieses Mißgeschick besonders tragikomisch. — Das Stück, das übrigens bis heute noch niemals aufgeführt worden ist, wurde in Graz nach einer Leseprobe vom Repertoire wieder abgesetzt, weil der Darsteller einer Hauptrolle (Hermann Haverström) durchging.

*

K. weilte zu Anfang des Jahres 1865 zum erstenmale — inkognito — wieder in Wien, wie aus dem Feuilleton „Ein Besuch in Wien“ („Presse“, 11. Februar 1865) erhellt. Als bald darauf das kleine Söhnchen der Freundin starb, beschloß er, ganz nach Wien zu übersiedeln. Er wollte ohne Rücksicht auf den zu erwartenden „kleinen Provinz-Erfolg“ des „Catilina“ und auf den drohenden Arrest endlich nach Wien reisen, wurde aber wieder durch seinen „asthmatischen Husten“ und andere Hindernisse davon abgelenkt. Er hätte damals gleich nach seiner Ankunft in Wien bei Halm und Auersperg vorgesprochen, daß sie ihren Freund Schmerling dazu brächten, „diesen Dummheiten ein Ende zu machen“. Übrigens nahm er die Gefahr des zehntägigen Arrestes schon mit Gleichmut hin. „Die Revanche, die ich in allen preßgesetzlichen Schranken dafür nehmen würde — sollte die Leute noch 10mal mehr ärgern und mich 10mal mehr erquicken, als der ganze Arrest wert ist.“ K. hat aber auch später aus übertriebener Loyalität seine Paßgeschichte nicht mehr veröffentlicht.

*

21. Juli 1865.

36 3. „Firdusi, Drama in 5 Aufzügen von F. K.“, erschien in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek (Wien, um 1900), leider nicht in der authentischen Fassung, die durch das erhaltene Regiebuch des königlichen Residenztheaters in München gegeben ist.

36 5. K. hat diesen Gedanken schon 1840 im Schlußwort seiner Idylle „Firdusi“ ausgesprochen („Österreichische Rundschau“, VIII. 5, Wien, 1. Dezember 1907).

36 10. K., der an diesem Tage seinen „letzten Fünfer“ wechseln ließ und sehnsüchtig ein Novellenhonorar aus München erwartete, freute sich damals über seinen „Firdusi“ besonders, der „die ganze herrliche Widerstandsfähigkeit“ äußerte, „welche Poesie gegen die Klemmen des Lebens zu äußern vermag“.

36 12. Heute Hartiggasse 2, zwischen dem Franzens- und Karmeliterplatz.

28. und 29. Juli 1865.

K., der sich einsam fühlte, wenn er vormittags seine Arbeit am „Firdusi“ erledigt hatte, wurde damals von einem Magenleiden arg geplagt.

36 15. Der Wiener Historienmaler Karl Rahl war am 9. Juli 1865 an Verfettung gestorben.

37 5. Der wirklich geistesverwandte Rahl hat wohl auch auf die Produktion K.s Einfluß genommen, indem er die fachgemäßen Malergespräche in Zuppas Atelier („Das Schloß der Frevel“) anregte, wo übrigens auch Kaulbachs Name genannt wird. K. wieder hat Rahl einmal veranlaßt, auf einen schönen Kieselstein, den sie in Grinzing fanden, einen Frauenkopf zu malen; er schenkte ihn dann der Freundin. — Außer mit Kaulbach und Rahl verkehrte K. noch mit den Wiener Malern Karl Löffler und Eduard Kurzbauer. Als zugunsten der Familie des verstorbenen Kurzbauer in Wien eine Wohltätigkeits-Akademie veranstaltet wurde (4. April 1879), schrieb K. für die damals ausgegebene Festschrift einen Prolog. Es war eines

seiner letzten gedruckten Werke. So beginnt K.s Dichterlaufbahn eigentlich mit einem Epilog (vgl. die Einleitung) und endigt mit einem Prolog.

40 12. Frh. v. Sina, der griechische Botschafter in Wien, ließ in seinem 1860 umgestalteten Palais am Hohen Markt die Fresken der Einfahrt von Rahl malen.

40 21. K. liebte es, die ernstesten Gespräche heiter zu beenden.

41 1. Wiederabdruck des Nachrufes von C. v. Lützow aus der Wiener „Presse" (12. Juli 1865). Augsburg, 16. Juli 1865.

41 5. Die Freundin hatte K. eine Photographie des bogenschnitzenden Amors Francesco Mazzuolis, gen. Parmegianino, (früher seinem Lehrer Correggio zugeschrieben) geschickt, ein Bild, das er bei seinen Studien im Belvedere besonders lieb gewonnen hatte.

5. August 1865.

41 26. K. hatte oben auf die erste Seite des Briefes ein paar Alpenblumen, Erika und Enzian, angeheftet, die ganz „jungfräulich" ankamen.

46 13. Das Phänomen erklärt sich als eine Fluoreszenz-Erscheinung, die auch dem Kulturmenschen nach langem Wandern begegnen kann.

11. bis 13. August 1865.

47 8. Mittwoch, 16. August.

48 2. Es kann nur die Adria gemeint sein; denn das Meer hatte K. bei Hamburg und Bremen sicher gesehen. Schon in einer Nachschrift zu diesem Briefe gab er aber die Fortsetzung der geplanten Reise ins Isonzotal und weiter gegen den Süden auf, weil die Cholera von Ancona nach Oberitalien einzufallen drohte, die er zwar selbst nicht fürchtete, der er sich aber der Freundin zuliebe nicht aussetzen wollte. Schließlich unterblieb die ganze Wanderung, die K. hier entwirft.

48 6. K. war 1864 wieder Mitarbeiter der „Presse" geworden, für die er schon 1848 und 1859 Feuilletons geschrieben hatte.

48 21. „Neue Freie Presse": „Karl Rahl" von L(udwig) Sp(eidel) und „Ein Brief Rahls" (Nr. 329 und 338 des Jg. 1865).

48 24. „Über Land und Meer", 1865, Nr. 44, S. 689.

48 26. Adolf Engländer war Zahnarzt in Graz. K. soll in der ersten Zeit seines Grazer Aufenthaltes (Juli, August 1864) bei ihm in der Herrengasse Nr. 230 gewohnt haben. Vgl. „Ein Wiener Stammbuch" (für Dr. Karl Glossy), Wien, 1898, S. 398 f.: „Ein Brief K.s" (an Adolfs Sohn Dagobert), mitgeteilt von Karl v. Thaler.

48 27. K. war mit dem bekannten Schriftsteller Sigmund Engländer schon als Student in Wien bekannt geworden und kam bei seinen journalistischen Anfängen mit ihm in nähere Fühlung, da sie 1848 beide für dieselben Blätter schrieben. Engländer war inzwischen nach England gegangen, wo er bald ein reicher Mann wurde. Als sich K. in den ersten 60er Jahren mit dem Gedanken trug, nach England auszuwandern, hoffte er auf die Hilfe Engländers.

49 21. Auch diese Reise nach Italien kam nicht zustande. K. entschloß sich bald, statt dessen zunächst den Winter in Wien zu verbringen, wo er aber dann gleich dauernd verblieb.

6. September 1865.

50 5. K.s letztes Feuilleton („Ein Kapitel von der Liebe") war am 15. August in der „Presse" erschienen, für die er damals — neben dem Grazer „Telegraph" — fast ausschließlich schrieb. Er scheint durch die Ablehnung des bis heute ungedruckten satirischen Feuilletons „Tartüffe im Grünen" verletzt worden zu sein. Nach einem kleinen Intermezzo bei der „Nationalzeitung" schickte K. seine Beiträge Ende März 1866 wieder an die alte „Presse", die er aber nach ein paar Monaten zugunsten der „Neuen Freien Presse" verließ. 1868 und 1869 erschienen wieder Feuilletons von ihm in der „Presse".

50 7. Obwohl K. mit dem Redakteur der neugegründeten Zeitung „Die Debatte" (Gans) verkehrte, zählte er meines Wissens niemals zu ihren Mitarbeitern.

50 12. Tizians Tochter Lavinia mit dem Früchtekorb (Berlin, Kgl. National-Galerie).

51 7. Samuel Engländer.

51 17. Lajos hieß Engländers Sohn, der ein paar Monate vorher gestorben war. Vgl. K.s Trostbrief vom 12. März 1865 (Wochenschrift „Die Zeit", XXXIV. 431, 3. Jänner 1903).

51 23. Maria Póes, ein Wallfahrtsort bei Millós-Zemjén, wohin Männer und Frauen nach der Ernte zu Hunderten pilgern, Dankgebete singend.

51 26. Ernestine war die Frau Engländers.

52 14. Zu K.s Sopha-Einsamkeit vgl. den Brief vom 13. März 1878 „an eine Wienerin" (s. o.).

52 27. K. sprach auch der Freundin gegenüber nur selten und ungern von seinen angefangenen Arbeiten.

53 3. Rosine (Marie) Satran, eine schöne, gebildete, aber auf der Bühne unbedeutende Schauspielerin, war am Thaliatheater in Hamburg, wo sie jetzt als Frau lebt, engagiert und gastierte im Juni und Juli 1865 in Graz. Daß K. sie auch als Leserin schätzte, beweist ein ungedruckter Brief, den er im Oktober 1865 an den Hamburger Verleger J. F. Richter schrieb. Er bot diesem seinen Roman „Das Fenderhaus" (= „Der Haustyrann"), der schon früher in „Über Land und Meer" erschienen war, in einem verbesserten Manuskripte an und schickte ihm die Handschrift des eben vollendeten „Firdusi" mit, die an Fräulein Satran weitergegeben werden sollte.

54 14. K. sprach so gerne und so oft von seinem Plan, ein Grundstück anzukaufen und darauf ein Häuschen — „eine Loge zu zweien" — zu errichten, daß ihm einmal ein Baumeister allen Ernstes Entwürfe vorlegte.

30. September 1865.

57 11. Noch Ende 1870 trug sich K. mit dem Plan, in Freiburg i. B., Chur, Bozen oder Görz seine Zelte aufzuschlagen.

57 14. Das Kaffeehaus im alten Grazer Franzenstheater, jetzt wie einst eine Theaterkonditorei, die der Theater-

maler Lucas v. Martinelli, der Vater des großen Schauspielers, gegründet hat.

57 24. Ähnliche Gedanken enthält die erwähnte ungedruckte Satire „Tartüffe im Grünen".

58 5. Leopold Rosner hat diesen Brief 1898 im „Wiener Almanach" veröffentlicht.

58 15. Charlotte Wolter, die schon am 15. November 1864 in Graz gastiert hatte (vgl. „Eglantine. Eine kritische Studie von F. K." — „Telegraf", Graz, 17. und 18. November 1864), gastierte am 27., 28. und 29. September 1865 wieder im landschaftlichen Theater.

59 1. „Prinzessin Montpensier", Schauspiel in 5 Akten von Albert Brachvogel. Premiere am k. k. Hofburgtheater in Wien 10. März 1865. Vgl. K.s Feuilleton „Ein Nachwort zur Wiener Kritik der ‚Prinzessin Montpensier'" — „Die Presse", 22. März 1865. Das Stück war in Graz am 16. zum ersten Male gegeben worden.

59 14. K. hat wiederholt über das Verhältnis zwischen Dichtkunst und Schauspielkunst geschrieben: „Zur Theater-Heilkunde" — „Die Presse", 9. und 10. März 1869 (Abdruck eines Briefes an Karl Frhn. v. Perfall aus der Probenummer der Münchener „Propyläen"); „Von Theater-Akademien" — „Die Presse", 11. März 1869; „Ein Signal für die Theater-Kritik" — „Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" (Berlin, Herausgeber Oskar Blumenthal), 1875, I. 3; „F. K. und das deutsche Theater. Ein literarhistorisches Dokument" — „Deutsche Zeitung" (s. o.).

59 22. Vielleicht Sacher-Masoch, bei dem K. (nach dem Logis bei Adolf Engländer) eine Zeit lang in der Grabenstraße zu Graz gewohnt hat. Sacher-Masoch war um 1864 Schauspiel-Referent des Grazer „Telegrafen", für den K. einige Feuilletons schrieb.

*

K. gab den geplanten Ausflug nach Illyrien auf, des schlechten Wetters, der vorgerückten Jahreszeit und der in Triest drohenden Cholera wegen. Er verschob die Reise „ins Kärntnerland und ins Isonzotal zu meiner neuesten Phantasieliebe Görz" auf das nächste Jahr. Auch den Plan, schon im Oktober 1865

nach Wien zu übersiedeln, ließ K. fahren. Er hoffte, daß die Freundin mit ihren beiden Kindern nach den ersten Wiener Cholerafällen heimflüchten werde. Mitte Oktober zog K. aus dem „Firdusi-Palast" in der Hartiggasse auf den nahen Tummelplatz Nr. 19 (2. Stock rechts, wo er aber nur kurze Zeit mehr verblieb. Einige Tage nach seiner Übersiedlung schrieb er schon über sein neues Logis: „Ich kann mit Goethes Iphigenie sagen: Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher."

*

4. November 1865.

60 8. Der schon oben erwähnte Brief an den Hamburger Verleger Richter ist im Konzept erhalten. K. scheint schließlich mit Richter doch nicht einig geworden zu sein. Es handelte sich um die 1861 in „Über Land und Meer" verstümmelt abgedruckte Novelle „Das Fenderhaus", die erst 1876 in Buchform erschien: „Der Haustyrann. Roman von F. K.", Leopold Rosner, Wien (kl. 8°, X und 283). K. bemühte sich schon vor 1865, die Novelle neu zu verlegen, und arbeitete sie deshalb im Winter 1863/64 um. Vgl. **86** 4.

15. November 1865.

K. übersiedelte an diesem Tage nach Wien, wo er dann mehrere Jahre verblieb. Er wohnte zunächst im sogenannten „Klepperstall", I., Teinfaltstraße 6, bei der Baronin Pappenheim.

*

Die wenigen Briefchen, die K. im Jahre 1866 an die gleichfalls in Wien lebende Freundin geschrieben haben mag, fehlen in der Sammlung.

*

4. Februar 1867.

Der Brief, den der Herausgeber bei der Niederschrift des Textteiles nicht ganz kannte, beginnt mit den Worten: „Lieber Fidelio! Florestan ist im Gefängnis. Erschrecken Sie nur nicht; die Sache ist mehr heiter und abenteuerlich als bang und traurig, und da ich mich einmal dazu entschlossen habe, so wollen wir keinerlei schiefe Gesichter dazu machen . . .“

61 16. K. war schon im Dezember 1865, also bald nach seiner Ankunft in Wien, aufgefordert worden, die längst verhängte Arreststrafe endlich abzusitzen. Die Vorladungen zur Polizei wiederholten sich im Jahre 1866 immer wieder, und als auch seine Eingabe an Belcredi erfolglos blieb, entschloß sich K., die Strafe hinzunehmen, und absolvierte seinen Arrest vom 3. bis zum 12. Februar 1867 in der Sterngasse.

61 18. Der Schriftsteller Dr. Leopold Kompert war ein Jugendfreund K.s noch aus der Zeit vor der 1848er Flucht. K. charakterisierte sein dichterisches Talent schon im Literaturblatt der „Sonntagsblätter“ (Wien 1848, Nr. 12).

62 9. Der Kerkermeister hieß Poloni.

62 13. Es war das Zimmer, in dem der magistratische Arzt „seine Studien über das Wohl jener Damen hält, deren Seelenheil die christlichen Priester der heidnischen Venus überlassen mußten“ (K.).

7. Februar 1867.

62 20. K. fungierte damals (September 1866 bis Ende 1869) als Generalsekretär der Schillerstiftung, deren Vorort seit 1865 Wien war. In dieser Eigenschaft schrieb K. 1867 als obligaten Literaturbericht „zur Information der Verwaltungsräte“ eine Abhandlung „Über die gegenwärtige Lage der dramatischen Poesie“. Dieser Bericht ist in dem erwähnten Briefe an Baron Perfall vom Oktober 1868 zitiert. K. schrieb außerdem drei Feuilletons über die Schillerstiftung: „Die deutsche Schiller-Stiftung. (Zum 9. November.)“ — „Neue Freie Presse“, 9. November 1866; „Die Öffentlichkeit in der Schiller-Stiftung“ — „Neue Freie Presse“, 14. Mai 1868; „Michael Felder und die Schillerstiftung“ — „Die Presse“, 25. Mai 1869.

63 4. Auch mit L. A. Frankl, dem einstigen Herausgeber der „Sonntagsblätter", verkehrte K. schon seit den 40er Jahren. Aber er vertrug sich nicht mehr lange mit ihm und griff ihn später wegen des „Denkmalbettels" für das Wiener Schillermonument öffentlich an.

23. August 1867.

K. scheint damals von einem Ausfluge ins Salzkammergut zurückgekehrt zu sein. Darauf beziehen sich die ersten Feuilletons „Vom Spaziergange" — „Neue Freie Presse", 29. August, 10. und 15. September 1867.

63 11. K. war es, der später in dem Feuilleton „Ein ungehobener Schatz" - „Deutsche Zeitung", 28. August 1873 — als erster die Errichtung von Hotels auf dem Semmering empfahl.

18. November 1867.

Die Freundin war damals in argen Nöten. Nachdem ihr erstes Söhnchen vierjährig gestorben war, verlor sie jetzt ihren Mann, der mit K. in gleichem Alter stand. Zu dem kam die Erkrankung der beiden anderen Kinder, eines Mädchens und eines Knabens, und geschäftliche Fatalitäten.

31. Juli 1868.

67 23. K. fuhr damals u. a. nach Markt Aussee.

68 1. Ernst Haug, ein österreichischer Leutnant, quittierte in den 40er Jahren und beteiligte sich als Chef des Generalstabes der Nationalgarde an den Wiener Oktoberereignissen. „Im Jahre 1849 nahm er", wie K. in seiner Paßgeschichte nach Haugs eigenen Angaben erzählt, „an der Verteidigung der römischen Republik gegen die Franzosen teil und stand in mehr oder minder freundschaftlichem Verhältnisse zu Mazzini und Garibaldi. Ich glaube, sowohl vor als nach der römischen Campagna hielt er sich eine zeitlang in Paris auf, wo er mit Oberst Charras, Em. Girardin u. a. verkehrte". K.

wurde mit Haug, der den Titel eines Generals der römischen Republik beibehielt, erst 1850 in Hamburg bekannt. Haug hatte dort die Tochter eines Flensburger Bürgers, Sophie Niessen, geheiratet, mit der K. später korrespondierte. Als sich die österreichischen Exekutionstruppen Hamburg näherten, floh Haug nach London. Die beiden Männer, die sich „gegenseitig lebhaft anzogen", waren dann lange Zeit geschieden. Sie scheinen sich in den ersten 60er Jahren in Deutschland wiedergefunden zu haben. Haugs erster erhaltener Brief an K. ist aus Flensburg nach Kálló-Semjén gerichtet. Dann schreibt der unstete General aus Hamburg nach München und scheint K. 1864 dort zu dem „Aufruf für Schleswig-Holstein" (vgl. die Einleitung) angeregt zu haben. So oft Haug nach Österreich kam, suchte er K. auf und lud ihn immer wieder nach Flensburg, Hamburg, Voßkath — wo er gerade wohnte. Sophie Haug schickte K. sogar einmal eine Ansicht der Besitzung des Generals in Voskath, um ihn zum Besuche aufzumuntern. K. kam aber nicht mehr nach dem Norden.

68 3. Von K.s Reise erzählen die sechs Feuilletons „Vom Spaziergange", die in der „Presse" erschienen: 25., 28. August, 5., 16., 22. September und 6. Oktober 1868.

68 4. In Nr. 35 der Wiener humoristischen Wochenschrift „Figaro" (XII. Jg.) vom 1. August 1868 steht der von K. bezeichnete Artikel „Deutsche Schützen! Edle Stammesgenossen! Bruderherzen!" Anläßlich des Wiener Schützenfestes brachte schon die Nr. 34 (25. August 1868) in dem Aufsatze „Eine unzerstörbare Universal-Devise" Variationen über die Inschrift am Hauptportal der Wiener Schützenhalle: „Durch Freiheit zur Wahrheit, durch Wahrheit zum Licht!" Die „Satire" K.s ist sein Feuilleton „Eine Freikugel" — „Die Presse", 25. Juli 1868.

29. September 1868.

68 13. „Also, ich gehe" war eine beliebte Redewendung der Freundin.

68 15. Dienstag, den 29.

69 13. Steiermark war das Geburtsland der Freundin.

*

K. war damals auch auf dem Rottenmanner Tauern. Vgl. S. 118.

5. Oktober 1868.

72 21. Dr. Adolf Fischhof (1816—1893).

73 3. Fischhof hatte schon 1866 bei Wallishauser in Wien eine politische Schrift veröffentlicht: „Ein Blick auf Österreichs Lage. Sendschreiben an die Redaktion des [Grazer] ‚Telegraf'." Die von K. erwähnte, noch erfolgreichere Broschüre hieß: „Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Politische Studie" (1869, gr. 8°, 225 S.) Über diese Schrift, die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, spricht auch K.s Brief an Fischhof vom 8. Juni 1871 („Die Fackel", IV. 124, 20. Dezember 1902).

18. Oktober 1868.

74 2. K. lernte erst diesmal in Graz den Vater der Freundin kennen, mit dem er sich sehr gut verständigte. Er und seine jüngere Tochter waren K. liebe Karten- und Schachpartner.

75 1. K. war am Erlaffee, als er dieses Gedicht schuf.

76 3. Das Gedicht wurde im „Präludium" der „Fünfzig Feuilletons" 1905 zum erstenmal veröffentlicht.

*

Aus der Zwischenzeit sind nur einige unbedeutende Briefchen erhalten.

*

8. Juni 1869.

77 4. Die Freundin weilte etwa drei Monate lang zu Besuch bei ihren Angehörigen in Graz. Sie hatte irrtümlicherweise am Kopfe ihres letzten Briefes noch Wien statt Graz geschrieben und K. machte sie dafür in den ersten Zeilen seiner Antwort tüchtig aus.

77 9. Dr. Alexander Brix, Rechtsgelehrter und Fachschriftsteller, hatte sich am 23. Februar 1869 im Bade die Adern geöffnet.

77 14. „Die Kirche und die Sittlichkeit", entstanden im Mai, gedruckt am 5., 8., und 12. Dezember 1868; „Claude Tillier und sein ‚Onkel Benjamin'", entstanden im Juni, gedruckt am 21. und 22. September 1868. Beide Feuilletons in der „Presse", das zweite auch in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 179 ff.).

77 20. Nur das erste Reiseprojekt wurde zur angegebenen Zeit auch ausgeführt.

78 5. Ausflugsort bei Tal im Grazerfeld.

78 9. Karl v. Holtei (vgl. seinen Brief an K., Grazer „Tagespost", 1. Jänner 1908) rühmt an dieser Stelle seiner Memoiren das eheliche Glück, das ihm seine erste Gattin Julie bescherte: das Glück eines Mannes, der von einer edlen Frau mit all seinen Fehlern geliebt wird.

19. Juni 1869.

83 17. Der Ausflug regte folgende, in der „Presse" erschienene Feuilletons an: „Ein vergessener Winkel" (Pitten) — 23. Juni; „Von Kemmelbach nach Gaming" — 29. Juni, „Von Gaming nach Mariazell" — 8. Juli, „Von Mariazell nach St. Ägidi" — 23. und 24. Juli, „Von St. Ägidi nach Hainfeld" — 5. und 6. August; „Wallfahrt, Lotto und Wiener Bank" — 28. Juli 1869 („Fünfzig Feuilletons", S. 275 ff.).

84 7. K. wurde tatsächlich am Fuße des Wienerwaldes begraben: der Bürgermeister Josef Schöffel ließ ihm im Namen der Stadt Mödling auf ihrem Ortsfriedhof an der Südbahnstrecke ein Ehrengrab errichten. K. selbst hatte die falschen Lebensdaten in seinen Biographien heraufbeschworen (vgl. die Einleitung); sie verfolgten ihn bis auf den Grabstein. Der erzählt, der Dichter sei am 3. Juli 1824 (statt 1821) geboren worden und sei am 19. (statt 14.) Oktober 1879 gestorben.

84 10. Iwan Sergejewič Turgénjews Novelle „Väter und Söhne" war 1861 erschienen. K. schrieb für das Literatur-

blatt der „Presse“ im April 1866 einen Aufsatz über „Turgénjew und die slavische Welt“ („Literarische Herzenssachen“, S. 103 ff.).

6. Juli 1869.

84 16. S. Rothfeld gab mit Karl Weißkirchner, den K. noch vom „Pester Lloyd“ her kannte (1862/63), damals den „Ungarischen Lloyd“ heraus. Nach dem „Unentdeckten“ (= „Die Last des Schweigens“; Hertzsche Novellensammlung, 1878, Nr. 4) und vor der „Liebesschuld“ (ebenda, Nr. 5; Vorlesestück Lewinskys) erschien im Juni und Juli 1869 im „Ungarischen Lloyd“ K.s Novelle „Der Reisegefährte“. Dieses Werk war bereits 1855 im „Illustrierten Kalender und Novellen-Almanach“ (herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch) unter dem Titel „Adulis“ gedruckt worden und wurde dann im Jahre 1879 noch einmal mit dem Namen „Der schützende Schutzgenosse“ in der „Deutschen Revue“ publiziert. Diese letzte Fassung der Novelle samt dem letzten Titel behielt Wilhelm Lauser in der posthumen Novellensammlung bei, die er 1893 in Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, herausgab.

85 9. Henriette und Melanie waren die beiden jüngeren, unverheirateten Töchter Taubers. Melanie war Rekonvaleszentin nach Scharlach. Die schöne Henriette, später verehelichte Mankiewicz, erregte in Franzensbad sogar die Aufmerksamkeit Moltkes. Aus der Zahl der Briefe und Gedichte, die K. an sie gerichtet hat, wurden in der „Neuen Freien Presse“ (19. April 1903) von Hugo Wittmann einige veröffentlicht.

*

K.s Reisepläne verzögerten sich sehr. Als er sich endlich im August aufmachte, hielt ihn das schlechte Wetter schon in Graz zurück und K. gab die Weiterreise auf. Im September endlich gelang ihm ein Ausflug ins Ötschergebiet, von dem zwei Feuilletons erzählen, deren Ablehnung K. der „Presse“ entfremdete: „Aus dem Bielachtale“ und „Puchenstuben“, beide 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“ erschienen. Noch Mitte Oktober machte K. eine kleine Wanderung ins Gebirge. In-

zwischen war die Freundin von ihrem Grazer Besuch zurückgekehrt und der Winter 1869/70, den sie wie K. in Wien verbrachte, ergibt wieder eine Pause für unsere Sammlung. K. wollte damals „ein wenig Italienisch treiben. Man kann nicht wissen, ob man nicht über Nacht ein Rentier wird und beim Gardasee oder auf Capri nicht auch ein Wörtchen drein zu reden hat“. Diese Lernbegierigkeit hing offenbar auch mit dem langsam reifenden Roman „Das Schloß der Frevel“ zusammen, in dem K. italienisches Leben meisterhaft geschildert hat, ohne jemals in Italien gelebt zu haben.

*

Die Freundin übersiedelte mit den beiden Kindern im Juni 1870 zu ihren Angehörigen nach Graz.

*

15. Juli 1870.

85 23. K. war kurz vorher in Graz zu Besuch.

86 4. Vgl. **12** 11. „Das Fenderhaus“ soll tatsächlich noch einmal im Feuilleton eines Wiener Blattes erschienen sein, bevor es Rosner als den Roman „Der Haustyrann“ in Buchform herausgab. So erzählt Rosner selbst in dem Aufsatze „Autoren und Verleger“ — „Österr.-ung. Buchhändler-Correspondenz“, XXXVI. 8, 23. Februar 1895.

86 11. 1864 bis 1865.

87 8. K. hatte, einer Einladung des neuen Intendanten Karl Frhn. v. Perfall entsprechend, im Oktober 1868 seinen „Catilina“ am kgl. Residenztheater in München eingereicht. Als dieses Drama aus Rücksicht für Hermann Lingg — seine „Catilinarier“ waren auf der Münchener Hofbühne ohne Erfolg geblieben — nicht aufgeführt wurde, schickte K. statt des „Catilina“ Ende 1869 den „Firdusi“ an Perfall. Das Trauerspiel wurde angenommen und vom Regisseur Jenke inszeniert.

87 21. Die Abschrift des bisher unveröffentlichten Briefes an Karl Jenke (4. bis 8. Juli 1870) ist erhalten. Dieses Schreiben war für die Niederschrift des Münchener Regie-

buches entscheidend, in dem die authentische Bühnenfassung des „Firdusi" gegeben ist.

88 3. Ein junger Hund, mit dem K. spielte, biß ihn in den Finger. K. bat, den Hund nicht zu bestrafen. — „Mit meiner Hand bin ich vorsichtig", schrieb K. am 27. Juli wieder an die Freundin; „ich liebe es nicht, vor der Zeit ein Krüppel zu werden. Aber deswegen brauchen Sie nicht mein Kopist zu sein. Sie sollen meine Hofpianistin sein. Abschreiben ist wohlfeiler zu haben als Klavierspiel."

88 10. K. hatte am Fleischmarkt Nr. 15 im 4. Stock ein großes Zimmer gemietet, das er nach dem Sommer mit einem benachbarten kleineren vertauschen mußte. Der herrliche Ausblick auf die Leopoldstadt, das Marchfeld, die Donau und das Kahlengebirge veranlaßten K., seine Freunde im „Kaffeehaus zur schönen Aussicht" manchmal nachmittags zu bewirten. „Man tituliert mich nicht mehr Doktor, denn ich bin Kaffeesieder geworden". (K.) K.s Hausfrau kochte den Kaffee und eine gütige Nachbarin ergänzte sein Service. Kuchen, Obers 2c. kaufte er selber.

88 11. K. scheint sich 1869 mit Emil Kuh befreundet zu haben, der seit 1862 Mitarbeiter der „Presse" und seit 1864 Literaturprofessor an der Wiener Handelsakademie war. Auch diese Freundschaft endete trüb. Vgl. S. 340. K. wurde durch ein Feuilleton Kuhs in der „Presse" verletzt, wo sein Name und sein „Firdusi" in ungeschicktem Zusammenhang zitiert wurden.

88 15. „Der Krieg und das lettische Mädchen" — „Neues Wiener Tagblatt", 15. Juli 1870. Wiederabgedruckt in den „Fünfzig Feuilletons", S. 293 ff. Am 27. desselben Monats schickte K. der Freundin das eben erschienene Feuilleton „Neutralität im Himmel" („Siegelringe", S. 124 ff.), „das im Publikum wieder einen großen Effekt gemacht hat" (K.).

88 26. Alexander Iwanowič Herzen (1812—1870), deutsch-russischer Schriftsteller. Über sein 1850 in Paris verfaßtes und in Hamburg anonym erschienenes deutsches Werk „Vom anderen Ufer" hatte K. am 2., 3. und 4. Februar 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt" einen Aufsatz veröffentlicht.

89 12. Am 13. Juli hatte König Wilhelm den französischen Botschafter abgewiesen, worauf am 19. Frankreichs Kriegserklärung folgte.

13. August 1870.

89 14. „Ein Wiener Ratskeller“, „Schaden und kein Spott“ und „Redensarten I.“ (Der „Verzweiflungskampf“) — „Neues Wiener Tagblatt“, 8., 9. und 12. August 1870. („Siegelringe“, S. 128, 133, 138 ff.)

89 19. Am 6. August hatten die Deutschen bei Wörth und Spicheren gesiegt.

89 24. Dr. Karl Hoffer, Advokat, Reichsratsabgeordneter und Wiener Gemeinderat.

91 10. Der Wiener Rathauskeller wurde erst in jüngster Zeit (1899) eingerichtet und eröffnet. Hoffers und Kürnbergers Erwartungen sind glänzend erfüllt worden.

91 14. Der zweite Teil der „Redensarten“ (Das „europäische Gleichgewicht“) erschien am 17. August im „Neuen Wiener Tagblatt“, der dritte aber („Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“) am 25. September in der „Berliner Börsen-Zeitung“, mit der K. eben angeknüpft hatte („Siegelringe“, S. 140 und 144 ff.).

21. August 1870.

91 16. Am 14., 15. und 16. August.

93 14. Am 16. und 18. August waren die Schlachten bei Vionville-Mars la Tour und bei Gravelotte-Saint Privat geschlagen worden.

94 9. „Redensarten II“.

94 10. „Redensarten III“.

94 14. Die Grazer Reise verzögerte sich noch geraume Zeit.

1. September 1870.

95 1. Über diese Erscheinung, die man ähnlich schon im schleswig-holsteinischen Krieg beobachtet hatte, war am 26. August 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“ ein Feuilleton von Sigmund Schlesinger erschienen: „Die Töchter Thusneldens“.

96 20. In seinen Memoiren („Vierzig Jahre", Berlin 1843, I. 79 ff.) erzählt Holtei von seinen Breslauer Erinnerungen an 1809.

11. September 1870.

100 3. Hoffer hatte eine Villa in Pötzleinsdorf, wo er des Sommers wohnte.

100 9. Am 1. September war die Schlacht bei Sedan, am 2. erfolgte die Übergabe der Stadt. K. pries 1874 den Tag von Sedan als den „einzigen lebenswerten" unter den „begeisterungslosen Tagen von Heute", „außer dem Jahre 1848, das der Mannesvernunft nicht volle Probe hielt".

100 15. „Champagner-Toast" — „Neues Wiener Tagblatt", 3. September 1870; zweite Fassung „Siegelringe", S. 152 ff.

100 18. Das Jahr 1870 war verrufen wegen seines schlechten Wetters. K. verschob deshalb auch immer wieder seine Reise nach Graz, dessen landschaftlichen Reiz er gerne in den Briefen lobt.

102 5. Walter Rogge, der Verfasser der beiden Schriften „Österreich von Világos bis zur Gegenwart" (1872/3) und „Österreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust" (1879).

20. September 1870.

103 10. Magdalena, die ledige Schwester K.s (s. Einleitung) war Privatlehrerin und wohnte bei ihrem ältesten Bruder Anton in Wien. K. verkehrte damals nicht mit ihr, weil sie sein Rechtsgefühl empfindlich verletzt hatte.

103 19. „Ein Tollhäusler mehr" — „Neues Wiener Tagblatt", 17. September 1870; „Siegelringe", S. 156 ff.

104 7. In der Wiener Gesellschaft gab es damals viele Anhänger der Franzosen. Vgl. S. 149.

7. Oktober 1870.

104 16. Mit Bertold Auerbach war K. schon früher bekannt geworden, wie ein Brief K.s an ihn aus dem Jahre 1869 beweist. Auerbach weilte damals, wie K. am 1. Oktober der Freundin schrieb, „als kurzer Gast“ in Wien. „Auch ihm muß ich mich ein wenig widmen, da er Anspruch auf meine Gesellschaft macht, weil er mich aufs intimste zu verstehen und zu verehren behauptet.“ K.s Verhältnis zu Auerbachs früher Kunst ist in der Einleitung bezeichnet.

104 17. Kuh war im Sommer 1870 in Aussee.

104 19. Die beiden Feuilletons: „Glossen I. Graf Leo Thun und der konstitutionelle Hofstaat. II. Görz und Hirschl“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 8. Oktober 1870; „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige“ — ebenda, 10. und 11. Oktober 1870 („Siegelringe“, S. 163 ff.).

105 21. Redaktionsmitglieder des „Neuen Wiener Tagblatts.“

105 24. Das Feuilleton war am 23. Juni 1869 in der „Presse“ erschienen.

12. Oktober 1870.

108 21. Das Gasthaus Nußbaumer liegt in Unter-Grünburg (westliches Ufer der Steyr), dem Orte Steinbach gegenüber.

110 6. Sensenwerk Roßleiten.

13. bis 16. Oktober 1870.

115 17. Das Gedicht erschien zuerst im Präludium der „Fünfzig Feuilletons“ unter dem apokryphen Titel „Ich denke dein“.

117 9. „Die deutschen Alpen. III: Salzburg, Obersteiermark, das Österreichische Gebirge und das Salzkammergut, für Einheimische und Fremde geschildert von Adolph Schaubach, weil. Professor in Meiningen. Zweite Auflage. Jena, Fr. Fromman, 1865.“ K. zitiert die Stelle S. 363 bis einschließlich 367 mit wenigen Änderungen.

117 12. K. hat meines Wissens den Radstätter Tauern nicht beschrieben.

120 7. Der Wasserfall des Lantschfeldbaches.

120 20. Die Sporgasse und die Bürgergasse fallen schroff von der Höhe des Grazer Franzensplatzes ab, wo das einst landschaftliche, jetzt städtische Theater steht.

121 9. Ihm, sc. dem Kutscher.

122 2. Forellen waren K.s Lieblingsgericht.

122 23. Soll heißen: Gasthaus in Eisentratten; d. i. vor Gmünd die letzte Wegstation, der Geburtsort des Bildhauers Hans Gasser.

126 12. Lieser- und Malta-Tal.

127 17. K. war von Trefling (statt über Tangern) über Unterhaus und Seeboden nach Millstadt gegangen.

128 20. Millstadt, das heute wohl auch auf einen schlecht gelaunten Wanderer einen günstigeren Eindruck macht als damals auf K., besitzt jetzt Hotels, Restaurants und Kaffeehäuser am Ufer des Sees.

*

K. fuhr am 19. Oktober mittags nach Graz, wo er bei den „Drei Raben" (Annenstraße) abstieg und eine Woche verblieb.

*

28. Oktober 1870.

135 19. Der Brief an Perfall wird hier nach der im Nachlaß vorhandenen Abschrift K.s zitiert, die das andere Duplikat ergänzt.

137 6. Am selben Tage, als K. diesen Brief abschickte, wurde Metz übergeben.

138 9. Die Grazer „Tagespost" meldete am 26. Oktober, daß an der Münchener Hofbühne u. a. Kürnbergers „Firdusi" für die nächste Zeit vorbereitet würde.

139 2. Kuh phantasierte damals davon, sich mit seiner Familie und K. bald in eine schöne Alpeneinsamkeit zurückzuziehen.

139 5. K. sehnte sich nach Tirol. „Es ist doch sonderbar“, schrieb er darüber, „50 Jahre alt zu werden und seine Heimat noch nicht zu kennen“.

139 20. Am 24. und 25. Oktober 1870.

21. November 1870.

140 14. Der Essay „Über das antik und modern Tragische“, den K. in Berlin vorlesen wollte, erschien erst 1892 in Dr. Wilhelm Lausers „Allgemeiner Kunst-Chronik“ (Wien), XVI. Bd., Nr. 7 bis 14 inkl. K. hatte diese meisterhafte Arbeit im November 1869 begonnen, setzte sie im April und Oktober 1870 und im März 1871 fort, um sie endlich im April dieses Jahres zu vollenden.

141 7. Von diesen beiden am 4. November abgegebenen Feuilletons ist eines noch gedruckt worden („Tiedche'n auch eine Pille“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 30. November 1870; „Fünfzig Feuilletons“, S. 297 ff.). Das andere aber war beim Umzug der Redaktion vom zweiten in den dritten Stock verloren gegangen. „Glücklicherweise war es nur ein kleines Manuskript, auch dem Inhalte nach nichts vom Größten und Wichtigsten, was man zu sagen hat“. (K.) Es hieß „Ein staatsrechtliches Monstrum.“ Vgl. S. 157.

20. Dezember 1870.

142 2. K. fürchtete damals grundlos, er würde Hämorrhoiden bekommen.

142 20. Perfalls Briefe werden nach den Originalen in K.s Nachlaß zitiert.

143 23. Julius Rosen (eigentlich Nikolaus Duffek), Lustspieldichter.

144 5. K. kam nicht zur Münchener Erstaufführung des „Firdusi“.

144 13. Perfall verwechselt hier die „Presse“ offenbar mit dem „Neuen Wiener Tagblatt“.

145 6. „Zufälle“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 17. Dezember 1870; „Siegelringe“, S. 184 ff.

Zweite Februar-Hälfte 1871.

147 7. K.s erstes Feuilleton im „Neuen Wiener Tagblatt“ (gegr. 1867) war am 2. Februar 1870 erschienen Sein Engagement scheint vom April 1870 bis einschließlich Jänner 1871 gedauert zu haben.

149 2. K.s letztes Feuilleton in der „Presse“ war am 9. Oktober 1869 erschienen. Er brach damals seine Beziehungen zu diesem Blatte wegen des „unzarten“ Chefredakteurs Karl Dreger (vgl. S. 178) ab, der zwei Reisefeuilletons von K. nicht drucken wollte: „Aus dem Bielachtale“ und „Buchenstuben“. Sie erschienen am 22. Juni, 27. und 28. Juli 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“, zu dem K. nach einem kurzen Intermezzo beim „Wanderer“ übergetreten war. Schon am 2. Dezember 1870 aber hatte K. an die Freundin geschrieben: „Sorgen Sie sich übrigens nicht, wenn ich eines Tags auch mit dem Tagblatte schmollen müßte, daß es mich in eine Verlegenheit des Erwerbes brächte: die alte Presse hat nicht aufgehört, meine Versöhnung zu suchen, und ich kann ihr, sooft ich will, Gehör geben.“

150 9. „Das Trauerspiel“, Lustspiel in drei Aufzügen von F. K. Es erschien in Daberkows „Allgemeiner National-Bibliothek“.

150 10. Elegius Frh. v. Münch-Bellinghausen (= Friedrich Halm) war vom 11. Juli 1867 bis zum 1. November 1870 General-Intendant der Wiener k. k. Hoftheater. K., der anfangs 1868 seinen „Catilina“ — zum vierten Male am Burgtheater! — auch bei ihm vergeblich einreichte, schrieb über den Dichter Halm öfters abfällig. So in den Feuilletons „Schiller, Halm und Johannes Scherr“ („Der Correspondent“, 25. Februar 1872; „Literarische Herzenssachen“, S. 48 ff.) und „Gottfried Keller“ („Frankfurter Zeitung“, 12. Mai 1907, Erstes Morgenblatt; „G. K. und F. K. Neue Mitteilungen. Von O. E. D.“)

150 12. Am 30. Oktober 1867 hatte das Burgtheater zwei Preise (200 und 100 Dukaten) für neue Lustspiele ausgeschrieben. Die Preisrichter (Franz v. Dingelstedt, Karl v. La Roche, Salomon Hermann v. Mosenthal, Ludwig Speidel und

Robert Zimmermann) wählten unter 197 eingelaufenen Stücken für den ersten Preis das vieraktige historische Lustspiel „Schach dem König“ von Hypolit August Schaufert (erfolgreiche Premiere am 9. Dezember 1868) und für den zweiten das fünfaktige Lustspiel „Über den Parteien“ von Wolfgang Müller v. Königswinter. Ludwig Speidel berichtete selbst in der „Presse“ ganz freimütig, daß dieses zweite Stück ihn auf der Bühne enttäuschte (4. März 1869), ebenso wie das Lustspiel „Ein Narr des Glücks“ von Ernst Wichert (9. April 1869), für das die Preisrichter eigens einen dritten Preis geschaffen hatten.

150 14. Der Gatte der Freundin war am 6. November 1867 gestorben.

150 15. Oktober 1868.

151 7. K. schätzte aber Ludwig Speidel hoch.

152 8. „Größen-Schauer“ — „Neues Wiener Tagblatt“, 5. Jänner 1871; „Siegelringe“, S. 186 ff.

(1. Fortsetzung.)

155 24. Moriz Wengraf war, als K. in Graz lebte (1864/65), Herausgeber der Tageszeitung „Telegraf. Organ für steiermärkische Interessen“ (1855—1867).

157 1. In dem Briefe an Moriz Szeps, den Gründer und Herausgeber des „Neuen Wiener Tagblattes“, sind die beiden Antworten an Frau Kompert und Baron Perfall nach den erhaltenen Kopien im Nachlaß K.s mitgeteilt.

157 17. Vgl. **104** 10.

157 22. Vgl. **141** 7. Die Feuilletons „Monsieur mon Frère“ („Siegelringe“, S. 174 ff.) und „Europäischer Kohlenmeiler“ erschienen am 10. und 23. November 1870 im „Neuen Wiener Tagblatt“.

158 2. Vgl. **145** 6. „Stimmungs-Ebbe“ („Siegelringe“, S. 177 ff.) erschien nicht im „Neuen Wiener Tagblatt“, sondern anfangs 1871 in der „Berliner Börsen-Zeitung“.

159 6. Marie Kompert, Tochter des aus Pest nach Wien übersiedelten Philanthropen Levi, seit 1857 Leopold Komperts Gattin.

162 14. „Von Himmel und Hölle“ erschien im „Neuen Wiener Tagblatt“ am 21. Februar 1870.

162 15. Vgl. **88** 15 und **103** 19.

165 18. Außer „Größen-Schauer“ erschien im „Neuen Wiener Tagblatt“ nur noch „Österreichs Grillparzer“ („Literarische Herzenssachen“, S. 281 ff. am 14. Jänner 1871. „Dichter und Welt“ (ebenda, S. 288 ff.) wurde bald darauf in der „Berliner Börsen-Zeitung“ veröffentlicht.

166 2. „Schicksalsworte“ („Siegelringe“, S. 136 ff.) — „Neues Wiener Tagblatt“, 25. August 1870.

(2. Fortsetzung.)

169 3. Von diesem Briefe ist keine Abschrift in K.s Nachlaß vorhanden.

172 8. Roderich Benedix, einer der fruchtbarsten Lustspieldichter.

173 9. „Die Lästerschule“, Lustspiel nach Sheridan von Friedrich Ludwig Schröder; seit dem 3. Juni 1782 Repertoirestück des k. k. Hofburgtheaters. Eine Umarbeitung der Schröderschen Übersetzung von Kurländer (1816) hielt sich nicht lange auf der deutschen Bühne.

173 10. Friedrich Beckmann, 1846 bis 1866 Mitglied des Hofburgtheaters, hatte die Rolle des „Moses“ gespielt.

174 14. Denselben Gedanken hat K. in einem Briefe an Henriette Mankiewicz vom Jahre 1874 weiter ausgesponnen. Vgl. **85** 9.

6. April 1871.

176 14. Im „Deutschen Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Hermann Kurz“ (II. Serie, 5. Bd.; der ganzen Serie 11. Bd. München, Rudolf Oldenburg, 1872) erschien K.s Novelle „Der Drache“, die 1853 entstanden und auch in der Bellmannschen Sammlung (1857, Nr. 6) enthalten war. Heyse charakterisierte in dem kurzen biographischen Vorwort, zu dem er Wurzbachs und K.s eigene Angaben verwendete, des Dichters Art mit ein paar Zeilen treffend.

176 24. Vgl. **87** 8.

178 3. Karl Dreger, der Eigentümer, Drucker und Verleger der alten „Presse“ trat anfangs April 1871 zurück. Vom 11. April an zeichnete J. K. Lecher als Herausgeber, der in der 1. Beilage des Wiener Tagblattes „Die Zeit“ (27. September 1902) „Erinnerungen an K.“ veröffentlicht hat. Aus ähnlichen Gründen wie im Oktober 1869 mit der „Presse“ (vgl. **149** 2) hatte K. im Juni 1868 mit der „Neuen Freien Presse“ gebrochen, als ihm Max Friedländer nämlich das Feuilleton „Theokratische Menschenopfer“ zurückschickte („Die Presse“, 17. und 18. Juli 1868; „Siegelringe“, S. 481 ff.).

178 6. K.s Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung; er blieb der „Presse“ fern.

12. April 1871.

178 20. Am 9.

181 5. Klara Ziegler. — Gildisda ist die Gattin des Sultan Mahmud von Ghasna.

22. Juni 1871.

181 15. K., der Mitte April als Rekonvaleszent schrieb, hatte im Mai Andeutungen über ein neues Projekt gemacht.

181 24. Vgl. S. 167.

183 22. Dr. Wilhelm Fischhof.

185 21. Karl Freund.

186 23. Vgl. K.s Brief an Adolf Fischhof (**149** 2) vom 8. Juni 1871.

187 7. Die Gegend von Tokay kannte K. schon aus dem Jahre 1862 (vgl. S. 395); er kam aber nicht mehr dorthin, da die ganze Reise nach Oberungarn unterblieb.

190 21. Ernestine Engländer.

190 24. Josefine Friedmann.

190 27. Vgl. S. 97 ff.

192 5. Vgl. die Einleitung.

196 4. General Josef Bem, der 1848 nach seinen Wiener Taten von der Kossuthschen Regierung den Oberbefehl in Siebenbürgen erhielt.

23. Juli 1871.

198 14. K. hatte die große Tragödin Adelaide Ristori anfangs Oktober 1865 gesehen, als sie mit ihrem Ensemble in Graz gastierte.

30. Juli 1871.

201 7. Am 6. August.

204 4. Vgl. S. 195.

204 24. Das Abenteuer der Sebes Überschwemmung hat K. im 11. Siebenbürger Feuilleton (s. u.) erzählt.

205 8. Franz Schreiber, Redakteur der „Siebenbürgischen Blätter".

24. August 1871.

206 14. „Ein Ausflug nach Siebenbürgen", 18 Feuilletons, zwischen dem 25. Oktober 1871 und 8. Juni 1872 im „Ungarischen Lloyd" erschienen. Unter demselben Titel hatte die alte „Presse" im Dezember 1859 und im Jänner 1860 Feuilletons von Dr. Peez gebracht. Aber erst K.s Bericht bedeutete eine Entdeckung, als das Land durch die Eisenbahnen für Mitteleuropa erschlossen war. K. hatte übrigens schon früher von Siebenbürgen geschrieben, da er 1848 im Literaturblatt der „Sonntagsblätter" (Nr. 9, S. 36 f.) das „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen von J. F. Geltch" besprach.

206 25. Die beiden Briefe K.s an Herrn Stinn, Oberinspektor und Betriebsleiter der ersten siebenbürgischen Bahn in Arad, und an Herrn Damis, Streckenmeister in Petroseny, vom 13. und 14. August 1871 sind erhalten. K., der über seine Siebenbürger Reise ein genaues Tagebuch führte, erbat sich von den beiden Herren technische und kommerzielle Aufzeichnungen.

23. September 1871.

207 14. Vgl. **187** 7.

208 16. K. schrieb die Siebenbürger Feuilletons in der Zeit vom August 1871 bis Mai 1872.

210 12. Karl Siegmund Graf v. Hohenwart, österr. Ministerpräsident vom 4. Februar bis zum 25. Oktober 1871.

210 27. Vgl. **140** 14.

6. November 1871.

K. wohnte damals I., Kleeblattgasse 13, 4. Stock links.

212 6. Perfall sandte K. einen telegraphischen Glückwunsch zum Erfolg des „Firdusi".

212 15. Friedrich Schlögl und Hans Grasberger zählten zu den späten Freunden K.s. Grasberger widmete K. zum Dank für seine Ratschläge die Nachdichtung der „Rime di Michelangelo Buonaroti" (Bremen, Kühlmann, 1872) „in dankbarer Verehrung". K. schrieb darüber (Februar 1872 und Dezember 1873) einen Essay, den er zuerst im „Correspondenten" (3. März 1872), dann aber umgearbeitet in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 128 ff.) veröffentlichte. Über Schlögls „Wiener Blut" (Wien, Rosner 1873) sprach sich K. am 5. April 1873 in der „Gegenwart" aus („Literarische Herzenssachen", S. 271 ff.).

9. November 1871.

212 21. Vgl. S. 48.

213 17. Das Wiener „Fremdenblatt" brachte den Wiederabdruck einer Kritik, die am 5. November — einen Tag nach der Erstaufführung des „Firdusi" — in einer Münchener Zeitung erschienen war. K. erhielt die Münchener Kritiken erst später mit einem sehr schmeichelhaften Briefe Perfalls vom 11. November 1871.

213 22. Perfall scheint — dem Regiebuche des Münchener Residenztheaters nach — allen Wünschen K.s entsprochen zu haben.

214 25. Gegen Josef v. Weilen und Salomon H. v. Mosenthal ist K. wiederholt öffentlich aufgetreten: „Die Quellen der Kunst", „Von uns und unsern Dichtern", „Wien, im Spiegel eines Sarges" (1872) — „Literarische Herzenssachen", S. 255, 298, 303 ff. u. a. a. O.

215 4. Über Friedrich Hebbel hatte K. schon frühzeitig Rühmliches geschrieben: eine Kritik über „Maria Magdalena" nach der Premiere am Hofburgtheater — „Wiener Sonntagsblätter", 14. Mai 1848, VII. 337 ff, und „Friedrich Hebbel als Lyriker" — „Literaturblatt" dieser Wochenschrift, 1848, Nr. 3, S. 9 ff. — Vgl. auch die Feuilletons: „Von Hebbels Moloch" — „Die Presse", 22. und 23. Dezember 1868 (woran sich eine erregte Polemik mit der „Neuen Freien Presse" schloß); „Dem Genie seine Anerkennung" — „Morgenpost", Wien, 21. September 1871; „Hebbel und Bauernfeld" — „Berliner Börsen-Zeitung", 12. Jänner 1872. Die beiden ersten Stücke erschienen dann unter den „Fünfzig Feuilletons", S. 252 und 300 ff., das dritte in den „Siegelringen", S. 236 ff.

215 6. Dokumente für die Freundin.

1. Jänner 1872.

216 9. Die „Deutsche Zeitung" wurde 1871 als erstes deutsch-nationales Blatt in Wien gegründet und ging nach mehreren Metamorphosen 1907 ein. K. war 1873, 1874, 1875 und 1879 ihr Mitarbeiter.

216 14. Das Wiener Wochenblatt „Der Correspondent" war 1869 als „Organ für Politik, Volkswirtschaft und Literatur" gegründet worden. K. schrieb von Ende 1871 bis Herbst 1872 unter dem Herausgeber Julius Spitz zahlreiche Feuilletons für dieses Blatt.

216 15. „Flußregulierung des Geldes", „Die Welt wird alt und wird wieder jung" — „Der Correspondent", 24. und 31. Dezember 1871. Das zweite erschien unter den „Fünfzig Feuilletons", S. 393 ff.

216 20. In den Wintern 1870—1871 und 1871—1872 schrieb K. fleißig für die „Berliner Börsen-Zeitung" Feuilletons.

216 26. „Die Gegenwart", Berliner „Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", 1872 von Paul Lindau begründet. In den Jahrgängen 1872, 1873, 1874 und 1877 sind Aufsätze von K. enthalten.

31. Jänner 1872.

218 3. Im Jänner 1872 entstanden außer zwei Siebenbürger Feuilletons: „Falsche Lichter" — „Die Gegenwart", 20. Februar („Literarische Herzenssachen", S. 37 ff.); „Bücher-Frou-Frou" — „Der Correspondent", 14. Jänner (ebenda, S. 28 ff.); „Hebbel und Bauernfeld" — „Berliner Börsen-Zeitung", 12. Jänner („Siegelringe", S. 236 ff.); „Biblia sacra" — „Der Correspondent", 21. Jänner („Literarische Herzenssachen", S. 32 ff.); „Grillparzers Lebensmaske" — „Berliner Börsen-Zeitung", 23. Jänner (ebenda, S. 293 ff.); „Von uns und unsern Dichtern" — „Der Correspondent", 28. Jänner (ebenda, S. 298 ff.).

218 6. Im Winter 1869—1870 hatte K. Feuilletons für den altehrwürdigen „Wanderer" geschrieben, dessen Eigentümer damals Moritz Graß war.

218 10. „Firdusi" war nur am 8. November 1871 wiederholt und dann — angeblich wegen einer Übermüdung Ernst v. Possarts — vom Repertoire abgesetzt worden. Das Stück wurde seit dem nicht mehr gegeben. — K. erhielt 10 Prozent Tantieme.

218 20. K. zog sich damals eine kleine Morphiumvergiftung zu.

26. März 1872.

K. hatte am 18. seine lang verschobene Reise nach Graz gemacht, wo er bis zum 25. verblieb.

219 26. Hotel Stadt Triest, jetzt Steirerhof, am Grazer Jakominiplatz.

220 4. „Die Last des Schweigens". Vgl. **84** 16 und S. 395. Die Novelle erschien unter diesem neuen Titel zuerst in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik" 1876

(III. 6), dann in der 1878 bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), Berlin, edierten Sammlung, die K. noch selbst besorgte, als Nr. 4.

221 19. Am 13. März hatte K. geschrieben: „Erst vor wenigen Tagen hat sich wieder eine Neue Berliner Zeitung bei mir gemeldet, — die dritte mit der Berliner Börsenzeitung." K. scheint aber der Einladung dieses neuen Journals nicht gefolgt zu sein.

222 1. Die k. k. Hofschauspielerin Amalie Neumann-Haizinger gastierte damals nicht in Graz.

6. April 1872.

222 15. Die beiden Feuilletons scheinen doch gedruckt worden zu sein, da sich unter den Arbeiten des März keine unveröffentlichte findet.

222 20. Josef Schöffel, früher Offizier, dann Schriftsteller, österr. Reichsratsabgeordneter, Bürgermeister von Mödling bei Wien und nieder-österr. Landesausschuß, lebt jetzt zurückgezogen in Mödling. Seine Verehrung für K., der seit 1870 mit ihm verkehrt haben dürfte, hat Schöffel in den „Erinnerungen aus meinem Leben" (Wien 1905) bezeugt. Der „St. Georg" des Wienerwaldes, wie ihn K. im Vorwort der „Siegelringe" nannte, kämpfte zuerst im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblattes" (seit 20. April 1870), dann in dem der „Deutschen Zeitung" für die Rettung des bedrohten Waldbestandes. K., der Schöffel zu diesem Kampfe ermunterte, sekundierte ihm mit einigen Feuilletons: „Glossen. II. Görz und Hirschl" — „Neues Wiener Tagblatt", 8. Oktober 1870; „Was sich der Kahlschlag erzählt" — „Der Correspondent", 7. April 1872, konfisziert („Siegelringe", S. 259); „Die Woche" — ebenda, 5. Mai 1872 (ebenda, S. 263); „Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!" — ebenda, 12. Mai 1872 (ebenda, S. 267); „Dieb-sein währt am längsten" — ebenda, 16. Juni 1872 (ebenda S. 271). Nach dem fast dreijährigen erfolgreichen Feldzug Schöffels gegen die skrupellose Habsucht einer Wiener Clique trat K. noch zweimal für ihn ein, mit den Feuilletons:

„Ich" — „Neues Wiener Tagblatt", 26. August 1873 (!) und „Die Schöffel-Chlumecky-Debatte auf meiner Arbeitsbank" — „Deutsche Zeitung", 3. April 1874.

223 9. Schöffel erzählt (S. 294), daß er viele Tage und Wochen mit K. im Stifte Heiligenkreuz verlebte, „das er in seiner Phantasie immer zu einem buon retiro für Gelehrte und Schriftsteller, die fern vom Weltgetriebe, ohne Sorgen für das tägliche Brot, nur der wissenschaftlichen Forschung und der Literatur wie die früheren Insassen des Klosters leben sollten, umgestaltet wissen wollte."

223 17. Isabella II. war am 30. September 1868 nach 35jähriger Regierung abgesetzt worden. Sie weilte damals, während der Regierung Amadeo I. (Herzogs von Aosta), in Österreich.

223 22. Alfonso XII. wurde dann am 29. Dezember 1874 zum König gewählt.

1. Juni 1872.

225 2. Vgl. das Feuilleton „Gänzlich separierter Eingang" — „Die Presse", 25. August 1869.

225 20. Über die wienerischen Worte „Geglaubt und Vergessen", die gewöhnlich mit einem bedauernden „halt" zur Entschuldigung kleiner Sünden verwendet werden, schrieb K. ein sehr instruktives Feuilleton („Neue Freie Presse", 16. Dezember 1866).

226 26. „Zur Philosophie" und „Über die tragische Schuld unserer Wohnungsnot" hatte K. zwei Feuilletons veröffentlicht: „Morgen-Post" (Wien), 20. November 1871, und „Der Correspondent", 21. April 1872.

18. Juni 1872.

227 12. Da der „Correspondent" jeden Sonntag erschien, läßt sich der Titel des Feuilletons nicht feststellen.

227 14. Der Brief ging verloren.

227 18. K. hatte am 25. Februar 1872 das Feuilleton „Schiller, Halm und Johannes Scherr" im „Correspondenten" veröffentlicht („Literarische Herzenssachen", S. 48 ff.).

*

Am 23. Juni kam K. nach Graz.

*

27. Juli 1872.

228 14. Fischhof hatte sich nach Emmersdorf bei Klagenfurt zurückgezogen.

228 23. Es waren die Feuilletons: „Was sich der Stahlschlag erzählt", „Weises aus Österreich" und „Gute Gesinnung" — „Der Correspondent", 7. April, 23. Juni und 7. Juli 1872 („Siegelringe", S. 259, 277, 280 ff.).

231 17. Vgl. das Feuilleton „Zeitungskonfiskationen und § 300" — „Der Correspondent", 4. August 1872 („Siegelringe", S. 286 ff.).

232 16. Der Reichsforstverein hatte ebenso wie K. den anfangs einsamen Schöffel im Kampf für den Wienerwald unterstützt. — Vgl. das Feuilleton „Forstmannsheil!" — „Der Correspondent", 21. Juli 1872.

235 22. Auch diese Reise kam nicht zustande.

28. September 1872.

236 8. Vgl. **212** 15.

236 16. Die junge Freundin K.s wohnte in der Johannes-, jetzt VIII., Lenaugasse, als er sie Ende 1868 kennen lernte.

14. Oktober 1872.

238 4. Es handelte sich um eine Aufführung des „Trauerspiels" am Hofburgtheater. Vgl. dazu das erwähnte Feuilleton Rosners in der „Neuen Freien Presse" vom 5. Mai

1901. Dingelstedt, seit 1871 Direktor des Burgtheaters, scheint das Lustspiel K.s bei der Preiskonkurrenz 1867 nicht gesehen zu haben (**150** 12).

239 1. Auch diesmal wurde aus dem Grazer Ausflug nichts.

7. Dezember 1872.

239 7. Damals dürfte Dingelstedt das „Trauerspiel" — wegen einer Hofcharge! — abgelehnt haben. K. reichte sofort dafür „Das Pfand der Treue", sein im Spätsommer entstandenes bürgerliches Schauspiel in 5 Aufzügen, ein. Die Anregung zu diesem Stücke gab der 1860 erschienene Roman „Hans Ibeles in London" von Johanna Kinkel, die K. höher schätzte als ihren Gatten Gottfried.

239 8. K. reiste am 21. nach Graz.

30. Dezember 1872.

240 12. Am 29.

*

K. arbeitete in den folgenden Monaten fleißig an seinem Roman „Das Schloß der Frevel". Vormittags und nachmittags war er damit beschäftigt; abends erledigte er kleinere Arbeiten.

*

10. Mai 1873.

245 17. K. schrieb drei Feuilletons über den Börsenkrach: „Vom 30jährigen und vom Börsenkrieg" — „Deutsche Zeitung", 1. Juni („Siegelringe", S. 291 ff.); „Die Verkannte" — „Schlesische Presse", 13., und „Ungarischer Lloyd", 15. Juni; „Von den sozialen Wirkungen des großen Wiener Börsensturzes" — „Die Gegenwart", 7. November 1874.

247 13. 1867.

247 20. Der Begründer der alten „Presse".

*

Ende Juni weilte K. in Graz.

*

22. Juli 1873.

248. K. schrieb über Raimund 1876 in der „Heimat" (Wien) I. 15 („Fünfzig Feuilletons", S. 403 ff.): „Als ich flügge ward . . . Drei Erinnerungen an meine ersten Ausflüge. — 1. Guttenstein."

251 13. „Deutsche Zeitung", 9. Juli 1873.

1. August 1873.

252 24. Dr. August Förster, Regisseur des Hofburgtheaters.

252 26. K. hatte „Das Pfand der Treue" im Frühjahr auf Dingelstedts Wunsch umgearbeitet. Die bei Daberkow erschienene Fassung des Schauspiels ist die erste.

253 17, 18. Ausflugsorte bei Graz.

8. September 1873.

254 11. Am 9.

255 17. Sekretär Fuß.

255 21 Adolf v. Sonnenthal, Lewinsky und Förster.

*

K. fuhr am 22. September nach Graz, wo er einige Tage im „Hotel Florian" wohnte. Dann reiste er nach Kärnten und weilte bis Ende Oktober mit Dr. Fischhof in Klagenfurt und dem benachbarten Pitzelstetten. Seiner Geschäfte wegen reiste K. darauf direkt nach Wien. Mitte Dezember weilte er wieder in Graz.

*

27. Dezember 1873.

258 20. K. hatte dem Verleger Otto Meißner in Hamburg kurz vorher ein Verlagsangebot gemacht.

259 2. Vgl. **245** 17.

259 6. Das Söhnchen der Freundin.

17. Jänner 1874.

259 22. „Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons". Hamburg, Otto Meißner, 1874. Die Vorrede ist vom Juni 1874 datiert. Da K. seine Feuilleton-Sammlungen — er plante fünf — längst vorbereitet hatte, scheint der langsame Druck an der Verzögerung schuld gewesen zu sein.

260 5. Vgl. **225** 20.

260 19. „Das Pfand der Treue", das K. offenbar auch an anderen deutschen Bühnen einreichen wollte. Er hatte das Stück, das sieben Monate en lecture war, „verdrießlich über den bureaukratischen Schlendrian des Burgtheaters", im November 1873 zurückverlangt. „Nie ist Einer, der sich leihweise etwas erbeten hat, mit größerer Großmut ungemahnt geblieben" (K.).

7. Februar 1874.

261 6. „Vom Weissensee" — „Deutsche Zeitung", 1. und 8. Februar 1874.

262 10. K. hegte schon damals den Plan, von Wien nach Graz zu übersiedeln und dann Orientierungsfahrten nach Deutschland, mit der Freundin und ihren beiden Kindern aber eine Reise nach dem Süden, an das Meer zu machen.

13. März 1874.

Die Freundin wollte wieder einmal nach Wien fahren. Es kam aber nicht dazu.

262 18. Im Jahre 1873 war zwischen dem Kahlen- und Leopoldsberge eine Drahtseilbahn errichtet worden, die

aber schon 1874 eingestellt und bald auch gänzlich aufgelassen werden mußte, weil die Anlage auf Rutschterrain stand. Das große Stationsgebäude dient jetzt als Privatvilla.

263 9. „Überhaupt", fährt K. fort, „— ich möchte Ihnen Ihre Gefühle nicht diktieren — aber ich glaube sie pünktlich vorauszusehen. Der erste und zweite Tag wird Entzücken sein; der siebente und achte . . . Geben wir wieder!" Ähnlich beschreibt K. an anderem Orte die Eindrücke eines Norddeutschen in Österreich.

17. April 1874.

264 21. 18 Druckseiten.
264 4. Am 13.

19. Mai 1874.

267 8. G. Reusche.

31. Mai 1874.

268 22. Humoristisch-satirische Wiener Wochenschrift mit Illustrationen; besteht seit 1869.

268 27. Dieses Blatt ging bald ein; aber es erstanden dem „Floh" später neue Konkurrenten in Wien.

269 22. Robert Byr, eigentlich v. Bayer, früher Kavallerie-Offizier, fruchtbarer Romanschriftsteller in Bregenz. Er hatte 1869 seinen jüngsten Roman „Der Kampf ums Dasein" an K. geschickt und sich mit ihm bald brieflich befreundet. K. kannte Byr schon aus früheren Arbeiten und scheint ihn trotz des Mißerfolges seines Trauerspiels „Lady Gloster" (Burgtheater, 30. Jänner 1869) geschätzt zu haben. Byr hatte K. bereits 1869 an den Bodensee geladen; aber er kam erst viel später dorthin.

3. Juli 1874.

270 14. Die „Ziegelringe" enthalten 87 Feuilletons.

11. August 1874.

Es war eine Verstimmung zwischen K. und der Freundin eingetreten. Durch seine Reise nach Graz und diesen gleich bei der Ankunft geschriebenen Brief wollte sich K. mit ihr versöhnen, was ihm auch völlig gelang. „Nach 15 Jahren gibt man den Versuch nicht auf . . . Man hat den guten Willen, Geduld zu haben“ (K.).

23. Oktober 1874.

271 14. Georg II., Herzog von Meiningen. Vgl. Rosners Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ vom 22. Jänner 1900 („Der weiße Rock des Herrn K.“) und vom 5. Mai 1901 („Schicksale eines Dramatikers“).

271 24. Frl. Ellen Franz trat am 10. Oktober 1862 als Jan Eyre in Koburg zum ersten Male auf. Sie vermählte sich am 18. März 1873 mit dem Herzog in morganatischer Ehe.

30. Oktober 1874.

273 11. Julius v. Payer war eben im Herbst 1874 von der österr.-ung. Nordpol-Expedition zurückgekehrt.

273 17. Im „Hotel Imperial“.

276 7. Diese Novellen-Sammlung kam nicht zustande.

276 21. Die vornehmsten Hotels in Graz.

21. November 1874.

277 6. K. hatte im September die schon lange vorher begonnene Novelle „Bergschrecken“ wieder vorgenommen, die nun vollendet wurde. Sie erschien im Oktober und November 1875 in der Wiener „Illustrierten Frauen-Zeitung“ (II. 19 bis 22), dann in der Hertzschen Novellensammlung v. J. 1878 (Nr. 2).

277 8. „Die Gartenlaube“, die K. auch 1871 in dem erwähnten Briefe an Fischhof (**186** 13) nennt, hat keinen Beitrag K.s veröffentlicht.

277 6. Erst im Juni 1876 schrieb K. für die „Schlesische Presse“ ein Feuilleton über „Weißenbach am Attersee“.

278 17. Wie seine Reise nach Bregenz mußte K. auch seinen Weihnachtsbesuch in Graz 1874 aus Geldmangel aufgeben. Er hatte damals mehrere fällige Honorare außenstehen.

5. Jänner 1875.

278 20. Es kamen nur „Das Pfand der Treue“ und „Das Trauerspiel“ in Betracht. Für dieses Stück versuchte Rosner später August Förster zu interessieren, der Mitte 1875 das Leipziger Stadttheater übernommen hatte.

278 21. K. war vom Dezember 1874 bis Dezember 1875 immerwährend mit seinem 1862 begonnenen Lieblingsroman „Das Schloß der Frevel“ beschäftigt, den er dann im August 1876 vollendete. Das Buch erschien erst 1904, in zwei Bänden herausgegeben von Karl Rosner, bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig (313 u. 250 S., 8°). Ein Kapitel daraus, „Eine römische Tombola“, war schon am 17. und 19. Mai 1863 im „Pester Lloyd“ veröffentlicht worden. Im Sommer 1875 begann Heinrich Reschauer den Roman in der „Deutschen Zeitung“ abzudrucken, mußte ihn aber wegen der häufigen Konfiskationen nach der 16. Fortsetzung abbrechen. Endlich brachte das neue Wiener Tagblatt „Die Zeit“ im Winter 1902/3 das ganze „Schloß der Frevel“, allerdings (ebenso wie die Buchausgabe) mit einigen apokryphen Strichen und Varianten, die wohl einer neuerlichen Beschlagnahme des Romans — wegen seiner freien Sprache über sexuelle Dinge — vorbeugen sollten. Vgl. „F. K. und die Sittlichkeit“ von O. E. D., „März“ (München), II. 4, Mitte Februar 1908.

17. Mai 1875.

282 19. Aber auch von der letzten Kopie des Romanes (März bis August 1876) heißt es in K.s „Konskription“ (s. Einleitung): „Den sogenannten Bild-Roman, den ich ‚Halbdunkel‘ nennen werde, noch einmal abgeschrieben, mit viel Neutext und fast Originalarbeit.“ K. setzte übrigens später, nach-

dem er noch zwischen den Worten „Verbrechen“ und „Gräuel“ geschwankt hatte, den Titel „Das Schloß der Frevel“ fest.

282 20. Heinrich Reschauer, seit 1. Juni 1875 Herausgeber der „Deutschen Zeitung“.

283 8. K. verkehrte brieflich mit der Baronin Heldburg. Zwei Briefe an sie aus dem Jahre 1876, „Das Trauerspiel“ betreffend, hat Leopold Rosner in der „Wage“ (III. 26 und 27), Wien, 24. Juni und 1. Juli 1900, veröffentlicht. Zwei andere aus dem Jahre 1875, die vom „Pfand der Treue“ handeln, sind noch unveröffentlicht.

283 20. „Das Pfand der Treue“ wurde Ende September 1875 in Liebenstein aufgeführt.

283 24. Dr. Josef Kopp, österreichischer Politiker: 1867 zum Wiener Gemeinderat, 1868 zum nied.-österr. Landtags-, 1873 zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Er starb mit seiner Frau in der Nacht vom 21. auf den 22. Jänner 1907.

14. Juni 1875.

284 4. Die erste war die Freundin selber.

284 23. In der vorletzten Fassung.

285 1. K. hoffte, für die Feuilleton-Veröffentlichung und die Buchausgabe seines Romans 3000 Taler, das sind 15.000 Kronen, zu erhalten.

285 16. Die „Deutsche Zeitung“ begann mit der Publikation des Romans am 15. Juni 1875.

285 19. K. fuhr am 24. nachts direkt nach Graz, wo er in der „Goldenen Birne“ abstieg.

10. Juli 1875.

285 26. Vgl. dagegen S. 221.

288 10. Neben dem Orte Einöd liegt das gleichnamige, von Gichtleidenden besuchte Bad, mit einem warmen alkalischen Säuerling.

288 23. Bindband = Geburtstagsgeschenk.

27. Juli 1875.

289 12. Vom 21. bis 23.

289 21. Das Wiener Gesamtgastspiel der Meininger fand zwischen dem 25. September und dem 31. Oktober 1875 im Theater an der Wien statt.

24. August 1875.

290 23. Am 18.

*

R. blieb in Graz vom 25. August bis 2. September und schrieb während dieser Zeit die Vorrede zu seinem bei Rosner erschienenen Roman „Der Haustyrann". Vgl. **86** 4 und „Aus den Papieren eines Wiener Verlegers" (Leopold Rosners), herausgegeben von F. A. Mayer, Wien, Wilhelm Braumüller, 1908, S. 99 ff. — Mitte September schrieb R. aus Klobenstein (Tirol) an Rosner. Am 3. Oktober verließ er Bozen.

*

4. Oktober 1875.

293 24. Am 7.

295 26. Hotel in der Färbergasse zu Graz.

6. Oktober 1875.

298 2. Naher Ausflugsort bei Graz.

16. Oktober 1875.

298 26. Mittwoch, der 13.

299 14. R. weilte vom 18. bis 27. Oktober in Graz.

6. November 1875.

300 4. Der Brief vom 30. Oktober wurde als unwesentlich weggelassen.

301 27. Ludwig Chronegk, Schauspieler, seit 1871 Regisseur, später Direktor und Intendant der Meininger Hoftheater-Gesellschaft, die von 1874 bis 1890 ihre berühmten Gastspiele absolvierte.

302 8. „Die Bluthochzeit oder die Bartholomäusnacht" (Leipzig 1871), ein erfolgreiches Drama von Albert Lindner.

302 20. Schließlich wurden K.s Hoffnungen auch in Meiningen zunichte. Aber erst anfangs 1877 erhielt er seine Dramen — unfrankiert — zurück.

26. und 28. November 1875.

303 24. Vgl. **88** 26. Die Sammlung „Rußlands Novellendichter" von Wolfsohn, die Herzens Roman „Wer ist schuld?" enthält, erschien 1851 in Leipzig.

303 26. Vgl. S. 86. Franche, Lorenne und Sonin sind Gestalten aus K.s Roman „Der Haustyrann".

304 19. Bei dem Bau des neuen Volksschulhauses in der Grazer Wielandgasse war am 20. ein Mauerteil eingestürzt. Der Unfall — es gab mehrere Tote und Verwundete — schien nur insoweit durch die Bauleiter verschuldet, als die Jahreszeit für die Arbeit besonders ungünstig war.

305 1. Die Freundin hatte am 19. die „Hermannsschlacht" im Grazer Landestheater gesehen.

*

K. war zu Weihnachten 1875 wieder in Graz.

*

9. Jänner 1876.

309 17. K. schickte „Das Schloß der Frevel" an die „New-Yorker Staatszeitung", die den Roman aber nicht veröffentlicht hat.

309 19. Auch am 10. erwähnt K. der „Korrespondenz mit Meiningen, die leeres Stroh ist. Ja, Strohhalme sind's, an die man sich nicht anklammern kann. Es hat mir angefangen widerwärtig zu werden."

14. Jänner 1876.

310 5. Der Vater der Freundin war am 9. morgens gestorben. K. hatte, ohne diese Kunde, schon ein paar Stunden nach dem Tod einen Trostbrief an die Freundin geschrieben, und dann am 10.: „Was meine sonstigen Berufsarbeiten betrifft, so findet mich Ihre Trauernachricht — bei einer scherzhaften und heiteren Novellette. Als der Anton starb, schrieb ich — mein Lustspiel. (Vgl. S. 150.) Das ist die Art, wie sich Natur und Schicksal um menschliches Treiben bekümmern!" Die Novellette, von der K. hier spricht, hieß ursprünglich „Hunger und Liebe" und erschien unter dem Titel „Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt" am 17. Dezember 1877 in der Wiener „Illustrierten Frauenzeitung" (IV. 24, S. 277 ff.), dann in der von Dr. Wilhelm Lauser herausgegebenen Sammlung von fünf Novellen K.s (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1893).

19. April 1876.

311 11. Die Freundin war am 20. April 1830 geboren.

311 18. „Der entfesselte Prometheus", lyrisches Drama in 4 Akten von Percy B. Shelley. Deutsch von Albrecht Grafen Wickenburg (Wien, Rosner, 1876). K., dem Wickenburg das Buch gewidmet hat, besprach es in den „Literarischen Herzenssachen" (S. 137 ff.).

29. Juni 1876.

312 2. Matthias Konstantin Graf Wickenburg, Statthalter in Steiermark, dann österr. Handelsminister.

312 20. K. ging von Wiener-Neustadt über Pitten, Edlitz, Aspang, Friedberg und Hartberg nach Gleisdorf in Steiermark.

312 21. Am 26.

313 4. Vgl. **277** 6. Es erschien am 2. Juli.

313 8. K. war in den ersten Monaten dieses Jahres immer kränklich.

15. Juli 1876.

K. hatte inzwischen in Graz geweilt.

315 24. In dieser Gegend (Alpl bei Krieglach) ist Peter Rosegger geboren, mit dem K. in seinen letzten Jahren verkehrte.

17. August 1876.

321 2. Ausflugsorte bei Graz.

321 10. Im August und September redigierte K. die „Literarischen Herzenssachen" (Reflexionen und Kritiken. Wien, L. Rosner, 1877. VIII u. 367 S., 8⁰), im Oktober schrieb er die Vorrede und im November korrigierte er den Druck.

321 14. Oskar Falke (eigentlich Georg Peter), Schriftsteller, war im Jahre 1848 Genosse K.s, scheint sich aber erst 1876 zu ihm gefunden zu haben. K. verkehrte mit Falke meistens in Rosners Bücherladen (Tuchlauben Nr. 22), wo er auch mit V. K. Schembera, Albrecht Grafen Wickenburg u. a. häufig zusammentraf.

4. Oktober 1876.

322 3. K. war Ende September nach einem bösartigen Rezidiv der Gelbsucht über Graz nach Steinhof zu Oskar Falke gefahren, wo er bis Ende Oktober verblieb, um wieder über Graz nach Wien heimzureisen.

11. Oktober 1876.

325 2. 1873 und 1875 in Kärnten, 1874 am Attersee.

16. Oktober 1876.

331 5. Schloß Negau gehört dem Grafen Maximilian W. von Trauttmansdorff-Weinsberg.

331 16. Die Freundin hatte als Kind eine Zeitlang dort gelebt.

333 13. Vgl. S. 78.

7. November 1876.

336 5. Am 3.

337 21. K. wollte, wie erwähnt, in Berlin seinen Vortragszyklus „Über das antik und modern Tragische" lesen, aber vor allem in Breslau seinen Roman verkaufen.

338 2. Vgl. S. 301.

338 5. „Literarische Herzenssachen".

338 13. Emmerich Frh. du Mont, philosophischer Schriftsteller. K., der mit du Mont dann Freundschaft schloß, schrieb zweimal über seine Werke: „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins" — „Die Heimat" (Wien, 1877, II. 47, S. 775 f., und „Das Weib. Philosophische Briefe" — „Deutsche Zeitung", 19. Jänner 1879.

339 7. Weißenegg.

339 20. Du Monts Briefe vom 28. September und 6. November, und K.s Antwort vom 4. November 1876 sind in dessen Nachlaß erhalten.

31. Dezember 1876.

340 11. K. war zu Weihnachten in Graz.

341 1. „Das Buch wird Ihnen große Freude machen," schrieb Rosner damals an Engländer; „denn es gehört zu den geistreichsten! Der Alte wird sich sehr freuen, wenn er hört, daß Sie nach ihm verlangten."

23. Jänner 1877.

341 10. Das Schloß bei dem steirischen Markte Ehrenhausen gehört jetzt einer Baronin Salvi.

341 17. Stephan Milow, eigentlich von Milenkovich, lebte damals als pensionierter Offizier auf Schloß Ehrenhausen, jetzt in Mödling. Er hatte K. ein paar Wochen vorher seine im November 1876 erschienene Gedichtsammlung „In der Sonnenwende" geschickt. K., der im Frühjahr 1877 schon den Dichter in Ehrenhausen kennen lernte, schrieb über seine Kunst in zwei Aufsätzen: „St. M. Ein zeitgenössischer Lyriker" — „Die Gegenwart" (Berlin), 24. März 1877 (IX. 12, S. 184 ff.), und „St. M. Eine lyrische Didaskalie" — „Literaturblatt" (Wien), 15. Mai 1877 (I. 1, S. 4 ff.). Eine Auswahl von Briefen K.s an Milow hat Max Morold im XVI. Bande des „Grillparzer-Jahrbuches" (1906) mitgeteilt.

341 22. Gattin des Feldmarschalleutnants Josef Frhn. v. Reichlin-Meldegg.

29. Jänner 1877.

342 3. Die Sorge um K., als er so krank darniederlag. Seit einiger Zeit litt jetzt die Freundin schwer unter einem Lungenkatarrh und K. unter den „schwärzesten seiner Sorgen".

343 1. Vgl. Morold, S. 251 ff.

343 6. Oskar Blumenthals Besprechung in den „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik", Berlin, 1877, V. 2.

343 22. K. hatte diese Maßregel für das Krankenzimmer der Freundin empfohlen.

344 7. „Künstlerbräute", Dezember 1876 bis Februar 1877 entstanden. Hertzische Novellensammlung, Nr. 1.

25. März 1877.

345 9. K. bot „Das Schloß der Frevel" dem Verlag S. Schottlaender zum Abdruck im Feuilleton der „Schlesischen Presse" und für die Buchausgabe an. Man konnte sich aber nicht über das Honorar einigen.

345 13. K. erhielt dann eine Freikarte nach Fiume, aber keine Permanenzkarte, wie er wünschte.

345 22. Der Brief scheint verloren gegangen zu sein.

28. Mai 1877.

K. war Mitte Mai nach Graz gefahren und nach mehrtägigem Aufenthalt nach Fiume gereist. Sein Entschluß, nach Graz zu übersiedeln, stand schon fest. Er hielt sich auch bei der Rückreise dort im Hotel Ries auf.

349 26. Im Oktober 1868. Vgl. S. 71.

14. Juni 1877.

353 22. Das Gedicht der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy, der Gattin des Grafen Albrecht, hat Leopold Rosner in dem Feuilleton „Der weiße Rock des Herrn Kürnberger" („Neue Freie Presse", 22. Jänner 1900) veröffentlicht. K. soll auf diese launige Einladung, doch wieder zu den ungeduldigen Freunden in Rosners Bücherladen zu kommen, in Versen geantwortet haben.

30. Juli 1877.

K. war bereits vorher nach Graz übersiedelt und wohnte Beethovengasse 19 (jetzt 23), im 3. Stock.

354 21. Den 6. August.

Undatiert 1877.

Der Brief stammt, wie sich aus einem Schreiben K.s an Milow (Morold, S. 266 f.) ergibt, aus den ersten Septembertagen und ist wahrscheinlich in Villach aufgegeben. Ein undatierter Brief ist in der Korrespondenz K.s, der gewöhnlich auch den Wochentag und oft die Stunde des Tages verzeichnet, ein Unikum, das sich nur aus seiner verzweifelten Stimmung erklärt.

356 10. Ecke der Leonhard- und Glacisstraße in Graz.

360 26. Der liberal gesinnte Bürgermeister Hängi von Stainz war im Herbst 1871 von einem fanatisch klerikalen Bauern meuchlings erschossen worden.

365 17. K. ging und fuhr dann von Villach nach Tarvis, Weißenfels, Radmannsdorf, Neumarktl, Loibl, Klagenfurt, Marburg und Graz.

13. November 1877.

K. war am 26. Oktober nach Wien und sechs Tage später nach Ofen gefahren, wo er bis zum 22. November verblieb.

366 2. „Adulis" (= „Der Reisegefährte", „Der schützende Schutzgenosse"). Vgl. **84** 16.

366 16. Der ungarische Reichsratsabgeordnete Emil v. Trauschenfels, bei dem K. in Ofen (Hauptstraße Nr. 387) wohnte.

369 27. Franz Gaul, der kostümgelehrte Maler, der als Leiter des Ausstattungswesens der Wiener Hofoper berühmt wurde.

370 11. Eine in England übliche Bezeichnung; im November kommen dort — wohl infolge der Nebelwirkung auf das Gemüt — die meisten Selbstmorde vor. Vgl. S. 277.

*

K. reiste nach kurzem Aufenthalte in Wien anfangs Dezember nach München (Hotel Stachus) und kehrte nach zwei Wochen über Wien nach Graz zurück. In den beiden folgenden Jahren, da K. neben der Freundin lebte, flossen die Briefe spärlich. Übrigens läßt sich im Jahre 1878 gar kein Feuilleton von K. nachweisen. Die Korrektur des bei Hertz erschienenen Novellen-Bandes scheint die größte Arbeit dieses unfruchtbaren Jahres gewesen zu sein. 1879 arbeitete K. wieder an der „Deutschen Zeitung" mit.

*

11. Juni 1878.

371 2. Falkes Gattin war gestorben.

371 11. Am 15. K. kam aber erst am 22. nach Graz zurück und Mitte August nach Ehrenhausen, wo er öfters als Milows Gast weilte.

3. Jänner 1879.

372 20. Vgl. K.s Brief an Milow vom 8. Jänner (Morold, S. 271).

2. August 1879.

373 4. K. war über München nach Bregenz gereist und wohnte dort bei dem Dichter Alfred Meißner, dem Schwager Robert Byrs. Die Freundin weilte Ende 1859 in Bregenz.

15. August 1879.

375 2. Seit dem Tode Kaulbachs (1874) verwaltete seine Gattin Josephine, geb. Sutner, das Haus, in dem K. nach wie vor ein gern gesehener Gast war. Vgl. **26** 8.

Ende August 1879.

380 21. Ausflugsort bei Graz.

25. September 1879.

382 23. Alfred Meißner, der K. nachgereist war. Vgl. Meißners Brief an K. vom 11. September — „Die Wage" III, 29, S. 46 (15. Juli 1900).

1. Oktober 1879.

383 5. Graz.

383 7. Dieses Gartenhäuschen hatte Frau v. Kaulbach K. eingeräumt.

383 10. K. stand zuerst in Behandlung des Prof. Ranke in München, den er auf das Drängen der Frau v. Kaulbach konsultiert hatte. Die erste gründliche Untersuchung ergab, daß das Rippenfell, die Lunge und das Brustfell entzündet waren. Nach einer kurzen Besserung wurde K.s Krankheit, die er wohl schon lang im Keime mit sich trug, wieder ernster und er mußte ins Münchener Krankenhaus am Sendlingertor gebracht werden. Dort wies ihm Direktor v. Ziemmsen,

der ihn selbst behandelte, ein sonniges Gartenzimmer an, wo die treue Frau v. Kaulbach K. täglich besuchte.

383 16. Die Anglo-Papiere standen damals, wie aus einem Briefe Oskar Falkes an K. hervorgeht, auf 136 fl. K. bekam für seine Aktien schließlich 1200 fl., wovon allerdings ein Teil von den Spitalskosten verschlungen wurde. Er starb aber nicht mittellos.

385 5. Am 21. November 1877 hatte K. an Milow (Morold, S. 268) geschrieben: „Was man auch auf Erden aus-zustehen hat — es ist der beste Trost, wenn die Sonne am blauen Himmel steht. Ich denke immer an den sterbenden Mirabeau: Ist sie nicht Gott, so ist sie doch ein naher Vetter von ihm!"

K. starb am Dienstag, den 14. Oktober 1879, 1/25 Uhr nachmittags, im allgemeinen Krankenhaus zu München. Die Freundin hatte ihn noch einmal gesehen, da sie rechtzeitig an sein Totenbett geeilt war. K.s Leichnam wurde von Schembera nach Nieder-Österreich überführt. Am 19. Oktober bestattete man ihn am Möblinger Ortsfriedhof in einem von der Gemeinde gestifteten Ehrengrabe.

NB. Das Motto der Briefsammlung ist eine Geburtstagswidmung, die K. am 20. April 1869 der Freundin in ein Buch von Ada Christen schrieb. Die Verse auf S. 386 sind eine Grabschrift, die K. im Winter 1876/77 für die schwerkranke Freundin ersann.

Register der Briefe.

Kürnbergers Werke.

R = Roman, N = Novelle, D = Drama, G = Gedicht, F = Feuilleton, S = Feuilleton-Sammlung.

Berichtigungen.

2 24 nach Charakters Komma zu setzen
4 13 lies ebenso statt eben so
5 11 nach alle Komma zu setzen
6 12 „ nichts Komma zu setzen
10 12 „ Musik Komma zu tilgen
17 9 „ daran Komma zu setzen
21 16 lies: nicht sein, sonst wären sie's ja.
24 21 nach gelangt Komma zu tilgen
24 23 „ Samstags Komma zu setzen
25 11 lies: vor's statt vors
27 4 „ Kálló-Semjén statt Kallo Semeny
30 11 „ 's hütete Cimacho statt s' hütete Comacho
30 14 „ all' statt auf
35 3 nach Augenblick Komma zu setzen
36 2 lies: Abwesenheit, meine Liebe, tröstet statt Abwesenheit tröstet
42 8 „ R. statt K.
42 21 nach Sanftes Komma zu setzen
44 1 „ sich Komma zu tilgen
44 5 lies: sahen statt sehen
45 16 „ Wolkenströme statt Wetterströme
51 23 „ Póeser statt Poiser
57 13 „ mir's statt mirs
57 14 „ Mayer statt Meyer
59 15 „ Märchenpoesie statt Mädchenpoesie
61 13 „ Palfau statt Palsau
72 2 nach deckte Komma zu setzen
72 20 lies: Am Freitag . . . Sonnabend morgens statt Freitag . . . Sonnabend
74 26 nach Hinaus Komma zu tilgen
84 10 lies: Turgéniew statt Turgenjew
86 7 „ h. statt h
89 7 „ Ihrigen statt ihrigen
91 8 „ denk' statt denk
92 6 „ Ihnen, aber Sie statt Ihnen, und Sie
104 9 nach Norddeutschen Komma zu setzen
106 26 „ daß Komma zu setzen
116 5 lies: Menschenlose statt Menschenloose
120 24 „ Neuem: wer statt Neuem; wer

126 21 lies: Srttal ſtatt Srtal
139 20 nach Dienstag Komma zu ſetzen
140 4 „ beides Punkt zu ſetzen
142 2 lies: mir augenblicklich vor ſtatt mir feſt vor
142 12 „ einem ſolchen Übel ſtatt einem Übel
142 13 „ Herrn . . . ich, wohl ſtatt Herren . . . ich wohl
147 20 nach ſagen Komma zu ſetzen
157 19 lies: Frère ſtatt frère
167 13 „ mir's ſtatt mirs
177 7 „ was denn das iſt ſtatt was iſt denn das
180 14 „ Geehrtem ſtatt Geehrten
187 8 „ Tokayer ſtatt Totaier
190 16 „ flüchtig geſchenkte ſtatt flüchtiggeſchenkte
193 7 „ Hanslick ſtatt Hanslik
222 1 „ Haizinger ſtatt Haitzinger
223 25 nach geſchrieben Komma zu ſetzen
263 16 „ „revenant" Komma zu ſetzen
265 22 lies: Prochaska ſtatt Probaska
290 11 „ „Der Sturm" ſtatt der „Sturm"
301 27 „ Chronegk ſtatt Cronegk
302 27 „ ſie ſtatt e
320 20 „ Sommerreiſen ſtatt Sommereiſen
325 2 „ Fiſchhof ſtatt Fiſchhoff
341 22 „ Reichlin ſtatt Reuchlin
347 20 nach glaubte Komma zu tilgen
355 5 „ endlich Komma zu ſetzen
368 3 lies: die Sie liegen ſtatt die ſie liegen
396 11 „ ihn, Friedrich Hebbel und Heinrich v. Kleiſt geſtellt zu werden (vgl. S. 215). ſtatt ihn und Friedrich Hebbel geſtellt zu werden.

